

Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz
Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde
Band: 61-62 (1987-1988)
Heft: 1: Sagen aus dem Fricktal

Artikel: Sagen aus dem Fricktal
Autor: Fricker, Traugott / Müller, Albin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747132>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

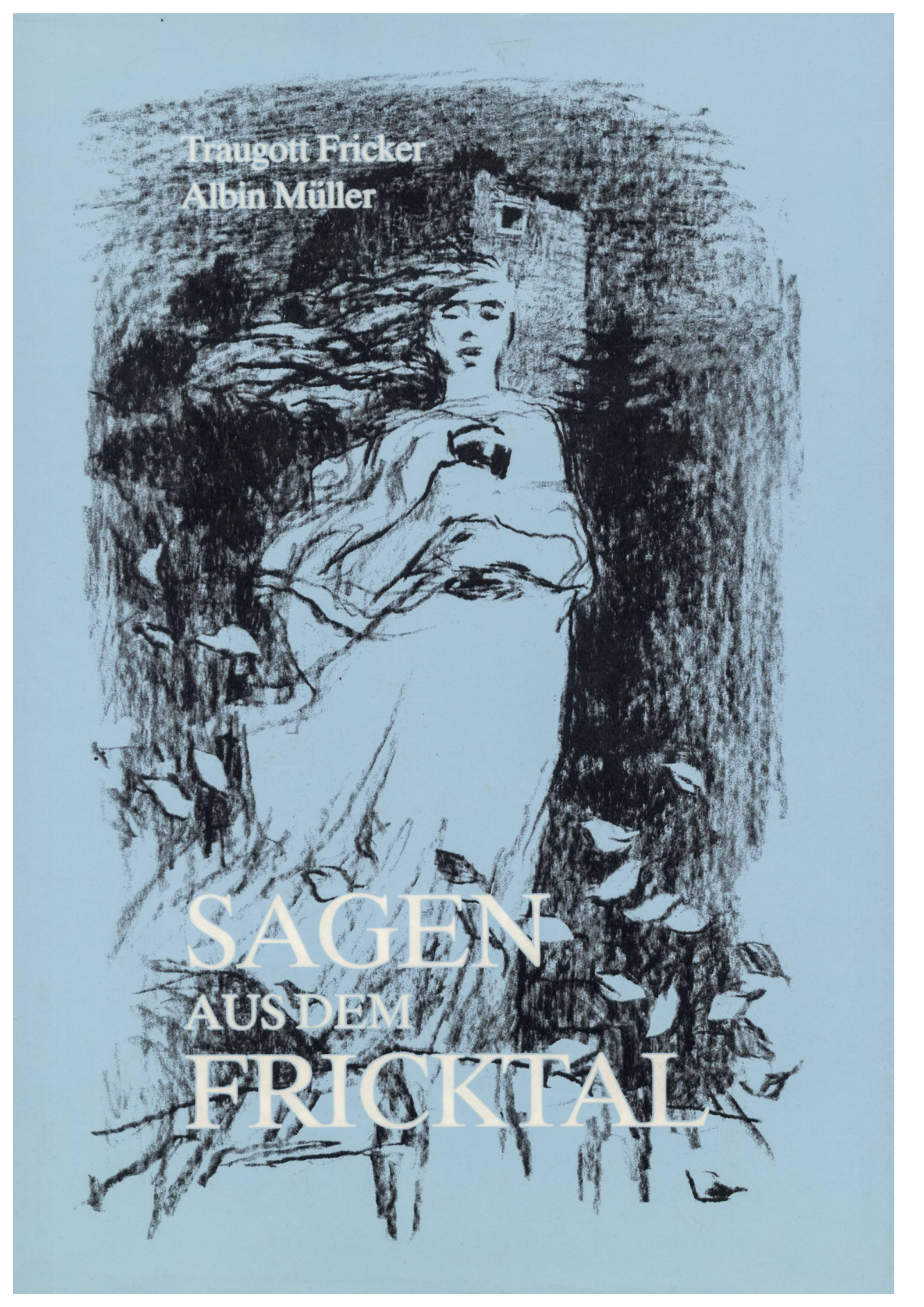
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Traugott Fricker
Albin Müller

SAGEN
AUS DEM
FRICKTAL

SAGEN AUS DEM FRICKTAL



Vom Jura zum Schwarzwald
Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz
Neue Folge
Jahrgänge 61/62 1987/88



Verlag Traugott Fricker/Albin Müller

SAGEN AUS DEM FRICKTAL

Zeichnungen: Bruno Bischofberger

Frick 1987 / 3. Auflage



© 1987 Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde.
Satz und Druck: ff druck Arnold Fricker AG, 5262 Frick.
Einband: Buchbinderei Grollimund AG, 4153 Reinach

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung der Herausgeber ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus mit Hilfe irgendeines Verfahrens zu kopieren oder zu vervielfältigen oder in Maschinensprache zu übertragen.

Inhaltsverzeichnis

Bezirk Laufenburg

Laufenburg	1
Kaisten	24
Ittenthal	35
Sulz	37
Etzgen	51
Mettau	55
Wil	57
Oberhofen	59
Gansingen	60
Schwaderloch	81
Sisseln	82
Münchwil	84
Eiken	88
Oeschgen	93
Frick	95
Gipf-Oberfrick	102
Homburg-Tierstein	104
Wittnau	113
Wölflinswil	123
Oberhof	138
Ueken	148
Herznach	150
Hornussen	153
Zeihen	164

Bezirk Rheinfelden

Rheinfelden	169
Augusta Raurica	190
Kaiseraugst	194
Olsberg	195
Magden	203
Möhlin	213
Wallbach	223
Zeiningen	226
Zuzgen	232
Hellikon	234
Wegenstetten	246
Mumpf/Obermumpf	263
Schupfart	271
Stein	274
Abkürzungen, Literatur	278

Vorwort

Die erste Auflage der Fricktaler Sagen erschien von 1935 bis 1938 unter dem Titel «Volkssagen aus dem Fricktal» in drei Heften der Zeitschrift «Vom Jura zum Schwarzwald», dem Organ der Fricktalisch-Badischen Vereinigung für Heimatkunde. Herausgeber war der 1902 geborene Traugott Fricker von Oberhof, seit 1923 Lehrer in Kaisten. Was ihn zur Sammlung der Fricktaler Sagen bewogen hatte, legte er im Geleitwort dar: Er wollte die in verschiedenen Publikationen zerstreuten Sagen zusammenfassen, «um es jedermann zu ermöglichen, das Sagengut seiner engeren Heimat beisammen zu sehen.» Dieser Grundstock sollte dann mit bis dahin unveröffentlichten Sagen erweitert werden. 1933 bat Traugott Fricker deshalb die Lehrerschaft der Bezirke Laufenburg und Rheinfelden um ihre Mitarbeit. Sein Aufruf hatte Erfolg. Zu den gegen 120 Stücken aus den «Schweizersagen aus dem Aargau» von E.L. Rochholz (Aarau 1856) und aus A. Birrchers «Das Frickthal in seinen historischen und sagenhaften Erinnerungen» (Aarau 1859) — der gebürtige Küttiger schrieb sich zeitweise mit zwei r — kamen rund hundert neue, so dass die «Volkssagen aus dem Fricktal», die 1938 in Frick auch in Buchform erschienen, 228 Nummern zählten. Nach zwanzig Jahren war die erste Auflage vergriffen. Wie diese erschien auch die zweite 1958 bis 1960 in drei Heften der erwähnten Zeitschrift, und zwar fast unverändert. Herausgeber war wiederum Traugott Fricker. Schon Mitte der siebziger Jahre war auch die zweite Auflage ausverkauft, und die Vereinigung beschloss, die Fricktaler Sagen neu herauszugeben, diesmal aber gleich als Buch. Da Traugott Fricker dazu gesundheitlich nicht mehr in der Lage war, übernahm sein von Kaisten gebürtiger Schwager Albin Müller, Bezirkslehrer in Rheinfelden, die grosse Arbeit. Unterstützt wurde er dabei von seinem Kollegen Arthur Heiz, Rheinfelden. Vorbild waren ihnen die von Paul Suter und Eduard Strübin herausgegebenen «Baselbieter Sagen», die 1976 in erster Auflage in Liestal erschienen waren.

Albin Müller durchforschte zuerst die einschlägige Literatur von beiden Rheinseiten, wobei er besonders in den Baselbieter Sagen fündig wurde, zog auch den im Staatsarchiv in Aarau aufbewahrten Nachlass von E.L. Rochholz zu Rate und bat, ähnlich wie seinerzeit sein Schwager, Mitglieder der Fricktalisch-Badischen Vereinigung, Lehrer und Nichtlehrer, um ihre Hilfe. Auf diese Weise konnte er die Sammlung Traugott Frickers um 128 Nummern erweitern, so dass die dritte

Auflage 356 Sagen zählt. Neben der Redaktion der Texte verfasste er zu den einzelnen Sagen Anmerkungen, die Auskunft über die Herkunft, den Sammler und den Erzähler der Sage geben, Ausdrücke und geschichtliche Hintergründe erklären. Dabei konnte er zum Teil auf sprachliche und sachliche Erklärungen zurückgreifen, die der ehemalige Wettinger Seminardirektor Arthur Frey für die erste Auflage verfasst hatte.

Wie in der Baselbieter Sammlung ist der Begriff der Sage sehr weit gefasst; auch Schwankhaftes und Anekdotisches ist in die Sammlung aufgenommen worden. Anders als in den ersten beiden Auflagen sind die Sagen hier nach den zwei Bezirken geordnet. In den Bezirken werden sie gemeindeweise gegliedert, die Gemeinden aber nicht alphabetisch, sondern nach Talschaften aufgeführt, da manche Sage nicht nur eine einzige Gemeinde, sondern auch Nachbargemeinden betrifft. Im Bezirk Laufenburg bilden die Sagen um Homburg-Tierstein eine besondere Gruppe, im Bezirk Rheinfelden erscheinen auch die Sagen um Augusta Raurica, obschon sie ins Baselbiet gehören. Innerhalb der Gemeinde hat Albin Müller die Sagen nach den Grundsätzen des Baselbieter Sagenbuches eingeteilt. Es heisst dort Seite 8: «Den Anfang machen Berichte, in denen das Übersinnliche vorherrscht: die Gruppe der Zwerge und Riesen, der Tod und die Toten, andere Geistererscheinungen, Hexen und Schadenzauber, übriger Zauber. An zweiter Stelle stehen sagenhafte Realien, und zwar naturwissenschaftliche wie auch historische, also etwa: volkstümliche Nachrichten über einstige Seen, Ursprungssagen von Naturerscheinungen, Erklärung von Orts- und Flurnamen, endlich Erzählungen von grossen und kleinen Begebenheiten bis hin zur Gegenwart.»

Schliesslich dürfen wir dafür dankbar sein, dass wir in Bruno Bischofberger, Zumikon ZH, einen Künstler gefunden haben, dessen Zeichnungen das Geheimnisvolle, Übersinnliche der Sagenwelt so eindrücklich wiederzugeben vermögen. Dank sei auch allen Mitarbeitern, die bisher unbekannte Sagen beigezeichnet haben — ihre Namen sind in den Anmerkungen aufgeführt —, Dank Bruno Egloff in Obermumpf und Heinz Fricker in Kaisten, die sich besonders um die Illustrationen kümmerten, und Dank den Gemeindeschreibern, die für Albin Müller Geburts- und Todesjahr so manchen Sagenenerzählers ausfindig gemacht haben.

Rheinfelden, im September 1987

Arthur Heiz



Bezirk Laufenburg

LAUFENBURG

I DIE SCHLOSSJUNGFRAU AUF DER HABSBURG

Grau und hart trotz der eckige Bergfried der alten Habsburg aus Gesträuch und Bäumen. Sein Haupt ist gebrochen, und öde gähnen graue Luken aus dem Gemäuer. Doch unter schattigen Bäumen führen wohlbekieste Fusswege, auf denen sich an heiteren Tagen Kinder und Erwachsene gerne ergehen, und an schönen Sommertagen flattert von seiner Zinne statt des habsburgischen Löwen die Schweizer Fahne fröhlich im Wind.

An diesen Mauern klebt Geschichte, und durch die zerbröckelnden Trümmer flüstert die Sage. Sie erzählen von den Schicksalen eines längst vergangenen Geschlechts. Wohl ist der Turm zerspellt, die Kemenate dem Erdboden gleichgemacht, aber noch immer haben nicht alle frühern Bewohner ihre ewige Ruhe gefunden.

In dunkeln Fronfastennächten, wenn der Nachtwind raunend durch die Blätter streicht und alle Wege verlassen träumen, erscheint oben am Rande des Felsens eine Jungfrau in weissem Gewand. Unbeweglich blickt sie auf den Rhein hinunter, und nur ihre langen Haare flattern gespenstig im Wind. In den Händen hält sie, traurig lächelnd, einen mit rotem Wein gefüllten Stauf. Wer sie erlösen will, muss diesen dreimal kredenzen, aber dreimal verwandelt sie sich in fürchterliche Gestalt. Schon viele haben es versucht, aber noch keinem ist das Erlösungswerk gelungen, und so hat auch noch niemand den Schatz gehoben, der schon jahrhundertlang unten in der Tiefe des Berges verborgen ruht.

2 DER SCHLOSSGEIST VON LAUFENBURG

Was einem in den drei Nächten vor Karfreitag träumt, das erfüllt sich nach dem Volksglauben. So träumte vor vielen Jahren einst eine arme Frau zu Laufenburg, dass sie auf der Ruine Habsburg am nächsten Freitag, mittags 12 Uhr, einen grossen Schatz heben könne. Und da der Traum sich dreimal wiederholte, machte sie sich am besagten Tag auf den Weg zum einsamen Schlossturm. Wie der erste Mittagsschlag von der benachbarten Kirche klingt, durchbebt ein leises Schüttern die

Erde, und vor ihren Augen steigt langsam ein grosser, russiger Topf aus dem Boden, und obendrauf sitzt eine grosse schwarze Katze mit Feueraugen wie Pflugsräder so gross. Mit einem Sprung setzt sie sich auf die Erde und funkelt böse mit den Augen. Sofort nähert sich die Frau dem Topfe und hebt den schwarzen Deckel ab. Doch enttäuscht schlägt sie ihn wieder zu — er ist mit Glasscherben gefüllt. Fauchend und krachend versinken Katze und Topf in dem Augenblick wieder in der Erde, und die Frau kehrt verdriesslich und nachdenklich heim.

Wie sie anderntags einem Kapuziner aus dem Klösterlein vor dem Tore begegnet und ihm den Vorfall erzählt, macht er ihr ernstliche Vorwürfe. Wäre sie nicht so zweifelssüchtig gewesen und hätte den Topf mit nach Hause getragen, so würden sich die Scherben in eitel Gold verwandelt haben.

Jene schwarze Katze war der Schlossgeist der Habsburg. Heute zeigt er sich nicht mehr, doch hat er noch in den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Zeichen von sich gegeben. In früheren Zeiten wurde von den Grafen von Habsburg-Laufenburg eine Jahrzeit in der Laufenburger Stadtkirche gestiftet; alle Jahre sollte für sie eine Seelenmesse gelesen werden. Als dies nach und nach in Vergessenheit kam, hörte man nachts in der Ruine häufig ein heftiges Schnauben und Stöhnen. Seither liest man die gestiftete Messe wieder, wie es sich gebührt.

3 WEISSE JUNGFRAU AM WASENBRUNNEN

In alten Zeiten, als noch der Rhein mit ungefesselter Kraft durch den Laufentobte, floss das Leben in dem mauerumringten Städtchen viel ruhiger als heute. Wenn nachts die letzte Schenkthüre zugeschlagen und des Nachtwächters schwerer Tritt durch die Gassen verhallt war, senkte sich tiefe Stille über die Dächer. Nur die mächtigen Brunnen auf den Plätzen und in den Ecken der Stadt murmelten einsam, und aus der Tiefe rauschte der Laufent.

In hellen Nächten, wenn der Mond die Dächer blass erhellte und Silberfäden in das plätschernde Wasser wob, erschien beim Wasenbrunnen droben am Tor eine weisse Jungfrau. Deutlich sah man sie auf dem Troge sitzen. In goldenen Wellen fluteten ihre aufgelösten Haare über ihre blanken Schultern. Vor ihr stand eine Schüssel, und mit einem goldenen Kamm fuhr sie durch die Locken und flocht zwei lange Zöpfe. Niemand wagte, sie in ihrem Mädchengeschäft zu stören. Schweigend erhob sie sich nach kurzer Zeit, ging, das Haupt leicht gesenkt, mit wiegenden Schritten gassabwärts und verschwand in den brausenden Fluten des Rheines.

Bisweilen, bei trübem Wetter, sitzt sie auch auf den Schüttsteinen der Häuser gegen den Rhein. Sinnend schaut sie auf das Spiel der Wellen hinab. Auf ihrem Gesicht liegt der Ausdruck unsäglicher Trauer. Was sie da will, weiss niemand zu sagen. Vielleicht trauert sie um den Verlust der goldenen Glocke, die noch unten im Rheine liegt und mit leisem Klingen die Menschen mahnt an längst entschwundenes Glück und vergangene Herrlichkeit.

4 HEXENTANZ IM BLAUEN

In der Gemarkung von Laufenburg, unterhalb des Kaisterkopfes, liegt ein Wiesengelände, das den Flurnamen «im Blauen» trägt. Vor Jahrhunderten stand dort, als im Fricktal noch die Eisenindustrie blühte, ein Hochofen, «Blaihen» genannt; daher stammt wohl der Name. Dieses nachts verlassene Gebiet haben sich die Hexen für ihre Zusammenkünfte erwählt. In dunklen Nächten führen sie auf dem Rasen ihre höllischen, wüsten Tänze auf. Kein Mensch erblickt sie, nur ein grosser Ring, auf dem kein Gras mehr wächst, zeugt am Tag von ihrem mitternächtlichen Treiben.

Einst, an einem schönen Sommertage, ging ein geistlicher Herr von Laufenburg in der Abenddämmerung spazieren. Ahnungslos schritt er über jenen Ring, als auf einmal, unter lautem Hohngelächter, eine Lichtschere aus grosser Höhe auf ihn herabfiel und ihm trotz des Lederkappchens so tief in den Kopf eindrang, dass er mehrere Wochen an der Wunde zu heilen hatte.

5 BANN AM GEISSENWEG

Am Geissenweg, an der Ziegelhütte vorbei, hatten früher die Kapuziner jeweils ihre Frucht austreten lassen. Nach ihrem Wegzug erblickte man nachts den Weg oft mit Spreuern bedeckt, die tags immer wieder verschwanden. Dort blieb jeder, der in den nahen Wald gehen wollte, um zu freveln, festgebannt und konnte wohl zurück, aber nicht mehr vorwärtskommen.

6 DIE BEIDEN LEBENSLICHTER

In Laufenburg lag einst eine alte Frau im Sterben. Als ihr Ende kam, sah man auf ihrem Nachttischchen plötzlich zwei schöne Lichtlein aufleuchten. Nachdem sie eine Zeitlang gebrannt hatten, verlöschte das eine und bald darauf auch das andere. Zur gleichen Zeit schloss auch die sterbende Frau die Augen für immer. Als man nun ihre im Schwabenlande wohnende Schwester benachrichtigen wollte, begegneten sich die Boten unterwegs. Die Schwester war in dem Moment gestorben, als das erste Lebenslicht erlosch.

7 DIE UNGETREUE MAGD

Vor vielen Jahren lebte in der Stadt eine Witwe, still und zurückgezogen. Seit dem Tode ihres Mannes pflegte sie besonders die Tugend der Mildtätigkeit. Kein Bettler und kein Bedrängter ging ohne eine milde Gabe von ihrer Schwelle weg, und reiche Spenden flossen täglich in die Hütten der Armen. Wie sie nun alt und krank

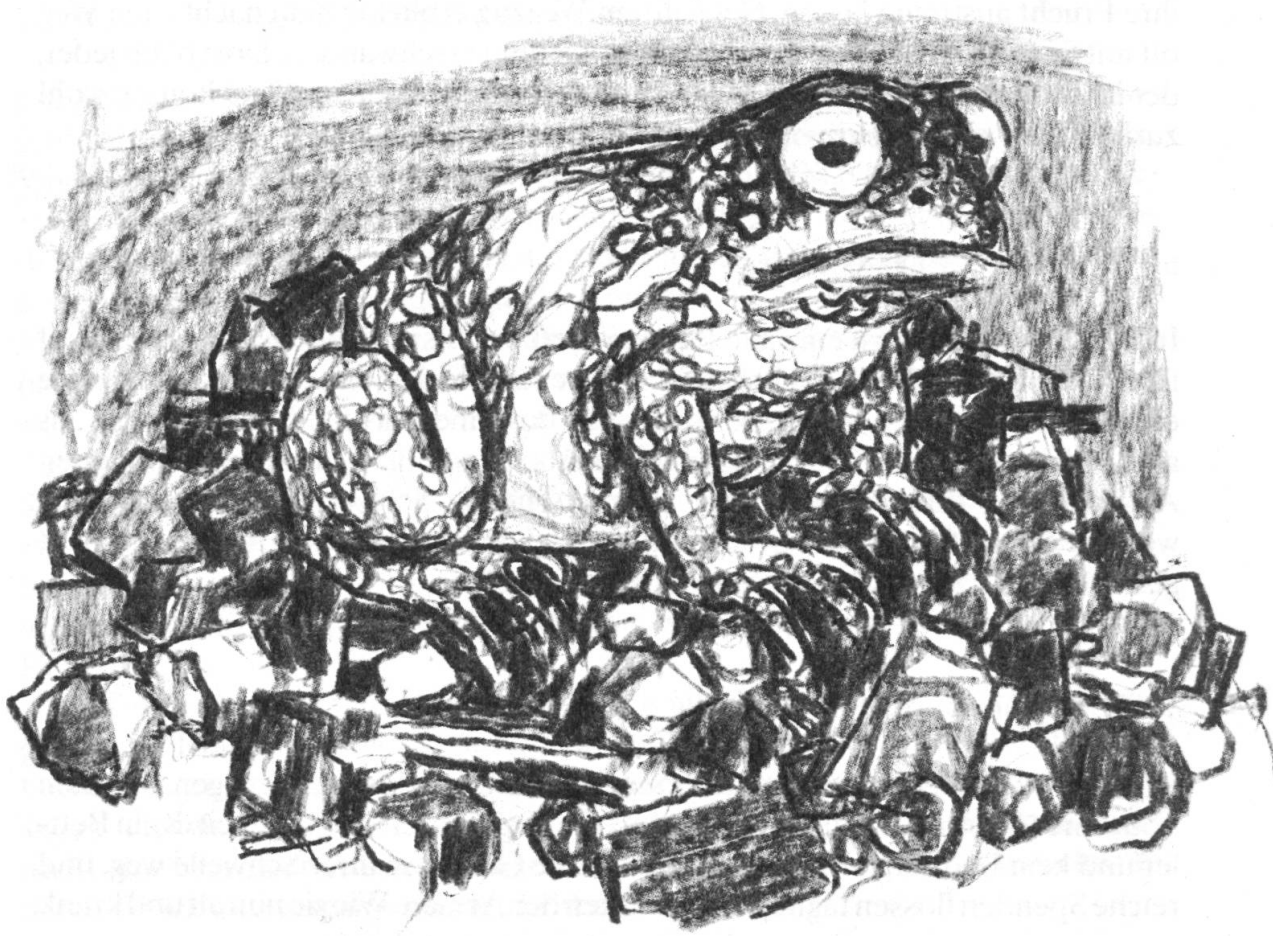
geworden war, nahm sie eine Magd zu sich, die für sie die Almosen verteilen sollte. Allein die ungetreue Dienerin gab die schönen Gaben nicht an Dürftige ab, sondern behielt das meiste für sich und verwahrte es in einem grossen Kasten.

Als sie eines Tages wieder eine schöne Summe zu ihrem Schatze legen wollte, fuhr sie mit gellem Schrei zurück. Aus dem Innern des Kastens glotzten ekle Kröten und züngelten böse Nattern, und eine hohle Stimme drohte: «Noch bei lebendigem Leibe wirst du von diesen Tieren verzehrt werden.»

Die Magd starb am andern Tage, und kein Arzt konnte die Todesursache finden. Die Witwe liess den Kasten verschliessen, und erst nach langen Jahren, als sie gestorben war, wurde er von den Erben geöffnet; da flog eine schneeweisse Taube heraus.

8 SCHATZHÜTENDE KRÖTE

Ein Bürger von Laufenburg holte einst zur Fronfastenzeit Holz in dem engen, waldreichen Tale des Andelsbaches zwischen Klein-Laufenburg und Binzgen. Um die heisse Mittagszeit kehrte er mit einer schweren Bürde heimzu. Müde und erhitzt setzte er unterwegs seine Last auf einem bröckelnden Mauerrest ab und



warf sich erschöpft in den Schatten einer benachbarten Eiche. Wie er müde vor sich hinblinzelt, bemerkt er, wie auf einmal neben ihm aus dem Boden Kohlen hervorbrechen. Wie der Haufen ungefähr die Grösse eines Korbes erreicht hat, erscheint darauf eine sich gewaltig ausspreizende Kröte, die ihn mit runden Feueraugen unbeweglich anlotzt. Unverwandt staunt der Mann die seltsame Erscheinung an, bis plötzlich, wie sie gekommen, Kohlen und Kröte wieder im Boden versinken.

Als der Mann mit seiner Last heimkam, erzählte er die Begebenheit allenthalben, und bald vernahm er, was es mit der Erscheinung für eine Bewandnis habe. Vor mehr als zweihundert Jahren waren in jener Gegend Hammerwerke, und daselbst soll viel Geld vergraben liegen. Der Mann hätte sich der Kohlen und der Kröte bemächtigen sollen, denn das sei ein Haufen Gold gewesen, und den Bösen, der ihn in Gestalt einer Kröte behütete, hätte man leicht vertreiben können. Der Mann hatte eine Gelegenheit, reich zu werden, verpasst.

9 FRÖSCHE WERDEN ZU GOLDSTÜCKEN

So oft der Fuhrmann Peter Schmied von Laufenburg nach Basel fahren sollte, und das geschah jede Woche, lag ihm sein Weib mit der Bitte in den Ohren, er solle ihr doch einmal ein Marktgeschenk heimbringen. Er war aber kein gar gefälliger Ehemann und hielt am allerwenigsten auf die Liebhabereien der Frau, die seine Kasse anstengten. Endlich aber sagte er doch zu, als sie ihm seine eigenen Wirtshausschwächen vorhielt und die Drohung zu hören gab, dass sie ihn das nächste Mal, wenn er sich wieder zu lange beim neuen Weine versäume, nicht mehr ins Haus einlassen werde.

Solche deutlichen Erklärungen hatte es zwar schon öfters abgesetzt, aber noch immer war der Marktkram nicht eingekauft. Eben befand sich unser Schmied wieder auf der Rückfahrt nach Laufenburg, und wiederum verspätet, erreichte er jetzt Sisseln. Es war eine mondhelle Frühlingsnacht und jedes Blatt am Boden zu erkennen. Da sah er am Kreuzweg beim Dorfe eine ganze Partie Frösche durcheinanderhüpfen, als ob man sie dressiert hätte. Wie die Gedanken so sonderbar laufen, erschien ihm zwar diese grosse Menge von Tieren wohl wunderbar, aber zugleich erinnerte er sich auch des abermals vergessenen Basler Geschenkes. Da schien es ihm ein lustiger Einfall, ein halbes Dutzend dieser Frösche in den Sack zu tun und sie daheim statt des Marktkrames zu übergeben. Das müsste, dachte er mit Lächeln, einen solchen Schrecken absetzen, dass er aller kostspieligen Zumutungen inskünftig bestimmt enthoben bliebe. Gedacht, getan. Sechs fette Stück, die sich leicht fangen liessen, waren bald in einem Zwilchsacke, und fest zugebunden wurde dieser in den Wagen geworfen.

So spät er heute auch heimkam, so war diesmal die Frau doch freundlich und fragte ihn schon vom Fenster herab, ob er ihr das Versprochene mitbringe. «Ei freilich», war die Antwort, «komm nur herab und hol's selber, im Sacke liegt's

wohlverwahrt, dahinten im Wagen.» Treppab und treppauf springt nun das Weib und sucht droben beim Licht den festverschnürten Sack aufzuknüpfen, während sich ihr Mann noch drunten mit der Fuhre zu schaffen macht, um ja dem kommenden Spektakel auszuweichen. Jetzt war der Sack offen, die Neugier liess keine Zeit, erst hineinzugreifen, sie schüttelte ihn, wie er war, auf den grossen Tisch aus. Welche Freude! Einen so kostbaren Marktkram hatte sie nie erhofft: ein halbes Dutzend gewichtiger Goldstücke rollten auf den Tisch, als wenn sie eben funkel-nagelneu aus der Münze kämen. Während das Weib sie beäugelte, trat der Fuhrmann zur Stube herein und wollte kaum seinem Weibe, geschweige sich selbst trauen, als er sah und erfuhr, in welche Goldfuchse sich die Frösche verwandelt hätten. Nun war ihm eine vollständige Verzeihung zuteil, und dass diese nachhaltig zwischen den beiden Eheleuten gewesen ist, wussten Leute zu erzählen, die den Schmied und seine Frau noch wohl gekannt hatten.

10 DER GOLDSTRUDEL BEI LAUFENBURG

Den Weg hinauf zur Kirche von Klein-Laufenburg ging einst eine arme Frau. Wie sie so vor sich hin auf den Boden blickte, sah sie unter dem Gestein etwas hervor-wallen und sprudeln und glänzen wie Gold. Voll Verwunderung rief sie: «Ei, was ist das?!» und steckte die Hände hinein, um möglichst viel in die Schürze hinein-zuscharren, aber da versiegte augenblicklich der Goldquell, und jede Spur war verschwunden; nur drei Stück blieben am Schurzband hängen, und damit hoffte sie, wenigstens ihren Kindern eine Freude zu machen; sie nahm sie also mit und trat den Rückweg an. Die Kinder hatten wirklich Freude an den glänzenden Din-gern, rollten sie auf dem Stubenboden herum und riefen dem Vater zu, als dieser hereintrat: «Schau, Vater, was für schöne Spielsachen uns die Mutter gebracht hat!» «Ja, ja», sagte der Vater, nachdem er die uralten Goldstücke mit unbekann-ten Wappen betrachtet hatte, «das sind freilich schöne Spielsachen, hätte die Mut-ter drei Brosamen in den Strudel geworfen und statt der einfältigen Worte «Ei, was ist au das!» die drei höchsten Namen dabei genannt, so wäre der ganze Schatz ihr zuteil geworden. Nun muss er droben unter der Kirche noch, Gott weiss wie lang, ungenutzt liegen bleiben.» Die Kleinen machten wohl grosse Augen, aber sie ver-standen des Vaters Rede nicht.

11 LAUFENBURGER FEUERMANN

Ein Laufenburger Schiffer, Josef Zimmermann, fuhr eines Abends spät mit sei-nem Weidling von Säckingen heimwärts. Als er dem Schöffigen gegenüber war, sah er den jenseitigen steilen Rain herunter einen feurigen Mann kommen, sich dem Ufer nähern und mit den Händen fortwährend winken, gerade als ob er andeuten wolle, man solle ihn herüberholen. Der unerschrockene Schiffer über-

legte, dass er keine andere Wahl habe, wenn er nach Hause wolle, und fuhr hinüber. Ohne alle Umstände nahm er den ungebetenen Rufer auf den Vorderteil des Weidlings und ruderte ihn nach dem andern Ufer zurück. Wie man dort angekommen war, wollte ihm der Feurige zum Dank die Hand reichen. Allein der Schiffer wusste, dass es auf diese Art um ihn geschehen wäre, und reichte dem Feuermann statt der Hand das Ruder hin. Darauf hat er dann auch deutlich alle fünf Finger darin eingebrannt, und auch die Bodenstelle, wo der Feurige gesessen hatte, trug ein Brandmal. Diese Geschichte erzählten früher noch viele Laufener Schiffer, wie sie sie von ihren Vätern und Grossvätern gehört hatten.

12 DER NÄCHTLICHE GÜTERWAGEN BEI LAUFENBURG

In der Fronfastenzeit, um Mitternacht, fährt beim Rank zu Klein-Laufenburg die Steig zur Kirche hinauf ein Güterwagen mit zwölf Rossen und zwei Fuhrleuten, so schwer beladen, dass die Räder knarren und die Kieselsteine zu Mehl zerdrückt und zerrieben werden. Die Pferde schnauben und stampfen, und fortwährend hört man die Fuhrleute rufen: «Hüst, hott, hüst, hott!» Will aber jemand herzueilen, um zu helfen oder zu raten, so ist nichts mehr zu sehen und alles wieder still.

13 VOM LAUFENBURGER NARROKLEID

Zur Fasnachtszeit ist es in den vier Waldstädten wie anderswo am Rhein stets hoch hergegangen. Auch in der Stadt der Fischer und Flösser suchte man seit altersher durch tolle Lustigkeit das Tosen des Laufens noch zu überbieten. Den Höhepunkt bildet heute noch das Narrenlaufen am Fasnachtsdienstag. Da ziehen verummte Gestalten mit greulichen Holzlarven vor dem Gesicht, in Kleidern, geschmückt mit aufgenähten bunten Tuchstücken, sogenannten «Bletzli», hüpfend und springend durch die alten Gassen. In den Händen schwingen sie derbe Knüttel, und auf dem Rücken baumeln mächtige Säcke. Aus diesen werfen sie Äpfel, Nüsse, Würste, Wecken und andere Esswaren unter die ihnen folgenden Kinderscharen, die aus der Stadt, aus dem Fricktal und aus dem Schwarzwald an diesem Tage herbeigeströmt sind. Es ist die Zunft der Narronen, welche diesen Brauch heute noch übt, die frühere Fischerzunft. Von Zeit zu Zeit ertönt aus den Kinderkehlen der alte Narrenkanon:

*«Es hocke drei Narre
ufs Hanselis Chare.
Wie lache die Narre,
Narri . . . Narro!»*

Und wieder hagelt es Nüsse über die Scharen, und die Kinder springen wie die Fische aus der Flut darnach, purzeln, überkugeln sich, schreien und raufen am Boden miteinander. Ein alter Volksbrauch hat sich hier in seiner derben Lustigkeit erhalten.

Im Jahre 1386 hatte der letzte Graf, Hans IV., der lustige Hänsli, Stadt und Herrschaft Laufenburg an Österreich verkauft. Um nun die Anhänglichkeit an das neue Herrscherhaus zu sichern, bestätigte Herzog Leopold der Stadt alle bisherigen Rechte und Freiheiten und gestattete ausserdem den neuen Untertanen einen besonderen Wunsch. Nach langer Beratung traten die Laufenburger mit der bescheidenen Bitte vor den Herzog, er möge ihnen ein Ehrenkleid gewähren, das sie von allen andern Städten unterscheide. Leopold gewährte die Bitte und überliess die Ausführung dem Kunstsinn seiner Gemahlin und ihrer Frauen, welche damals auf dem Stein zu Baden weilten. Nach einiger Zeit brachte ein Bote eine versiegelte Truhe nach Laufenburg, und als diese vom Bürgermeister im Beisein der Stadtväter geöffnet wurde, war darin wohl eingepackt ein Kleid aus hundert «Bletzen» zusammengesetzt, das Ehrenkleid der Stadt. In der Folge wurde es zum Gewande der Narronen.

14 LARVE RETTET DAS LEBEN

Einst, zur Fasnachtszeit, ritt der trinkfeste Graf Hänslin von Habsburg im Gewande des Narronen, die Holzlarve vor dem Gesicht, hoch zu Ross über die Brücke zu Laufenburg, um in der «mindern Stadt» am Narrenlaufe teilzunehmen. Mitten auf der Brücke wurde der Hengst plötzlich scheu, bäumte sich hoch auf und warf den Ritter ab. Dieser flog gegen den Rhein und wäre beinahe in den Fluss gestürzt. Glücklicherweise schlug er aber mit dem Kinn an das Geländer und konnte sich dort anklammern. So kam er mit einigen Schürfungen davon, die Larve aber zeigte am Kinn einen tiefen Riss. Sie hatte ihm das Leben gerettet. Sie vererbte sich durch viele Generationen und wird heute noch von einem alten Bürgergeschlecht mit Stolz an der Fasnacht getragen.

15 DER SCHWERTLIMANN

Von seiner ehemaligen starken Befestigung hat Laufenburg, ausser der Ruine auf dem Schlossberg, heute noch ein Stück der Ringmauer und zwei Türme, den breiten, massigen Wasenturm und den schlanken Schwertlisturm bewahrt. Der letztere verdankt seinen Namen einer Windfahne, die sich auf seiner Spitze dreht und einen Landsknecht mit gezücktem Schwert darstellt.

Zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges wurde Laufenburg einmal von den Schweden belagert. Zelt an Zelt reihte sich vor den Mauern. Tag und Nacht erzitterte die Luft vom Gebrüll der Kanonen und vom Rasseln der Sturmleitern. Doch gelang

es dem Feinde nicht, in die Stadt zu kommen. Noch bevor man den entscheidenden Sturm wagen konnte, brach im Lager eine Meuterei aus, bei welcher dem Schwedenkönig das Haupt abgeschlagen wurde. Schleunigst hoben nun die Schweden die Belagerung auf und zogen fluchtartig aus der Gegend. Die Laufener aber liessen in der Folge auf ihrem westlichen Turm zur Erinnerung jenen Mann errichten. Dieser ward im Anfang ohne Kopf dargestellt. Als aber der Spott der Nachbarorte Lust zeigte, daraus ein Stadtwahrzeichen zu machen und Schlüsse zu ziehen auf die Köpfe der Einwohner, liess der hohe Magistrat die Figur schleunigst wieder herunternehmen und mit einem Haupt versehen, und seither dreht sich der Mann wieder lustig nach allen Winden.

16 DIE FLUCHT DES KAISERLICHEN GENERALS SAVELLI AUS LAUFENBURG 1638

Im Dreissigjährigen Krieg fiel auch das stark befestigte Laufenburg in die Hand der Schweden und blieb darin volle zwölf Jahre. Während dieser Zeit hatte es jede Woche hundert Taler an die schwedische Kriegskasse zu entrichten. Der Herzog von Weimar setzte diese Abgabe schliesslich auf hundert Gulden herab, als er den erschöpften Zustand der Stadt sah.

In der zweiten Schlacht bei Rheinfelden hatte er vier kaiserliche Generale gefangen genommen und hierher bringen lassen. Unter ihnen war der römische Duca Savelli oder Savello. Man sperrte ihn im Rathaus in ein anständiges Gemach und stellte ihm Tag und Nacht einen schwedischen Feldweibel ins Zimmer und eine Wache vor die Türe. Gleichwohl gelang es dem schlaunen Welschen zu entweichen. Er konnte nämlich eine Wäscherin, Witwe Nüsslin, für seine Pläne gewinnen, und jedesmal, wenn die Frau ein Bündel Weisszeug abholte oder brachte, war immer ein Zettelchen darin an den Gefangenen oder dessen verborgene Helfershelfer. Während der Fasnacht, die in Laufenburg von jeher mit grossem Pomp gefeiert wurde, gab der Fürst zu Ehren der schwedischen Offiziere ein grosses Gastmahl. Man zechte bis tief in die Nacht hinein, und allen Gästen setzte der starke Wein ordentlich zu. Als die Geladenen sich zurückzogen, wusste Savelli den Feldweibel zu bereden, das Zimmer auf einen Augenblick zu verlassen und den aus dem Hause Gehenden die Honneurs zu machen. Kaum war der Schwede draussen, so verriegelte der Fürst von innen die Türe. Es war die zur Flucht verabredete Nacht. Savelli öffnete das Fenster und liess sich an einem Strick, den die Frau Nüsslin ihm am Tag zuvor in einem Kuchen versteckt gebracht hatte, über das Vordach des Rathauses hinunter und landete sanft auf einem sich darunter befindlichen Miststock. Die Nüsslin, die hier seiner wartete, zog ihn sogleich in das nächste Bürgerhaus und führte ihn von hier über eine bereitstehende Leiter zum Rheine hinab. Bald hatten die beiden die Felsen am Rheinufer überschritten und schlichen in höchster Stille dem Siechenhaus zu, das sich unterhalb der Stadt, beim heutigen Kraftwerk, befand. Da warteten schon die Pferde, auf denen Savelli samt seiner Wäscherin über die gebirgige Waldgegend von Hettenschwil bis gegen Leuggern



ritt. Hier fanden sie ein Schiff zur Überfahrt, und kaum waren sie im Strome, so erschienen auch schon die schwedischen Reiter hinter ihnen und schossen ihre Pistolen ab, ohne Schaden: Savelli entkam im Dunkel der Nacht glücklich. Er quittierte die kaiserlichen Dienste und ging später nach Rom.

Die Flucht Savellis kam aber das Städtchen teuer zu stehen. Kaum war Savellis Flucht bekannt, so wurden die Häuser untersucht und jeder Einwohner, vom Schultheissen bis zum kleinsten Kinde, in die Pfarrkirche genötigt. Hier hielt man sie unter der Drohung eingesperrt, man werde ihnen die Kirche über dem Kopfe anzünden, wenn sie nicht bald ein offenherziges Geständnis ablegten. Kurz darauf drang ein Kommando Soldaten herein, band den Pfarrer Andreas Wunderlin und den Kaplan Ulrich Zeller und führte beide ins nahe gelegene Schulhaus zum Verhör. Man hatte beobachtet, dass die Witwe Nüsslin kurz vor der Flucht noch zur Beichte und Kommunion gegangen war, und gerade über diesen Punkt sollten nun die Geistlichen Auskunft geben. Da die Folterwerkzeuge nicht schnell genug aufgefunden werden konnten, brachte man die beiden Männer ins sogenannte Beinhäuschen und setzte sie dort auf eine gewöhnliche Hechel und inquirierte sie so scharf, dass man ihr Geschrei bis in die Kirche herüber vernahm. Sie gestanden jedoch nichts, entweder weil sie nicht konnten, oder weil sie das Beichtgeheimnis nicht brechen wollten. Herzog Bernhard von Weimar verurteilte beide zum Tode, und mit ihnen den schwedischen Feldweibel, der seinen Posten verlassen hatte. Der 3. März 1638, damals ein Tag der Karwoche, war zur Exekution ausersehen. Graf Johann von Nassau und der Berner Patrizier Ludwig von Erlach, der damals bei den Schweden diente, hatten den Spruch des Standgerichtes zu vollziehen. Frühmorgens wurden auf dem Marktplatz drei Bännen Sand abgeladen, für jeden der drei Unglücklichen eine. Der Schwedenfeldweibel kam zuerst ans Schwert. Als man die beiden Priester durch die Reihen der ausgerückten Garnison herbeibrachte, schien der hochbetagte Wunderlin kraftlos zu werden und schwankte. «Es ist nur um eine Hand voll Blut zu tun, dann haben wir den Himmel erstritten», rief ihm sein junger Kaplan zu. Dieses Wort richtete den Stadtpfarrer wieder auf. Standhaft erlitt einer nach dem andern den Tod. Der von den Schweden vorsorglich aufgeführte Sand konnte nicht hindern, dass Blut auf den Marktplatz spritzte, und jahrelang sah man noch die Spuren davon; erst eine neue Umpflasterung hat sie zum Verschwinden gebracht. Bis auf den heutigen Tag aber ist die Erinnerung an die furchtbare Tat im Gedächtnis des Volkes haften geblieben. Der Mann ohne Kopf auf dem Schwertlisturm soll an den enthaupteten schwedischen Feldweibel erinnern.

17 DAS HOHKREUZ

Während einer der vielen Kriegswirren, von denen das Städtchen betroffen wurde, schoss ein übermütiger Soldat auf eine Heiligenfigur in der Stadtkirche zu Laufenburg. Beim Abzug der feindlichen Truppen stürzte der Übeltäter beim «Hohen Kreuz» vom Pferd und blieb tot liegen.

Fromme Leute errichteten an jener Stelle eine Betstätte, die später von zahlreichen Pilgern, besonders von schwangern Frauen aus dem Fricktal und aus dem nahen Schwarzwald, und zwar mit Vorliebe an Sonntagnachmittagen aufgesucht wurde.

LAUFENSAGEN UND -GESCHICHTEN

18 DER SCHWARZE FISCHER

Wenn in der Heiligen Nacht die Weihnachtskerzen ihren Schimmer auf die jagenden Fluten werfen und die Glocken der beiden Stadtkirchen harmonisch zusammenklingend die frohe Botschaft verkünden, kommt langsam ein dunkler Kahn die Strommitte heruntergeglitten. Im Buge steht aufrecht eine mächtige Gestalt. Ein breitrempiger Fischerhut deckt den Kopf, und ein langer schwarzer Mantel umflattert den Leib. Geräuschlos zieht er unter der Brücke durch, kein Ruder Schlag ist zu vernehmen. Jetzt meinst du, er fahre in den Laufen hinein, doch wie die Erscheinung zum Hügen kommt, sind Kahn und Schiffer verschwunden.

19 DAS WÄLDERMAITLI

Eine Stelle im Laufen, wo die Wasser am ärgsten tobten, hiess früher das «Gewild». Aus diesem Strudel hörten die Fischer, die nachts einsam dem Salmenfang oblagen, oft ein Jammern wie das Wimmern eines Kindes, oft das Singen und Pfeifen eines übermütigen Mädchens. In manchen Nächten erschien über dem Wasser eine Mädchengestalt mit Schühut und Puffärmeln, daher nannte man sie das Wäldermaidli. Wenn sie ihre weisse Schürze schwang, sahen die Fischer darin eine zuverlässige Warnung vor bevorstehender Gefahr und verliessen eiligst die Ufer. Die Erscheinung ist der ruhelose Geist einer Kindsmörderin, die einst in der Verzweiflung ihr Kind hier in die Flut schleuderte. Der Strudel hiess daher früher das «Frauenloch».

20 FISCHER HIRT

Einst bei Hochwasser landete ein alter Flösser bis um Mitternacht Holz drunten am Laufen. Auf einmal erschien hinter ihm ein alter Mann mit zerrissenen Hosen und Schuhen, in einem alten Hut. Auf die Frage, wer er sei, gab er keine Antwort, sondern stellte sich stumm hinter den alten Flösser. Nun erkannte ihn dieser, es war der alte Fischer Hirt. Er fragte ihn, ob er am Hügen Salmen fangen wolle; aber wieder gab der Gefragte keine Antwort, sondern kehrte sich um und schlurfte schweigend davon. Eben wandelte den alten Flösser eine innere Unruhe und Furcht an, da kam eilends ein Schiff den Rhein heruntergefahren, und wie er hinsah, stand darin jener alte Salmenfänger. Die Wogen schleuderten den Weidling



mit Wucht gegen die Totenwaag hinein. Vergebens warf der Flösser seinen Haken nach dem Schiff. Der Boden schien sich plötzlich zu teilen, und über ihm schlugen schäumend die Wogen das Schifflein in Stücke. In der Totenwaag wurden alle Leichen emporgeworfen und so lange herumgewirbelt, bis die Toten ihre Sünden abgebußt hatten.

21 DER LAUFENGEIGER

Vor vielen Jahren lebte in Laufenburg der Geiger Johannes Feldmann. Er war vom Schwarzwald hergekommen, und da seine Töne gar bald das Herz der Margareta Straubhar bewegten, warb er um ihre Hand und erhielt sie und damit den Titel eines Stadthintersassen. Jetzt sollte er des neuen Amtes walten, das ihm damit offen geworden war, nämlich, er hatte beim Hochamt in der Kirche den Tusch zu blasen und die Orgel zu schlagen. Allein, ehe er die neue Geige stimmte, spielte er, wie man erzählt, lieber noch einen Tanz auf der alten, und so fand Feldmann immer noch den Weg zur Kirchweih leichter als zur Kirche. Einmal wäre ihm das beinahe übel bekommen. Als er spät nach Mitternacht von einem Nachbardorfe heimkehrte, stiess er im Wald auf eine Gesellschaft vornehmer Damen und Herren, die schmausend und zechend an einer gedeckten Tafel sassen. Diese nötigten den Geiger, ihnen eins aufzuspielen. Obwohl dieser das Begehren von so hochadeligen Leuten und an einem so unschicklichen Ort höchst unziemlich fand, wagte er doch nicht die Bitte abzuschlagen, und so geigte er stundenlang drauflos. Endlich war er müde und wollte heim ins Bett, jedoch die Gesellschaft hatte sich noch nicht satt getanzt und verlangte einen neuen Walzer. Er musste abermals gehorchen, aber pfiffig, wie ein Musikant allzeit ist, stimmte er jetzt den Englischen Gruss an. Im gleichen Augenblicke schnurrte die ganze gepuderte Gesellschaft unter lautem Zorngeschrei in die Luft, und Feldmann fand sich, statt an vollbesetzter Tafel, unter dem Galgen auf dem Kaisterfeld. Als er zu Hause den Grund seines langen Ausbleibens angeben sollte und von der Geschichte zu plaudern anfang, entlief ihm sein Weib und war um kein Gut in der Welt mehr zu ihm zu bringen.

Einige Zeit später spielte er bei einer Hochzeit in Etzgen zum Tanze auf. Es war eben Pfingsten, und es gab Wein mehr als genug. Zu später Nachtstunde machte sich der Geiger mit schwerem Kopf und müden Beinen auf den Heimweg. Als er an den Rhein hinunterkam, schwankte dort ein leichter Weidling am Ufer. Das schien dem späten Wanderer eine willkommene Gelegenheit, den langen Heimweg zu kürzen. Rasch entschlossen löste er die Kette und schwang sich hinein. Der Kahn trieb langsam der Mitte zu. Feldmann nickte ein und entschlief. Der Kahn glitt gerade bei Stadenhausen vorüber, als der Geiger erwachte und es geraten fand, alsbald zu landen. Aber mit Schrecken bemerkte er, dass das Boot ohne Ruder war. Nichts lag darin als seine Geige. Zudem war gerade Pfingsten, die Zeit, wo der Rhein die grösste Wassermenge führte und der Laufen am ärgsten tobte.



Was half da alles Nachdenken? Pfeilgeschwind und mitten im Zuge schoss jetzt der Weidling auf die Brücke zu. Überall war es finster, keine Seele am Ufer, kein einziges Licht in all den Fenstern gegen den Fluss. Erbärmlich schrie er um Hilfe; aber wer hätte ihn hören können? Nur droben im hochgebauten Pfarrhaus war der greise Pfarrer Gretler noch wach. Er glaubte drunten auf dem Rhein eine händeringende Gestalt zu erblicken und ahnte ein Unglück; und da hier keine Rettung mehr möglich war, so betete er für den Unbekannten und erteilte ihm von Herzen die priesterliche Absolution.

Jetzt stiess der Weidling unten ans steinerne Brückenjoch und ward in zwei Teile zerschellt; auf dem einen hielt sich Feldmann halb bewusstlos, und fort ging's, hinunter in den Laufen. Gerade neben der grossen Hauptwelle, vorbei an der Scharfen Eck, fuhr er bei der Totenwaag an und wurde unversehrt ausgeworfen. Als die Betäubung wich, lag der Geiger neben dem halben Weidling und der Geige auf dem Gestein. An den aufgehäuften Flossbäumen erkannte er, wo er sich befand; jetzt war er daheim und nüchtern auch. Er nahm seine Geige und stieg über die Stämme aufwärts bis zu des Sulzers Waag. Im «Wilden Mann» klopfte er die Wirtsleute heraus, erzählte ihnen seine Geschichte und trank eine halbe Mass Wein dazu. Dieses Erlebnis hat ihm den Namen «Laufengeiger» eingetragen. Jedesmal, wenn er später wieder einmal zu tief ins Glas guckte, neckten ihn die Leute: «Nicht wahr, Laufengeigerlein, aufspielen ist keine Kunst, aber aufhören.»

22 DIE FLUCHT VON DER BURG OFTERINGEN

a) Vor Zeiten erhob sich auf steilem Felskegel am Laufen, auf der rechten Rheinseite, die Burg Oftringen. Wann sie zerstört wurde, weiss die Geschichte nicht zu berichten. Beim Bau der rechtsrheinischen Eisenbahn wurde der Hügel grösstenteils abgetragen. Zierlich rauscht heute noch an seiner Seite das weisse Geäder des Mühlebachs über die Narben des Gesteins herunter.

In dieser Burg wurden im 15. Jahrhundert nach dem Überfall des Aarestädtchens Brugg dessen vornehme Bürger in Gewahrsam gebracht. Hier entsprang der tollkühne Bürgi Küfer der Gefangenschaft. Er liess sich an einem Seil auf eine Holunderstaude herab, die damals in den Felsenritzen wucherte, und warf sich von da mit dem Mute der Verzweiflung unterhalb der Stromschnelle in den Strom. Es gelang ihm, das andere Ufer zu erreichen, und von dort eilte er nach seiner Vaterstadt, wo er den bangenden Angehörigen den Aufenthalt der Gefangenen melden konnte.

b) «Die Gefangene wurdint zu Lauffenburg in den Thurn gelait undt lagindt da eine gute Zeit, dass zu Brugg niemandt erfaaren kundt, wo sie hinkomen. Alss ihnen niemandt nachfraget, hattend sie sich sterbens undt verderbens verwägen...; darumb sie rhatschlagindt, wie sie Iren sachen thun wöttindt. Da war under Ihnen Bürgi Küffer, der sagt, er wolte sein läben wagen. Darumb zerrissendt sie in dem Thurn ein Lynlachen, knüpftendts aneinand undt liesendt ihn nachts hinauss uff

den Lauffenfelssen, da nit möglich was, mit dem läben von demselben ort zu kommen. Er kam aber uff ein Holderstuden, daruff enthielt er sich, biss der tag anbrach, da liess er sich mit verwägen sins läbens uff die gnad Gottes hinab in das wasser undt schwamm durch den Laufen nider, undt half ihm Gott auss. Er kam zu einem Meyer gantz nackendt undt bloss undt erbahte ihn, dass er ihm seine kleider anlait; undt damit ylet er uff Bruck, zeigt allen handel an, wie er uss undt darvon kommen, wie es umb die gefangene stunde, undt dass man ylends zu den sachen thäte, gab viel zeichen undt anlaitung, was eines Jeden haussfrauw solte verkauffen undt versetzen, damit die gefangene gelöst wurdint.»

23 WUNDERBARE RETTUNG

«Wunder und ongleublich ding so sich im Louffen zudragen. Zu wissend, das Jerg sigemüller, sonst genampt Küng, am mitwoch des achten tag Maiens uff dem Rhein in ein weyding schlaffend herab bitz fürnieder der deckten Bruggen gerunnen. Alss er fürab kommen, ist er vom getöss des Louffen erwachet, hat sich uff das angesicht für sich nider gelegt und ein seil oder ären, so ongefär am weyding gewesen, umb den lingken arm geschlagen, den weyding mit beiden armen umbfasst und also durch den Louffen geflossen, einmal untergegangen, darnach fürnieder gerunnen, im gewild in der Netzi zweimal untergegangen und beidemal lang under wasser gewesen, also das man sich seines todes verwegen. Ist aber wider herfür khomen und demnach zu Schöffigen gsund one alle verletzung gelendet worden und kein stund darüber nie kranck gewesen.»

24 ZWEI ENGLÄNDER FÜR IHREN ÜBERMUT BESTRAFT

a) «Zwei Engländer, der junge Lord Montague und sein Erzieher, die im vorigen Jahrhundert nach Laufenburg kamen und alle Erzählungen vornehm belächelten, welche sie über die Gefahren der Stromschnelle vernahmen, mussten ihre Tollkühnheit büssen. Sie, als Abkömmlinge unbezweifelter Seehelden, setzten ihre Kunst in Schwimmen und Rudern höher an und gingen mit einem Unbekannten Wetten ein, den Laufen befahren zu können. Am 9. Oktober 1793 unternahmen sie das Wagestück. Wirklich gelangten sie über alle Fälle bis zum Scharfen Eck. Sowie sie aber der «Enge» nahten, wurden sie vom Wirbel kopfübergehoben; man sah von der Brücke aus, wie sie schwimmend noch zu entkommen suchten. Aber jener stockende Wellenkreis hielt sie fest, trieb sie um und zog sie hinab. Am gleichen Tage, da hier der junge Lord ertrank, brannte seltsamerweise sein Stammschloss Cowdraycastle in England ab. Als die Familie darauf Boten schickte, die Leichen der Unglücklichen heimzubringen, waren diese noch nicht aufgefunden. Jetzt liegen beide auf dem Stadtkirchhofe.»

b) Um das Schauspiel der Tätigkeit der Laufenknechte zu sehen, besuchte der 24jährige Lord Montague auf seiner Reise den Rhein hinauf Laufenburg mit seinem Freund Sedley Burdett im frühen Oktober 1793. Getrieben vom Geist des Abenteurers fassten die beiden den Entschluss, die Schnellen des Laufens in einem freischwimmenden Boot hinunterzuschliessen.

Es scheint, dass das Gerücht vom kühnen Plan der Männer umging, denn man sagte vom Bürgermeister des Ortes, er habe am Fluss Wachen aufgestellt, um das Besteigen des Bootes zu verhindern; aber so oder so gelangten sie in den Besitz eines kleinen Flachbootes oberhalb der Schnellen und stiessen ab. Beobachter auf der Brücke sahen das Boot wild wirbeln und tanzen, aber sicher emportauchen nach der ersten Stufe der Schnellen; aber bei der zweiten Stufe tauchte es unter im Schaum und kenterte. Eine auffliegende Hand; ein weisses, stumm flehendes Gesicht; und die zwei Männer waren dahin. Lord Montague, der letzte seines Geschlechtes, war tot. Der Wirt des Gasthauses, in welchem die beiden Engländer abgestiegen waren, packte Lord Montagues Koffer, um ihn an dessen Sitz in Cowdray zu senden, und legte obendrauf, ungeöffnet, einen Brief an ihn, der angekommen war, kurz nachdem die zwei Männer für ihr verhängnisvolles Abenteuer aufgebrochen waren. Der Brief enthielt die Nachricht, dass am 25. September 1793 — gerade zwei Wochen bevor der 8. Viscount in den Fluten des Rheines umkam —, Cowdray House gänzlich ausbrannte.

So erfüllte sich der Fluch eines Mönchs aus dem Jahre 1539 — wie eine englische Sage zu berichten weiss —: «Durch Feuer und Wasser soll dein Geschlecht untergehen!»

Cowdray House wurde nie wieder aufgebaut. Seine Ruinen stehen immer noch im Cowdray Park, eine schreckliche Erinnerung an den Fluch des Mönchs.

25 DER LAUFENSTEIN

«Bei ganz niedrigem Wasserstand kam in früheren Zeiten eine breite Felsbank zum Vorschein, der Laufenstein geheissen; so im Jahre 1823. Da erstiegen zehn Männer zusammen diese verborgene Felsbank, lagerten auf ihr und zechten. Der ganze Strom floss damals durch eine Felsenrinne ab, die keine 17 Fuss breit war, und ein Waghals soll dieselbe mit einer Stange glücklich übersprungen haben. Damals erbaute der Schiffsmann Xaver Falger ein Gerüst darauf und schenkte mitten im Strome Wein aus.

Falger, der der Schifferzunft der Stüdler angehörte, fuhr in ebendemselben Jahr mit seinem Gesellen durch den Laufen. Er hatte sein Schiff bereits zur Rüsche herabgebracht; hier zerschellte es und riss beide Männer in die Flut. Unten bei der Netze kamen sie wieder zum Vorschein, und man musste glauben, der herüberdrückende Fall, welcher hier der Stoss heisst, werde sie packen und mit sich ans jenseitige Ufer schleudern. Allein hier trafen auch die Teile ihres zertrümmerten Fahrzeuges auf sie, und alles zusammen wurde in die Wirbel versenkt. Das war am

7. Oktober jenes Jahres geschehen, da Falger auf dem Laufenstein gewirtet hatte; erst zwei Monate später landete seine Leiche beim Dorfe Efliken. Zwei Tage später und noch weiter entfernt fand man die seines Gefährten; dieser hiess Anton Gütimann, und sein eigener Bruder hat ihm auf dem Kirchhofe zu Mumpf das Grab gemacht.»

26 DIE VIER HAUENSTEINER FLÖSSER

«Am 18. Dezember 1850 kamen vier Männer aus dem badischen Orte Hauenstein mit ihrem Floss den Rhein herab. Die Landung, die sie oberhalb Klein-Laufenburg beabsichtigten, verwehrte ihnen ein heftig wehender Westwind, und jeder wiederholte Versuch schlug fehl. Darüber treiben sie immer weiter der allbekannten Gefahr entgegen. Sogleich wirft ihrer einer ein Flossbrett querhin ins Wasser, stürzt sich darauf und stossend und schiebend erreicht er so noch das rechte Ufer. Indessen die drei andern ihm nachblicken, wird der Floss wiederholt ins Fahrwasser getrieben, sie rudern zwar aus Leibeskräften entgegen, aber unaufhaltsam kommen sie bereits der Brücke zu. Von allen Seiten rennen eine Menge Menschen rufend heran; aber aller Versuch zu helfen bleibt unnütz; sie sind zu weit im Strome drinnen, als dass die zugeworfenen Seile noch hinreichen könnten. Nun tritt lautlose Stille ein. Zwei von den Flössern scheinen sich ein Herz zu fassen, sie gehen prüfend auf den Balken hin und her und suchen Vorkehrungen gegen das Unvermeidliche. Der dritte allein steht teilnahmslos in der Mitte, nur mit seinem Entsetzen beschäftigt; zuletzt sinkt er in die Knie und faltet die Hände. Inzwischen haben seine beiden Kameraden ihre Bündel Seile eilig aufgerollt und binden und schnüren sich an die stärksten Flossbäume fest. Jetzt kommen sie zum Sturz; er begräbt den Floss, zerbricht ihn und wirft ihn stückweise wieder empor. Mit einem Teile des Holzes werden die zwei an ihren Stricken festgehalten und in die Totenwaag geschleudert. Hier zieht man sie gerettet aus dem Wasser. Der dritte bleibt unter den Wellen verschwunden.»

27 RETTUNG IN DER TOTENWAAG

«Die Totenwaag war die Auswurfstelle für alles im Laufen Zugrundegegangene. Alle jene Hündchen und Kätzchen, die man wegen zu hohen Alters hier ersäufen will, kommen stets wieder zum Vorschein; denn hier ist die einzige Rettungsstelle aus diesem allgemeinen Grabe. — Es mögen wohl jetzt noch der Knecht aus der Andelsbacher Mühle und jener Maurergeselle am Leben sein (1856), welche im Jahre 1815 einen Weidling oberhalb der Brücke mutwilligerweise abgebunden hatten und auf ihm durch den Laufen herabgerissen wurden. Hier, bei der Totenwaag, kamen sie beide lebendig heraus. Aber der Stadtrat liess diese Gottsversucher nach Verdienst für ihre Freveltat bestrafen; der Büttel musste sie greifen, ihre Strafe war der Turm und zwölf Hiebe.»

«Als Kaiser Franz von Österreich und einige Jahre darauf auch seine Tochter Marie Luise durch Laufenburg reisten, wollte der hohe Magistrat den Fürstlichkeiten den wilden Laufen in seiner Mächtigkeit und in seinen Gefahren recht eindringlich vor Augen führen. Schon auf der Rheinbrücke mussten vielerlei Springbrunnen durch Triumphbögen emporsteigen und zierlich über das Geländer hinabflattern. Alsdann liess man mehrere bewimpelte Kähne ledig den Strudel hinunter. Gesellig zogen sie zusammen heran, sprangen wie elastische Bälle lustig von Kamm zu Kamm, tauchten unter, wurden vom nächsten Sturz wieder emporgestellt, schlugen um, verschwanden und zerschellten endlich am unvermeidlichen Ziel. Mächtiger aber erschien darauf desselben Weges ein zweistössiger Floss, der mit seinem wehenden Tannenschmuck, mit seinen sich schwingenden Buchenkränzen ebenmässig einhergeschwommen kam. Jetzt fingen die vier langen Ruder an seinen vier Enden an, einen ungeordneten Takt zu schlagen, je nachdem die Strömungen verschiedenartig wurden, in die ein jedes Ruderblatt absichtslos eingriff. Noch konfuser aber erschienen die Bewegungen von vier lebensgrossen Männerpuppen in Schwarzwäldertracht. Sie waren auf den vier Flossseiten aufgestellt, jede mit ihren beweglichen Armen an einen Ruderbaum festgebunden. Je entgegengesetztere Wogen ins einzelne Ruder spielten, um so eigensinniger, um so lebendiger wurde der Eifer der daran gefesselten Figur, um so rastloser schien sie sich abzuarbeiten. Bald vorgebeugt am Ruder stossend, bald weit sich zurücklegend, um neu zum Zuge auszuholen, schien sich jeder aus allen Kräften nach den Handgriffen seiner Zunft zu bemühen und auszeichnen zu wollen. Das Gelächter der Zuschauer wuchs, wenn der Zugwind dem einen die lange rote Weste lüftete, dem andern den Strohhut zu frühzeitig vom Kopfe riss, oder sein eigenes Ruder den dritten so überwarf, dass er die rotstrümpfigen Füsse gen Himmel streckte. Nun aber hoben sich die starkgefügtten Balken wie Hände und Füsse eines Ertrinkenden; nun drückte der ganze Strom nach, hob und unterlief den Floss, einen Augenblick schien er ihn geradeauf stellen zu wollen, dann warf er ihn unbarmherzig aufs Gesicht. Nichts hörte man von seinem Krachen und Knirschen, begraben war er mit all seinem Bänder-, Girlanden- und Fahnen-schmuck. Gleich darauf bedeckte ein Hundert einzelner Bäume ... wieder die Fläche, sie zerrissen sich die Köpfe, rannten blind an die Klippen und warfen sich von allen Seiten zersplittert ans Land.»

Anmerkungen

1 FS 3, nach mündlicher Überlieferung, ferner nach R. I/261: «Die Schlossjungfrau auf den Ruinen von Habsburg im Rheinstädtchen Gross-Laufenburg trägt einen mit Wein gefüllten Stauf in der Hand und wird von jenem erlöst werden, der ihr denselben trotz ihrer Wandlungen dreimal kredenzt.» Die schatzhütende Jungfrau, die sich in schreckliche Gestalt verwandelt, ist eine bekannte Sagenfigur.

Habsburg: Die Stammburg der Grafen von Habsburg-Laufenburg kam mit dem Verkauf der Stadt und Herrschaft Laufenburg 1386 an Habsburg-Österreich. Auf dem Stich von Merian (1644) ist die Burg noch intakt, nach dem Ende des Dreissigjährigen Krieges (1648) zerfiel sie allmählich. Siehe Traugott Fricker, Vom Schloss Laufenburg und seinen Bewohnern, Laufenburg 1975.

Fronfasten, die Quatemberfasten: 3tägige Fasten, die das kirchliche Jahr in 4 Jahreszeiten teilen; sie fallen auf Mittwoch, Freitag und Samstag in der Woche nach Aschermittwoch, Pfingsten, Kreuzerhöhung (14. September) und Lucia (13. Dezember).

Stauf, Humpen, Kelch von hoher Gestalt.

2 FS 3 f., nach R. II/53; dessen Quelle: Schweiz. Merkur 1835, 121.

Jahrzeit, alljährlicher Gedächtnistag, dafür gestiftete Seelenmesse.

3 FS 4 f., nach Bi. 38, der noch bemerkt: «Die Jungfrau ging neben der Schmiede des Herren Schwaninger vorbei.»

Wasen, oberdeutsche Nebenform zu «Rasen».

Laufen, ehemalige weitherum bekannte und gefährliche Stromschnelle; beim Bau des Kraftwerks wurden die mächtigen Gneisfelsen im Flussbett weggesprengt (1909).

Schüttstein, Rinnstein, flacher Wassertrog in der Küche mit Abflussrohr.

4 FS 11, nach R. II/174; dessen Quelle: Schweizerblätter, St. Gallen, 1833, 227.

Blaihen, 2 — 3 Meter hohe Schachtöfen zur Eisengewinnung an Bächen, die das Gebläse trieben.

Lichtschere, Schere zum Reinigen, Schneuzen des Dochtes.

5 FS 11. E: August Herzog (1865 — 1947), Stadtförster, Laufenburg.

Frucht austreten lassen, durch das Vieh, frühere Art des Dreschens.

6 FS 10, nach R. I/37. An Rochholz mitgeteilt von Andreas Birrcher, Bezirkslehrer, Laufenburg (vor 1856).

7 FS 11 f., nach R. II/47.

Weisse Taube, Sinnbild der reinen Seele; dazu Rochholz: «Da die Frau um den Gotteslohn gebracht wird durch die Unterschlagungen der Magd, so ist der ersteren Seele in jenem Schatzschranke zurückgehalten und kann erst später einmal als Taube erlöst daraus hinausfliegen.»

8 FS 13, nach R. II/49; nach ihm hätte der Böse «mit Besegnung und passenden Sprüchen» leicht vertrieben werden können. Seine Quelle: Schweizerblätter, St. Gallen 1833, 227.

Fronfastenzeit, siehe Anm. zu Nr. 1.

Binzgen, badisches Dorf, etwa 2 km nördlich von Laufenburg/Baden.

Hammerwerke, Schmiede, in der grosse Hämmer durch Wasserkraft betrieben wurden.

9 FS 12 f., nach R. II/48. E: J. A. Rueb (1809 — 1862), Fischer, Laufenburg/Baden.

Zwilch, aus «zwilich», zweifach, zweifädig, aus doppelten Fäden gewebtes Leinenzeug, früher bevorzugter bäuerlicher Leinenstoff.

10 FS 14, nach Bi. 39 f.

11 S: Schnetzler, August, Badisches Sagenbuch, 1. Abteilung, 159, Karlsruhe 1846. E: wie Nr. 9. Auch R. I/49, nach Schweizerblätter 1833, 227.

Weidling, Kahn, mit dem man dem Fischfang, der Fischweid obliegt.

Schäffigen, siehe Anm. zu Nr. 23.

Feuermann, auch Brännlig, brennender Mann, verbreitete Sagengestalt, zumeist die Busse für Wasserfrevel, z. B. widerrechtliches Wässern darstellend. Auch Marksteinversetzer erscheinen nach ihrem Tode als Feuermänner; siehe Nrn. 75, 78, 112.

12 FS 13 f., nach Bi. 40.

13 FS 9 f. E: Alfred Joos (1883 — 1940), Rhina/Laufenburg/Baden.

Waldstädte, die vier am Fusse des Schwarzwaldes gelegenen Städte Waldshut, Laufenburg, Säkingen und Rheinfelden.

14 FS 10. E: August Zürni (1878 — 1949), Coiffeur, Laufenburg.

die mindere Stadt = Klein-Laufenburg (Laufenburg/Baden).

15 FS 8 f., nach R. II/377. 1633 ergab sich die Stadt widerstandslos den Schweden, ebenso 1638 dem Herzog Bernhard von Weimar, der die Stadt mit schwedischen und französischen Truppen besetzte, die erst 1650 abzogen. Der Schwedenkönig Gustav Adolf II. fiel 1632 in der Schlacht bei Lützen.

16 FS 142 ff., nach R. II/374. Seine Quelle: Handschriften des Laufenburger Stadtarchivs. Siehe zu dieser tragischen Episode der Stadtgeschichte, die auch legendäre Züge aufweist, Karl Schib, Geschichte der Stadt Laufenburg, Aarau 1950, 200 ff.

Hechel, kammartiges Gerät, an dessen spitzen Metallstiften Flachs- und Hanffasern gereinigt, geglättet und voneinander getrennt wurden.

17 Fridolin Jehle, Geschichte der Stadt Laufenburg, 1979, I/175.

«Das *Hohkreuz* stand an der Hochstrasse, die zur Laufenburger Gerichtsstätte führte; über die später entstandene und heute noch bestehende Kapelle ist urkundlich nichts zu erfahren.»

18 FS 5, bei R. II/329 kurz erwähnt: «Bis hierher (Hügen) soll alle Weihnachten die Gestalt eines schwarz bemantelten Fischers aufrechtstehend in seinem Kahn durch den Rhein herabkommen.»

Hügen, Hügel, emporragender abgerundeter Fels.

19 FS 5, nach R. II/330.

Schühut, Schinhut, breitrempiger, leichter Sommerhut.

Wäldermaidli, Mädchen aus dem Schwarzwald.

20 FS 6, nach mündlicher Überlieferung; noch von Laufenburger Fischern im letzten Jahrhundert erzählt und von ihren Nachkommen weitergegeben bis in die neuere Zeit.

Waag, feste und nach alten Erfahrungen konstruierte Fangvorrichtung für Salme.

21 FS 7 f., nach R. II/334 f.; dann Ballade von Franz Xaver Wagner von Laufenburg, in: Vom Jura zum Schwarzwald, alte Folge, Aarau 1884, I/238 ff.

Wagner: (1809 — 1879) entstammte einem alten Laufenburger Geschlecht. Er schrieb unter dem Einfluss von Uhland, bei dem er in Tübingen studiert hatte, u. a. Balladen, denen auch fricktalische Sagen zugrunde liegen. Näheres über Wagner: Biographisches Lexikon des Kantons Aargau, 1803 — 1957, Aarau 1958, 810 ff.

Hintersass, zugewanderter Einwohner mindern Rechts, ohne Anspruch auf Gemeindegut.

Mass, altes Getränkemass, ca. 1,5 l.

22 a) FS 6 f., nach R. II/329 f. u. 356 ff.

Burg Oftringen, rechtsrheinisch, hart am Rhein gelegen. «Die Herren von Oftringen, wohl habsburgische Dienstleute, hatten ihren Stammsitz auf der gleichnamigen Burg im Wutachtal. Die Burg am Rhein war schon im 16. Jahrhundert nicht mehr bewohnt, auf dem Stich von Merian (1644) ist an ihrer Stelle nur noch Strauchwerk zu sehen.» (F. Jehle a.a.O., 134).

b) R. II/359 f., Nachdruck aus: Heinrich Bullinger, Chron. Tigur. fol. II, lib. XI, cap. 16, geschrieben 1574.

Bullinger stützt sich auf die Erzählung seiner Grossmutter, Gertrud Küffer, eine Tochter von Bürgi Küffer, die mit Hänsli Bullinger, Bullingers Grossvater, vermählt war, und 1522 mit 83 Jahren starb; sie habe sich an die Gefangenschaft und die Heimkehr ihres Vaters noch wohl erinnert.

Lynlachen, Leintuch, Bettuch.

23 R. II/331; seine Quelle: ältestes Ratsbuch im Stadtarchiv Laufenburg, 1559.

Schäffigen, mhd schiffunge, das Schifffen, das Einschiffen. «Die Karrer führten die im Giessen ausgeladenen Waren auf ihren Karren hinunter zur Landestelle im Schäffigen, wo die Waren wieder auf Schiffe verladen wurden.» (F. Jehle a.a.O., 154).

24 a) R. II/331. Cowdray House brannte zwei Wochen früher aus, am 25. September 1793; vgl. 24 b.

b) Tony Obrist, in: Ciba-Geigy Journal No. 3/72 Autumn; Future of Corporation, ins Deutsche übersetzt von Fritz Münzner, Rheinfelden. Ein Bericht über das «freche Unternehmen» steht auch im Donaueschinger Wochenblatt vom 27. November 1793.

25 R. II/325, 328.

Efliken, Öflingen/Baden.

26 R. II/332.

27 R. II/330.

28 R. II/332 f.

Kaiser Franz I. von Österreich reiste im Mai 1814 durch das Fricktal. «In Laufenburg stieg der Kaiser aus dem Wagen, und die Laufenburger liessen es sich nicht nehmen, dem hohen Gast die originellste Seite ihres beruflichen Könnens vorzuführen: Die Laufenknechte seilten ein Schiff durch den Laufen, und die kaiserliche Majestät folgte dem Schauspiel von der Rheinbrücke aus mit grösster Befriedigung.» (Karl Schib, a.a.O., 251).

Der Heuberg, das Wahrzeichen von Kaisten, senkt sich gegen das Dorf und läuft in einen niedrigen Hügel aus, den Fasnachtsberg, wie ihn der Einheimische nennt. Einst leuchteten dort an der alten Fasnacht die Feuer bis über den Rhein hinüber. Am Südhang angelehnt liegt die Kirche, die St. Michael geweiht ist. Das Zwischenstück zwischen Fasnachtsberg und Heuberg trägt den Namen Cheistel. Das Gebiet wurde auch etwa «im Aepipperli» genannt. Vor langen Jahren wurden dort auch Kalkhöhlen gefunden, die aber seither eingestürzt sind. Dort wohnten einst die Zwerge, die Erdbiberli. Sie waren kaum grösser als Küken und watschelten im Gehen lustig durcheinander wie Bibeli. In langen Hemdchen kamen sie abends, besonders im Winter, gern zur Stubete und halfen Flachs spinnen und reiten. Im Sommer waren sie willkommene Helfer bei den mannigfaltigen Feldarbeiten. Wunder nahm die Leute nur, warum sie stets ihre Füsse so scheu verhüllten, und ein Neugieriger streute ihnen einmal Asche auf den Fussboden. Was man nachher sah, war merkwürdig genug. Wie zierliche Ornamente erblickte man auf dem Boden die Abdrücke von kleinen Gänsefüssen. Ein gröhlendes Gelächter brach aus, als die Entdeckung gemacht wurde. Beschämt und jammernd watschelten die Bibeli dem Cheistel zu. Seither hat man sie nie wieder gesehen. Sie haben sich ins Innere des Berges zurückgezogen. Vor Zeiten fanden hier etwa Knaben im Gemäuer Scherben mit spinnenartigen Verzierungen. Man glaubt, diese stammen von den Erdbiberli.

30 DAS KLOSTER DER ERDBIBERLI

Vom Dorfe Frick an über den Kaistenberg und die Kinzhalde bis zur Stadt Laufenburg haben in den Höhlen des Juras und in den Felslöchern des Rheinufer Erdmännchen gehaust. Da schwärmten und schwirrten sie in der Wildnis herum wie Feld- und Perlhühner, und wie diese in der Kindersprache Bibeli heissen, so nannte man die Zwerge Erdbiberli. Wenn sie aber unter die Leute gehen wollten, so legten sie ihre Vogelgestalt vorher ab, sonst hätten sie nicht in Haus und Feld so gewandt mitwirtschaften können, wie sie es im Dorfe Oeschgen taten oder beim Bauern auf der Kinzhalde, dem sie jährlich beim Kornschnitt halfen. Er liess ihnen dann zum Lohn für ihre Dienstfertigkeit auf jedem Acker zwei Garben stehen. Daraus buken sie Pfefferkuchen, braun, hart und vollgetupft mit kleinen Löchlein, und noch jetzt nennt man diese nach dem Namen ihrer Erfinder Biberzelen.

Das berühmteste Backwerk machten diejenigen, welche zunächst der Stadt Laufenburg in einer Höhle wohnten. Hier hatten sie ihr Waldkloster, und darin ging es denn auch genau nach Mönchsregeln her. Während die einen beten mussten und den Kirchendienst versahen, besorgten die andern die Küche. Vom Nachbarort

Kaisten aus konnte man ihrem Treiben manchmal zusehen. Die einen hielten eine Feldprozession ab und schritten dabei in Messgewändern einher, die ihnen bis auf die Füße reichten. Andere, die indessen die Haushaltung führten, hatten weisse Zipfelkappen aufgesetzt, und über die weisse Schürze trugen sie einen Brustriemen geschnallt, der von hölzernen Milchkellen klapperte. Aber die Neugier der Leute liess sie nicht in Ruhe. Es wurde ihnen einmal Asche auf den Weg gestreut, denn so hoffte man zu erfahren, was es mit dem Gerede vom absonderlichen Gehwerk der Erdmännchen auf sich habe. Nicht ohne Grund mochten sie ihre scharlachroten Mäntelchen immer am Boden nachschleppen. Was man fand, war wunderbar genug: Enten- und Ziegenfüsse waren in der Asche abgedrückt. Wie lachten da die guten Fricktaler! Nun war ihre Wissbegier zwar gestillt, aber die Erdbiberli liessen sich von der Stund an nicht wieder blicken. Tief in den Felsenrissen der Juraberge sollen sie sich verkrochen haben.

Später hat man bei der Höhle Nachgrabungen gemacht und ist allerdings auf Spuren einer unterirdischen Küche und auf vielfache Trümmer von Kochgeräten gestossen. Sogar ein steinernes Salzfass soll ein Arbeiter herausgeschaufelt haben. Allein man sagt, es habe sich zugleich ein so heftiges Klingeln dabei vernahmen lassen, dass die Leute um keinen Preis weiter beim Graben bleiben wollten. Nachher aber war die Höhle nicht mehr zu finden und ist wohl zusammenge-
stürzt.

31 WASSERJUNGFERN AM KAISTERBACH

«Die alte Strasse» wurde früher ein Flurweg genannt, der sich etwa zweihundert Meter südlich der heutigen Bahnlinie hinzog. Flurname und Weg sind heute verschwunden. Nur gegen den Kaisterbach führt an dieser Stelle noch ein Fahrweg durch einen tiefen Einschnitt und verliert sich unten in den Wiesen. Durch dieses Tobel führte noch anfangs des letzten Jahrhunderts die Rheintalstrasse nach Laufenburg. Zur Bewässerung der Wiesen, die am Hange gegen den Bach liegen, bestand noch in den neunziger Jahren ein Wassergraben, der südlich, in der Nähe des Dorfes, den Bach anschnitt und in einem System von Känneln endete, welche an dieser Stelle auf drei Meter hohen Jochen über den Einschnitt geführt wurden. Hier hausten die Wasserjungfern, weibliche Wesen mit langen flächsernen Haaren und flatternden, durchscheinenden Gewändern. Wer ihnen in der Dunkelheit begegnete, den verfolgten sie und griffen mit langen Krallenfingern nach ihm. Vor Jahren spielten einst Knaben an einem Sommersonntag in der Dämmerung in jener Gegend. Einer erstieg schliesslich kühn den Kännel und ging darauf Schritt für Schritt vorwärts. Auf einmal gellte ein furchtbarer Schrei durch die Stille: «Die Wasserjungfern!» Der Knabe wollte, ausser sich vor Schrecken, fliehen, aber er glitschte aus und stürzte etwa drei Meter tief zu Boden, wo er mit gebrochenem Genick liegen blieb. Die Wasserjungfern hatten ihn geholt.

32 KINDLIBRUNNEN AUF DEM HOMBERG

Verborgen in geheimnisvollem Waldesdunkel sprudelt auf dem Homberg bei Kaisten eine Quelle. Sie führt milchweisses Wasser, als Nahrungsquelle für die kleinen, noch nicht erwachten Kinderseelen, die dort noch im Herzen der Erde schlummern und deren Wimmern man zuzeiten vernehmen kann. Bei dieser Quelle liegen grosse Schätze vergraben. Schon manchen wandelte die Lust an, sie zu heben, aber noch keinem ist es gelungen. So ging auch einmal ein Bursche in der hl. Weihnachtszeit gegen Mitternacht auf den Homberg und wartete auf den Schatz, der aus der Tiefe der Quelle aufsteigen sollte.

Wie im entfernten Dorfe die Kirchenuhr zu schlagen anfang, wurde es im Gehölz lebendig. Hunde durchstreiften bellend die Büsche, Hörner gellten, und grüنگekleidete Jäger erschienen bei der Quelle, umringten sie und fragten den Burschen, ob hier nicht jemand vorübergegangen sei. Dieser schwieg, denn er wusste, dass der geringste Laut seine Hoffnungen zerstören würde. Endlich aber wandelte ihn doch eine unbeschreibliche Angst an, und er war froh, als zufällig eine Lücke im Ring entstand und er hinausschlüpfen und entfliehen konnte.

33 DAS BACHPFLÄTSCHERLI

Im Kaister Dorfbach hält sich das sogenannte Bachpflätscherli auf, ein Hündchen mit feurigen Augen. Einst sah es ein Bürger von Kaisten, als er nachts über die Dorfbrücke ging, und lockte es, jedoch umsonst. Wie er aber zu seinem Hause kam, vor welchem ein Brunnen sprudelte, stand da ein grosser schwarzer Mann und wusch seine Hände. Der Bauer aber hatte keine Lust ihn anzureden, sondern ging still und ruhig vorbei und war froh, als er die Haustüre hinter sich geschlossen hatte.

34 DER GOLDWANNER IM HARDWALDE

Wenn man am Karfreitag mit einem unschuldigen Kinde durch Feld und Gebirge hinwandelt, und es liegt irgendwo ein goldener Schatz verborgen, so entdeckt ihn das Unschuldssauge des Kindes.

Ein blutarmer Mann aus Kaisten ging einst mit seinem achtjährigen Knaben in den Hardwald, um dürres Holz zu sammeln. «Such dir da eine rechte Bürde zusammen», sagte der Vater, dem Knaben die Wangen streichelnd, «ich will inzwischen in der Nähe dürre Äste von den Tannen brechen. Die Mutter wird sich freuen, wenn ich ihr dann deinen Haufen zeige.» Der Vater ging. Während der Kleine nun nach dürren Reisern suchte, stand plötzlich ein fremder Mann vor ihm, der eine Wanne hatte und blankes Gold darin wannte. Der Knabe schaute verwundert zu und meinte, es wären Rappli wie am Rosenkranz der Mutter, und

hob so viele auf, wie dem fremden Mann wie Spreu und taube Ähren aus seiner Wanne auf die Erde fielen. Die nahm er in sein Röcklein und eilte dem Vater zu. Wie der die schimmernden Goldstücke erblickte und hörte, was der Knabe gesehen, sagte er: «Geh, hol noch mehr, ich will auch mit dir kommen.» Sie suchten lange vergebens, der Goldwanner war nirgends mehr zu finden.

35 DER KINZHALDENJOGGELI

Auf der linken Rheinseite, unterhalb des Hardwaldes, dehnt sich eine Ebene aus, das Sisslerfeld. Dieses wird überragt von einer zerklüfteten Bergkuppe, dem Kinz, das gegen Kaisten hin in die Kinzhalde ausläuft. Dort treibt ein böser Geist sein Unwesen, der in alten Zeiten nächtliche Wanderer in Angst und Schrecken versetzte:

Auf einmal ertönt aus unbestimmter Ferne ein Ruf: «Huhu» — dann näher, vom Kinzkopf her: «Huhu — huhuu —», immer näher, und auf einmal beginnt ein Rauschen im Geäst der Waldbäume, als ob ein Orkan über sie hinbrause, und doch bleiben die Äste ruhig wie bei der grössten Windstille. Und nun — den späten Wanderer ergreift geheimer Schauer — gerade über ihm, im Geäst der Wettertanne, ertönt der schauerliche Ruf: «Huhu —», und darauf folgt ein gellendes Gelächter. Er schreit auf, die Haare sträuben sich auf seinem Kopfe, und sinnlos stürmt er davon, ohne Weg, ohne Ziel, nur die grauenhafte Angst im Herzen. Hinter ihm ertönt immer wieder der schreckliche Ruf. Er rennt durch dick und dünn, durch Gestrüpp, Dornen, Sumpf, stolpert über Gräben, immer hinter ihm das höhnische Gelächter. So wird er die ganze Nacht gejagt, und erst, wenn von Kaisten her das Betzeitglöcklein den Tag verkündet, verschwindet der unheimliche Spuk.

Das ist der Kinzhaldenjoggeli. In Kaisten, Sisseln und Eiken weiss man genug von ihm zu erzählen.

Nach der Sage ist es die büssende Seele eines Bauern aus Kaisten namens Winter, und es gibt noch Leute, die sein Haus genau kennen wollen. Er war früher ein reicher Bauer; vier Steinhäuser in der Gemeinde gehörten ihm. Aber dennoch hatte er nicht genug. Er pflügte den Nachbarn die Grenzfurchen weg und mähte im Heuet über die Grenze seiner Wiesen, und in der Ernte stahl er die aufgeschoberten Zehntgarben. Er war auch ein arger Schnapstrinker, ein Flucher und Schwörer. Sonntags dengelte er seine Sensen, während andere Leute zur Kirche gingen, oder er fuhr mit dem Wagen aufs Feld. Trotz seines liederlichen Lebens wusste er sich dennoch bei der Obrigkeit einzuschmeicheln, so dass er von dieser als Untervogt über Eiken gesetzt wurde. Als solcher missbrauchte er seine Gewalt auf das unbarmherzigste. Junge Leute, deren Äcker ihm in die Augen stachen, übergab er den Werbern, und diese wussten sie schon in die hintersten Winkel bis in die Türkei hinein zu schieben, so dass sie ihrer Lebtag das Fricktal und den grünen Rhein



nicht mehr sahen. Ältere Leute, die er nicht verhandeln konnte, behexte er so, dass sie irrsinnig wurden und ins Wasser sprangen, dann wurde der Vogt Verwalter ihrer Hinterlassenschaft.

So hatte er einmal während einer Hungersnot einen Familienvater an die Werber verhandelt. Der arme Mann wusste in der Verzweiflung für sich und die Seinigen keinen Rat mehr und beging eine schreckliche Tat. Er stürzte sich mit seinen Kin-

dern in eine tiefe Schlucht der Kinzhalde, die Teufelsküche. Seither begegnet man an den Klüften der Halde oft einem schwarzgekleideten, ausgemergelten Manne, der ein zum Gerippe abgemagertes Kind dort aus den Armen legt und dann laut heulend sich die Brust zerschlägt und die Haare ausrauft.

Der Vogt war auch ein leidenschaftlicher Jäger und wusste durch Zaubermittel das Wild im Forste festzubannen. Einmal sah er im Weinberg gegen Eiken einen dreibeinigen Hasen in der Sasse und schoss nach ihm. Aber an diesem unscheinbaren Tiere musste der gewalttätige Mann zugrunde gehen: der Hase war nämlich der Leibhaftige selber, und die Kugel fuhr auf den Schützen zurück, der darob auf der Stelle tot war. Als man nach einigen Tagen seinen Leichnam fand, war er braunschwarz geworden, und auch das Waldlaub, auf dem er lag, hatte sich geschwärzt zum Zeichen, dass ihn der geholt, dessen Farbe er trug.

Als man ihn hierauf zu Grabe trug, brachten ihn ihrer sechse kaum von der Stelle, doch wie man sich keuchend der Kirche näherte, wurde der Sarg zusehends leichter. Vor dem Portal wartete der damalige Pfarrer Rothenburger mit den Ministranten. Dieser befahl, mit dem lauten Gebet aufzuhören und den Sarg noch einmal zu öffnen. Man fand ihn leer, und doch hatte die ganze Gemeinde noch vor einer Stunde gesehen, wie der Vogt brandschwarz darin gelegen hatte. Als seine alte Mutter vom Kirchhof nach Hause zurückkam, rief er ihr schon vom Rauchfang übers Dach herunter zu und überschüttete sie mit Spottreden.

Von nun an hatte man im Dorfe Kaisten keine Ruhe mehr. Oft am hellichten Tage guckte der verstorbene Vogt aus den Fenstern seines Hauses und nickte den Vorübergehenden höhnisch zu. Nachts rasselte es auf den Stiegen, wie wenn zentnerschwere Ketten auf und ab geschleppt würden, oder lautes Pochen auf dem Estrich erschreckte die Bewohner. In den Ställen fand man am Morgen das Vieh mit geflochtenen Schwänzen, oder zwei Tiere in einem Stoss, erhängt vor. Schliesslich wandten sich die Bewohner an das Kapuzinerkloster in Laufenburg und baten um Hilfe. Die Mönche erschienen, bannten nach langem Kampfe das Gespenst in eine Brantweinflasche und führten diese auf einem zweispännigen Wagen hinaus auf die Kinzhalde. Dort, an der Grenze der Grafschaft Laufenburg, bei der breiten Eich, lag früher noch ein winziges Seelein ohne sichtbaren Abfluss, dessen Grund pechschwarz heraufleuchtete. Hier wollte man die Flasche versenken. Je näher man dem Ziele kam, desto schwerer wurde der Wagen. Man musste Vorspann holen, und schliesslich zogen sechzehn Rosse keuchend das Fuhrwerk zur Stelle. Wie man nun die Flasche versenken wollte, flog der Zapfen mit lautem Knall heraus, und hinter ihm nach sauste der Geist wie ein Sturmwind zurück ins Dorf, und nun war alles ärger als vorher.

Jetzt mussten die Kapuziner den Störenfried zum zweitenmal bannen. Es gelang ihnen erst, als sie ihm das Zugeständnis gemacht hatten, er dürfe sich alle Jahre dem Dorfe wieder um einen Hahnschritt nähern. Diesmal bannte man ihn in einen kupfernen Kessel und versenkte diesen in die Tiefen der Teufelsküche. Dort hat er nun seine Wohnung. Seine Höhle soll mit Quadersteinen ausgefüllt sein. Wirft man einen Stein hinunter, so tönt es zurück wie aus einem hohlen Fass. Ein

Hund, den man einst hinunterwarf, kam unten am Rhein wieder zum Vorschein. Wenn einst der Vogt Kaisten wieder erreicht haben wird, dann kann ihn keine Gewalt mehr daraus verbannen.

Inzwischen haust und lärmt er nun in den weiten Waldungen des Hard. Er kann sich unheimlich schnell von einem Ort zum andern bewegen. Meist erscheint er in Jägertracht, mit einem grünen Hütchen und der Flinte auf dem Rücken und ruft sein fortwährendes Huhu. Besonders den Fuhrleuten und Holzfrevlern ist er auf-sässig. Er tritt brüllend, einen gewaltigen Prügel in der Hand, unversehens vor sie hin oder schleicht hinterlistig den Fuhrwerken nach und zieht flink den Achsnagel heraus, damit der Wagen stürzt und die Ladung herausfällt. Dann muss der Fuhrmann schweigend den Wagen wieder laden und dreimal umgehen. Wenn er aber nur ein einziges Mal flucht, so wiederholt der Joggeli augenblicklich seine Tücke. Nicht selten hockt er verspäteten Wanderern auf, und diese müssen ihn bis an die Waldgrenze tragen. So schleppte ihn einst ein Sissler über den Eiker Bach hinüber, und ein anderer sah ihn als Stock am Wege liegen und trug ihn heim. Als er am Morgen nach ihm sah, war er verschwunden. Ein dritter, den der Geist beim Holzfreveln überraschte, entsprang zwar in der Angst, besann sich aber bald wieder und kehrte um. Angesichts des wunderlichen Kerls mit den weiten Pluderhosen, dem engen Wams und dem grünen Hütchen meinte er trocken: «So, bisch es numme du!» und holzte ruhig weiter.

Am Rheinufer neckte der Joggeli besonders gern den Fährmann. Einst rief er in der Dämmerung: «Hol, hol!» und der Schiffer holte ihn wirklich ab, aber mitten im Rhein sprang er ihm aus dem Kahn und liess ein grosses Feuermeer zurück. Auch Betrunkene führte er gern in die Irre und jagte sie durch Wald und Feld. Einem Strassenknecht, der zwischen Sisseln und Eiken den Weg zu machen hatte und ein arger Schnapstrinker war, sass er einmal huckepack auf den Rücken und trieb ihn im ganzen Walde herum. Schliesslich konnte er entrinnen, aber bei dem entsetzlichen Toben des Unholds verlor er Hut und Stock und verfiel nachher in ein so schweres Siechtum, dass ihm alle Ärzte das Leben absprachen.

Ein andermal hatte ein Mann in der Nähe des Waldes sein Ross auf die Weide getan und legte ihm abends Zaum und Zügel an, um es heimzureiten. Kaum war er aufgesessen, so wurde das Tier zusehends dicker und höher und schwoll schliesslich so gewaltig an, dass der Reiter kaum mehr auf den Boden herunter sehen konnte. Er sprang eiligst ab und entlief. Das Ross war der Haldenjoggeli, der seither auch in dieser Gestalt im weiten Walde haust.

36 DER KOBOLD IM HARD

Eine breite Landstrasse führt von Laufenburg durch den weiten Hardwald nach Sisseln. Kaum ist sie in den Wald eingetreten, so überquert sie einen Graben, der in der Richtung Süd-Nord zur alten Murger Fähre hinunterführt, wo man vor Zeiten ins badische Dorf Murg übersetzen konnte. Der Fuhrmann, der spät mit sei-

nem Fuhrwerk Laufenburg zustrebte, beeilte sich, noch vor Einbruch der Dunkelheit hier vorbeizukommen, denn gar oft wollten die Pferde nicht mehr von der Stelle, bis er in den drei höchsten Namen drei Brosamen rückwärts über die Schulter warf. Auch der verspätete Wanderer hörte Schritte, und wenn er sich rückwärts wandte, war weit und breit niemand zu sehen. In der ganzen Umgebung hauste ein Kobold.

Zur Nachtzeit im Quatember strebte einst ein Murger Müllerbursche auf einem Waldweg von Kaisten her der Fähr zu. Wie er bei der Brücke die Strasse kreuzte, sass ihm plötzlich etwas im Rücken und ritt und zwickte ihn. Als er zum Fahrhäuschen herunterkam, war der Spuk plötzlich verschwunden, doch von einer Tanne herab schallte ein gellendes, höhnisches Gelächter. Der Knecht aber starb kurze Zeit darauf.



Auch der Fährmann drüben im Dorf Murg wurde häufig genarrt. Oft vernahm er vom hohen Ufer herab den Ruf «Hol über» und hatte auch deutlich jemand herabsteigen sehen, doch wenn er herangerudert kam, war keine Seele zu erblicken, und nur von einer Tanne herab klang wiederum höhnisches Kichern.

37 DER TÜTTIGRABENHUND

Vom Heuberg herunter zieht sich ein tief eingeschnittenes Tobel durch das Wiesengelände, der Tüttigraben. Gebüsch und Wald decken ihn geheimnisvoll zu, und in seiner Tiefe plätschert ein dünnes Wasserlein von Stein zu Stein; bei anhaltendem Regen kann aber daraus ein reissender Bergbach werden, der schon oft üble Verheerungen angerichtet hat. Aus diesen Klüften bricht zuzeiten ein fast mannshoher Hund hervor. Sein Fell ist tiefschwarz, und seine Augen glühen wie Kohlen. Ihm voraus geht ein Rauschen wie das eines angeschwollenen Baches, oder wie wenn eine Herde Tiere durch dürres Laub rascheln würde. Sein Weg ist immer der gleiche, und nie weicht er davon ab; würde er verbaut, es gäbe Unglück. In Ober-Kaisten kommt er durch einen Schopf und folgt dann dem Bach bis nach Kaisten und trabt talabwärts bis zur fernen Möhliner Höhe.

An einem mondhellen Sommerabend sassen einmal einige Nachbarn in Ober-Kaisten, gemütlich plaudernd und tubäkelnd, vor einem Hause beisammen. Auf einmal erhob sich, bei völliger Windstille, ein gewaltiges Rauschen, als ob der ganze Graben voll Wasser daherkäme. Kurze Zeit darauf erscheint auch der Hund. Gemächlich trabt er mit eingezogenem Schwanz durch den benachbarten Schopf und hart an den vor Schrecken starren Leuten vorbei, und seine Augen gleissen unheimlich im Dunkel.

Auch zwei Burschen kroch es eiskalt den Rücken hinauf, als sie, vom Kiltgang heimkehrend, den Hund auf der Treppe vor dem Pfarrhause sahen. Dort lag er langausgestreckt vor der Türe, und seine Augen funkelten böse. Wortlos bekreuzten sich die beiden und schritten vorüber, und es geschah ihnen weiter nichts.

Spassen liess sich aber nicht mit dem Hund. Das erfuhr der alte Schneider Weiss von Ober-Kaisten. An einem kalten Wintertage war dieser auf der Stör im Dorf. Am Abend, vor dem Heimgehen, schenkte man ihm noch ein Schnäpslein oder zwei ein und kam im Laufe des Gesprächs auch auf den Gespensterhund zu reden, von dem der Schneider allerlei zu erzählen wusste. Weiss, dem sein Schneidermut durch den wärmenden Schnaps gewaltig gestiegen war, behauptete, er werde dem Tier, wenn es ihm wieder begegne, mit dem Ellstecken gewaltig über die Ohren hauen. Da es unterdessen spät geworden war, machte sich der Handwerksmann auf den Heimweg. Gemächlich schritt er seinem Weiler zu. Wie er aber zur Cheistelbrücke kam, vernahm er plötzlich ein Rauschen. Unser Schneider hatte die Geschichte schon wieder vergessen und glaubte nichts anderes, als der Bach bringe Hochwasser, und floh einige Schritte in den Acker hinauf. Doch wie aus dem Boden gewachsen stand auf einmal der Hund neben ihm. Der Schneider

erinnerte sich seiner Worte, nahm allen Mut zusammen und stiess dem Gespenst mit dem Ellstecken leicht in die Weichen. Ohne eine Miene zu verziehen, trabte dieses vorüber. Der Schneider aber war von der Stunde an stockheiser und vermochte seiner Lebtag kein lautes Wort mehr hervorzubringen.

Auch in Menschengestalt soll sich das Gespenst schon gezeigt haben. Das erfuhr ein heute längst verstorbener Bauer, der im Heuet früh um drei Uhr in der Nähe des Grabens mähte. Wie er sich umsah, stand ein hochgewachsener Mann in grauem Fäckenfrack, einen Dreispitz in die Stirne gedrückt, hinter ihm. Dieser schritt wortlos einer Mahde nach und verschwand gegen den Graben, und nach einiger Zeit tönte von dorthier das bekannte Rauschen wie beim grössten Gewitter.

38 DER SCHWED IM KAISTERFELD

Als im Dreissigjährigen Krieg der Schwede mit Ross und Wagen plötzlich vor Laufenburg auftauchte, flohen die Leute von Kaisten über alle Berge, versteckten sich in den Wäldern oder suchten Zuflucht im benachbarten Berner Aargau. In der Hast und Eile wurden in einem Hause zwei Kinder vergessen. Beim Plündern trat ein schwedischer Husar in die Stube, wo die Kleinen in ihrem Bettchen lagen und friedlich schlummerten. Er erstach dieselben und warf die Wiege um. Dafür fiel er auf dem Rückritt über das Kaisterfeld vom Pferde und verendete auf der Stelle. Seither ist es in jener Gegend nicht geheuer. Wer nachts an der Kapelle vorbeigeht, hört hinter sich plötzlich schlurfende Schritte, und wenn er sich umsieht, ist kein Mensch weit und breit zu erblicken. Zu gewissen Zeiten aber soll beim «Roten Kreuz», am Dorfeingang, eine undeutliche Gestalt zu sehen sein, die sich bei näherem Hinsehen auflöst wie Nebel. Das ist der ruhelose schwedische Kindsmörder. Seine Seele muss hier büssen für seine ruchlose Tat.

39 DIE SCHWEDENREITER AM KAISTERBACH

Bei der Mündung des Dorfbaches von Kaisten in den Rhein liegt eine ziemliche Landbreite frei und herrenlos, auf der man im Dreissigjährigen Kriege zehn schwedische Reiter hingerichtet hat, welche fälschlich des Verrates beschuldigt waren. Nachts um die dritte Stunde, wenn sich ihr Gerichtstag jährt, halten hier die Zehne einen Kreisritt, wobei sie mit den Säbeln wild um sich hauen. So müssen sie schon über zweihundert Jahre jede Nacht erscheinen, bis auch die Seelen ihrer falschen Richter Ruhe gefunden haben. So erzählen alte Fischer aus Kaisten, die nachts in jener Gegend am Rhein der Fischweid obliegen; der Ort kommt ihnen unheimlich vor.

Anmerkungen

29 FS 21 f. E: Luise Müller-Gertiser (1879 — 1966), Kaisten.

Im Cheistel befinden sich Überreste einer mittelalterlichen Burg, die nach den datierbaren Keramikfunden am Ende des 12. Jahrhunderts erbaut und schon vor der Mitte des 13. Jahrhunderts zerstört wurde (Brandspuren). Siehe Walter Drack, Die Burgruine Kaisten, in: Vom Jura zum Schwarzwald 1945, 65 ff.

Erdbiberli, Verkleinerungsform zu Biber, zwergartiges, behendes Geschöpf.

Stubete, Abendbesuch.

reiten, zurüsten, bereit machen, im besondern: den gedörrten Hanf mit der Hand brechen und den Bast von den Stengeln ziehen.

30 FS 22 f. Aus: Schweizersagen nach H. Herzog, herausgegeben von Arnold Büchli, Aarau 1926, 1. Bd. 139. Quelle: E. L. Rochholz, Naturmythen, Leipzig 1862, S. 109.

Kinz, *Chinz*, schluchtartiger Geländeeinschnitt. Näheres siehe Franz Fricker, Flurnamen von Kaisten, in: Vom Jura zum Schwarzwald 1983, 54 f.

31 FS 14 f. E: wie Nr. 29.

32 FS 15, nach Bi. 38 f.

33 FS 17, Bi. 39.

Pflätscherli, von pflätschen, pflötschen, «im Wasser spielen, so dass es mit Geräuschen anschlägt».

34 FS 18, nach Bi. 56.

Wanne, Getreideschwinge, *Wanner*, der Mann, der sie handhabt.

35 FS 18 ff., nach R. I/183 ff. u. Bi. 56 ff. Die Sage ist in Kaisten noch sehr lebendig und wird immer noch weitererzählt. Auch in Eiken ist sie in etwas abweichender Form bekannt; siehe Nr. 115. Auffallend sind die gemeinsamen Züge mit der Sage vom Dorfwucherer Fritz Böni von Möhlin. Siehe Nr. 265.

bannen, siehe Anm. zu Nr. 45.

aufgeschobert, zu einem Schober, Haufen, zusammengetragen, geschoben.

Sasse, in der Jägersprache tief ausgescharrtes Lager der Hasen.

Stoss, Halsstrick, vorn in eine Kette übergehend, durch die das Rindvieh an der Krippe angeschlossen wird.

36 FS 17, nach R. II/71. Die Sage wurde Rochholz mitgeteilt von J. A. Rueb, Fischer, Klein-Laufenburg (vor 1856). Sie hat einige gemeinsame Züge mit der Sage vom Kinzhaldenjoggeli (Nr. 35).

37 FS 15 ff. E: wie Nr. 29.

Kiltgang, Abendbesuch, besonders bei jungen Mädchen. Kilt ist uralt germanisch; altnordisch kveld = Abend. Kilttag war im Fricktal der Donnerstag.

Stör, Lohnarbeit einzelner Handwerker, vorab der Schneider und Schuster, in den Häusern der Kunden, von dem alten oberdeutschen stören, störzen, «im Land herumziehen».

Fäckenfrack, Rock mit langen Stössen, Fäcken, «Fittichen».

Dreispietz, besonders im 18. Jh. getragener Herrenhut, dessen Rand dreiseitig hochgeklappt ist.

38 FS 23. E: wie Nr. 29.

Kapelle, St.-Wendelins-Kapelle im Kaisterfeld, an der Strasse Kaisten-Laufenburg gelegen, erbaut 1637.

39 Aus: Nachlass E. L. Rochholz, Mappe I, Sagen, StAA. An Rochholz mitgeteilt von «Reimann, Laufenburg» (vor 1892).

An warmen Sommertagen sitzt auf dem Schinberg in der Nähe einer Quelle oft ein wunderschönes Mädchen, das versonnen sein langes Goldhaar kämmt. Manchmal sieht man statt seiner eine Kiste, worauf eine feuerspeiende Schlange geringelt liegt. Schon mancher hätte die Kiste gerne geöffnet, aber alle schreckte die züngelnde Schlange zurück; versuchte man zu anderer Zeit, den Schatz zu heben, so entstand ein solch unheimliches Geräusch, Krachen und Getöse im Berg drin, dass jeder erschrocken davoneilte.

41 SEELEIN IM SCHINBERG

Seit alten Zeiten soll sich im Innern des Schinberges ein kleiner See befinden. Noch nie ist es einem Menschen gelungen, ihn zu finden. Reiche Schätze schlummern ungehoben auf seinem Grunde. Perlen und Edelsteine funkeln herauf und färben das Wasser märchenhaft. Alle hundert Jahre überfließt er einmal, dann löst sich ein Teil des Berges und rutscht in die Tiefe. Am jüngsten Tage aber wird er die Täler von Sulz und Kaisten überfluten und alle Lebewesen ersticken.

42 DER JÄGER AM SCHINBERG

Ein Jäger aus Laufenburg zog frühmorgens ins Sulztal auf die Jagd. Halali und Hundegebell erfüllten den Wald, doch kein Wild zeigte sich. Ermüdet wollte er am Abend heimkehren zu seinem geliebten Weibe. Wie er oberhalb des Dörfchens Ittenthal aus dem Gehölze des Schinberges trat, hörte er ein Geräusch im benachbarten Dickicht. «Ein Reh», dachte er, legte an und schoss. Der Aufschrei einer Menschenstimme antwortete ihm. Er eilte hin und breitete die Äste auseinander. Was sah er? Vor ihm lag seine eigene Frau in ihrem Blute und neben ihr ihr heimlicher Liebhaber, mit dem sie ihren Mann betrogen hatte, beide tot. Von der Stunde an hat von dem Jäger niemand mehr etwas gehört. Nur in mondhellen Winternächten bringt der Wind vom Schinberg herunter ferne Töne wie traumhaftes Klingen eines Waldhornes. Dann flüstern die Leute die alte Sage von der betrogenen Liebe des unglücklichen Jägers.

43 DAS SCHWEDENLOCH

Im Dreissigjährigen Krieg, als Laufenburg von den Schweden belagert wurde, blieb selbst das versteckt gelegene Ittenthal nicht vor Kriegsnot verschont. Um Misshandlungen zu entgehen, flohen die Ittenthaler und verbargen sich in einer geräumigen Bergschlucht am Schinberg. Hier überstanden die Leute die böse Zeit ohne Fährde. Als Friede war im Reich, kamen sie wieder herunter und bauten ihre inzwischen verbrannten Häuser wieder auf. Noch heute heisst die Schlucht das Schwedenloch.

Anmerkungen

40 FS 24, nach Bi. 39, der die Sage nach Sulz verlegt; sie wird aber in Ittenthal erzählt. E: Josef Gut-
hauser-Lütold (1895 — 1961), Lehrer in Ittenthal.

41 FS 24. E: wie Nr. 40. Die durch das Wasser ausgelösten Bergrutsche am Schinberg, die in frühern
Zeiten das Dorf bedrohten, werden hier Anlass zur Sagenbildung gegeben haben. Vgl. damit die Sage
vom See im Sonnenberg (Nr. 273).

42 FS 24, nach einer Ballade von F. X. Wagner; siehe Anm. zu Nr. 21.

43 FS 25. E: wie Nr. 40.

Von Leidikon aus geht ein Fussweg ins Tal von Gansingen. Auf der Höhe oberhalb Bütz, unfern eines einsamen Gehöftes, ist eine Quelle, ein wildes Brünnlein. Hier wurde vor Zeiten oft ein Weib gesehen, das mit trauriger Miene einen Kamm durch die Flut ihrer gelben Haare zog, welches ihren Nacken und die Schultern umfloss.



In den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts ritt einst der Pfarrer von Gansingen dort hinüber. Als er in die Nähe des Brünneleins kam, bat ihn der mitgehende Sigrist, er möge doch behutsam absteigen, weil das Pferd vor der Erscheinung des Weibes leicht scheuen könnte. Allein der Pfarrer meinte, er als Diener der Kirche brauche Geister nicht zu fürchten, und blieb im Sattel. Gleichwohl bäumte sich an der Quelle das Ross hoch auf und warf den Reiter unsanft ab. Er nahm jedoch weiter keinen Schaden. Von der Zeit an stieg der Pfarrer jedesmal, wenn er über den Berg musste, bei der Quelle vorsichtig ab und führte das Rösslein am Zaum vorbei. Die Erscheinung ist aber seither nie mehr gesehen worden.

45 DER GEIST IM WOLFISGRABEN BEI LEIDIKON

Von dem Weiler Leidikon gegen Westen zieht sich ein enger, in den weichen Kalk tief eingefressener Krachen, der wilde Wolfisgraben. Wer über Gehüst und Steine in ihn eindringt, steht plötzlich einer Felswand gegenüber, von der ein dünner Wasserfaden herunterrieselt. Das ist der Geisterfelsen; dort ist es seit alter Zeit nicht geheuer.

In der Mühle zu Leidikon diente vor vielen Jahren ein junges Knechtlein. Es war das Kind einer armen Mutter und hielt sich fleissig und anständig, so dass ihm der alte Müller bald sein ganzes Hauswesen anvertraute. Das war unklug, denn nun erwachte in dem jungen Manne die Habsucht, und aus dem getreuen Knechte ward mit der Zeit ein gefährlicher Dieb. Der mengte den Kunden Gips ins Mehl, gab ihnen zu wenig Gewicht und betrog sie auf alle Art und Weise. Er ruinierte das Geschäft des Meisters so, dass dieser in Schulden geriet und schliesslich um Hab und Gut kam. Nun übernahm der Knecht das Anwesen. Den einen Teil des Kaufpreises erlegte er aus dem durch seine Betrügereien gewonnenen Gelde, und den andern hoffte er aus dem Vermögen eines Mädchens nachzuzahlen, um das er gerade freite. Sowie er die begehrte Frau bekommen hatte, sann er auf alle möglichen Streiche und Plagen, um ihr das Leben zu verleiden. Wenn sie im Wochenbett lag, streute er ihr Erbsen ins Bett, und wenn sie aufstand, auf die Stiege, damit sie zu Tode stürze. Je eher sie gestorben wäre, um so rascher wäre er in den Alleinbesitz ihres Vermögens gekommen, das jetzt noch bei der Verwandtschaft lag. Gleichwohl überlebte sie ihn; denn da er auch jetzt seine früheren Betrügereien forttrieb und allen Kunden das Mahlkorn veruntreute, erging es ihm wie seinem Meister, und in kurzer Zeit war die Mühle wieder völlig gemieden. Der Verdruss darüber brachte ihm den Tod.

Die Familie glaubte, mit seinem Ableben des Unfriedens los zu sein, und suchte durch Redlichkeit und Fleiss das gesunkene Vertrauen wieder zu gewinnen. Zwei rüstige Söhne übernahmen das Geschäft. Aber sie sahen sich getäuscht. Schon in der zweiten Nacht nach des Müllers Tod gewahrte der eine Sohn, wie der Verstorbene in schrecklicher Gestalt zwischen den Mahlgängen hin- und herschwankte. Aber damit war es noch nicht genug. Der Unhold hemmte und störte die Arbeit.

Er leitete das Wasser vom Mühlekanäl so schlau und verborgen ab, dass es nicht geringer Zeit und Mühe bedurfte, um es wieder zu fassen und das stockende Werk neu in Gang zu bringen; er vermengte das Mehl mit dem Krüsch und trieb sonst allerlei Schabernack. Nun ging, mit Zustimmung der Familie, ein Sohn nach Muri und holte aus dem dortigen Stift einen Benediktiner herbei, der den gefährlichen Gast beschwören sollte. Dieser aber wich nicht, sondern erhob im Gegenteil gegen den beschwörenden Mönch die beschämendsten Vorwürfe. Man rief daher noch einen zweiten Geisterbanner herbei, diesmal aus dem Kapuzinerkloster Laufenburg. Als der Geist merkte, dass diesem wirklich Gewalt und Recht zustehe, ihn auszujagen, so begann er zu unterhandeln.

Er versprach zu weichen, verlangte aber die Gewähr, sich dem Hause alljährlich um einen Mannestritt nähern zu dürfen. Der Kapuziner fand das nicht ganz verwerflich, beschränkte es aber doch auf jährlich einen Hahnenschritt. Hierauf wurde der Unhold in ein Schoppenglas hineinbeschworen, und sein Sohn trug ihn hinaus in den Wald. Auf dem Weg wurde das Glas immer schwerer, so dass er wiederholt sich niedersetzen musste. In die Höhle in der Felswand im Wolfisgraben versenkte er das Gefäß und verschloss den Eingang mit einer Glasscheibe. Von da an sah man nachts oft in der Höhle ein Licht brennen und den Geist in Gestalt einer Kröte daneben sitzen.

Ein junger Bursche forderte ihn einst heraus. Es erschien zwar nichts, nur ein fürchterliches Ächzen und Stöhnen liess sich vernehmen. Am folgenden Tag hatte der Bursche einen Kopf wie ein Kürbis aufgeschwollen, und diese eklige Verunstaltung ist ihm seiner Lebtage geblieben. Ein anderer ging vor die Höhle, streckte den Kopf hinein und rief: «Geist, komm heraus, wenn du etwas bist!» Der Bursche bekam auf der Stelle einen so geschwollenen Kopf, dass er ihn nicht mehr herausziehen konnte und elend zugrunde gehen musste.

Ein alter Mann weiss noch, wie sein eigener Vater einmal im Mondschein in der Mühlensteig pflügte. Auf einmal kam ein hagerer, schwarzgekleideter Mann vom Graben her und lief immer ein paar Schritt hinter dem Pflug der Furche entlang. Als er beim Wenden sogar bei den Pflugochsen stehenblieb und diese über den Rücken streichelte, bekam der Bauer Angst und rief: «Willst du Gutes, so rede, willst du aber Böses, so schweige!» Statt der Antwort erhielt er aber eine solche Ohrfeige, dass seine Kappe weit wegflog. Darüber war der Geist verschwunden. Er ist jetzt dem Dorfe schon ziemlich näher gekommen, und bereits habe man ihn als schwarzen Hund bachaufwärts flotschen sehen. Wenn er einmal das erste Haus erreicht hat, ist der Weiler Leidikon ganz in seiner Gewalt.

46 DAS DOPPELTIER BEI SULZ

Ein Maurer von Galten ging einst von Sulz aus über die Kirchhalde nach Hause. Da lag vor ihm, etwas oberhalb der Sulzer Kirche, ein Hund quer über den Weg und hinderte ihn am Gehen. Es gelang ihm nicht, ihn zu umgehen, denn immer

wieder versperrte er den Weg. Nachdem er nun einige Zeit unschlüssig gewartet hatte, stand das Tier gähmend und sich streckend auf und trottete langsam vor ihm her, durch das damalige Reb Gelände hindurch bis zu einer grossen Eiche. Da wurden vor den Augen des Maurers zwei Tiere aus dem einen. Diese schollen zusehends auf bis zur Grösse eines Rosses und waren plötzlich verschwunden. Man erzählt, es sei dies der ruhelose Geist eines Sulzer Bürgers gewesen, der in dieser Gestalt begangene Frevel abbüssen müsse.

47 DER GEIST IM DEISIGRABEN

Alte Leute erzählen: In Leidikon habe ein Mann gewohnt, der wiederholt geheiratet, aber seine Frauen jedesmal nach der Heirat wieder verloren habe. Er streute ihnen nämlich Erbsen auf die Treppen, so dass sie ausglitschten und tot hinfielen. Eine merkte dies und kam seiner Absicht zuvor; sie holte nämlich einen Kapuziner und schnitt ihrem Mann in dessen Beisein die Kehle durch. Der Kapuziner aber bannte den bösen Geist des Mannes in eine Flasche und trug ihn in eine Höhle im Deisigraben, etwa eine Viertelstunde von Leidikon entfernt. Von da darf er nur alle hundert Jahre einen Hahnenschritt näher kommen, und wenn er bei der Leidiker Mühle anlangt, kann er Menschen in Tiere und Tiere in Menschen verwandeln.

48 DER SCHLÖSSLIBAUER ZU SULZ

Eine Anhöhe am südwestlichen Ende des Dorfes Sulz heisst das Schlössli. Hier wohnte vor langen Zeiten der Schlösslibauer, ein berühmter Zauberer und Banner. Er hinterliess keine Kinder, daher blieb sein Haus nach seinem Tode lange unbewohnt. Die Erben rissen es nieder und bauten ein neues an seine Stelle, das gleichfalls das Schlössli genannt wird. Der alte Schlösslibauer war allen seinen Gegnern gewachsen. Wenn ihm die Burschen von Obersulz seine Kirschbäume erkletterten und leerten, sprach er nur eine Formel, und jene mussten zweimal vierundzwanzig Stunden droben auf dem Aste bleiben. Oder er stahl ihnen zur Strafe das Ihrige, Milch und Butter aus dem Hause, dem Jäger das Wild aus dem Walde, und brauchte dazu nichts anderes zu tun, als dass er daheim sein Zauber rad umdrehte. Einst im Winter, da er nachts über die kleine Brücke von der Jagd heimging, glitt er auf dem Eise aus und wurde am andern Morgen samt seinem Stück Wild tot am Bache aufgefunden. Seit dieser Zeit steigt er als Ross den Mühlbach hinunter, durchschreitet den Graben längs der Strasse und geht bis zu einem Kreuze, das zwischen Sulz und Obersulz steht.

49 DIE FINGERNÄGEL

Im Dorfe Sulz verlangte einst ein fremder Mann ein Stück Papier; die Leute, die an nichts dachten, meinten, er wolle schreiben und brachten ihm Papier, Tinte und Feder. Statt dessen setzte sich der Mann an den Tisch und verlangte noch ein Messer, schnitt sich die Fingernägel ab, wickelte sie sorgfältig in ein Papierchen, ging hierauf in die Küche und warf dasselbe in das Feuer. Als man ihn fragte, warum er das getan habe, erwiderte er: «Wenn man die abgeschnittenen Fingernägel nicht verbrennt, so muss man sie nach dem Tode wieder suchen.»

50 DE SANDRÜTIGEISCHT

Der Aerdi, wo Fahrchnächt gsi isch bim Leidiker Müller und d Mählfuehre gmacht het is Mettauertal dure, isch mängisch znacht spot heicho. Und immer zwüschen Aetzge und Rhysulz, i der Sandrüti, isch eine näbe sim Wage här gloffe und het e keis Wort gseit. Der Aerdi het ordinäri e chli Oel a der Chappe gha, wenn er vo Aetzge furt isch, aber wenn er de gförchtig still Begleiter näben em gwahret het, isch er vor Schrecke hundsnuächter worde. Immer a der glyche Stell isch de Geischt wieder verschwunde. Em Aerdi isch das immer unheimeliger worde, je meh as er znacht dört duren isch, und er het amänd im Müller gseit, me bräch inn um keis Gält meh znacht über d Sandrüti. De Müller isch do uf Sulz ue zum Pfarer, und de het em de Rot ge, de Fuehrme sell de Geischt nummen arede und en froge, was er well, und derno sell er em de Wunsch tue, wenn er chönn, es passier em nüt Bösis derbi.

De Fahrchnächt het do die nächscht Nacht wieder dört dure müesse, und wo de Geischt wieder uftaucht isch, het er en agreedt: «He, was wit überhaupt?» Do het em de mit ere chischerige Stimm zur Antwort ge: «E Haue.» «I ha keini bimer, aber morn bring der eini», het de Fahrchnächt gseit. Und i der nächschte Nacht het der Aerdi richtig e Haue binem gha. De Geischt isch wieder erschinne, und de Chnächt het em si glängt. De het si uf d Achsle gschwunge und isch, ohni es Wort zsäge, verschwunde. Zwo Wuche sind druf ummegange, ohni as em Aerdi uf sim Heiwäg öppis passiert wär. Do, in ere feischtere Nacht, gwahret er uf eimol, as am Strosseport usse eine stoht mit ere Haue i der Hand. Won er vorbi fahrt, ghört er, wie d Haue hinde uf de Wage gleit wird, aber won er si umchehrt, isch niem me umme gsi.

Me seit, das sig de Geischt vo eim gsi, wo i sine Läbzite emol en Marchstei versetzt und änedra kei Ruch gha heig, bis er de Frävel wieder heig chönne guetmake.

51 DER GEIST AUF DER SUSHALDE

Auf der Sushalde, zwischen den Höfen Rötacker und Nussbaumen, lag früher ein beinahe zweihundert Meter langer, aber nur wenige Meter breiter Acker. Im Winter 1907 oder 1908 ging mein Vater so um Mitternacht vom Kiltgang von Sulz

nach Nussbaumen hinauf heim. Es lag damals viel Schnee. Auf einmal erblickte er eine Gestalt, die stumm dem March des langen Ackers entlangging, hin und zurück. Der Vater schaute ihr lange zu. Am folgenden Morgen erzählte er sein Erlebnis dem Nachbarn, einem älteren Mann, den ich noch sehr gut in Erinnerung habe. Der Nachbar, ein unerschrockener Kerl, sagte: «Also gut, schauen wir gleich einmal nach. Wenn etwas wahr ist an der Geschichte, die du da erzählst, so müssen im Schnee Spuren vorhanden sein.» Aber sie sahen zu ihrem Erstaunen nicht die geringste Trittspur im Schnee. Als mein Vater mit 37 Jahren starb, war ich erst zwei Jahre alt, aber meine Mutter hat mir diese seltsame Geschichte in späteren Jahren viele Dutzende Male erzählt.

Wir Kinder hatten einen weiten einstündigen Schulweg, der an diesem langen Acker vorbeiführte. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie es uns bei der Dämmerung jeweils angst machte.

52 DER MATTGEIST

Zwischen Mittel- und Obersulz, im Bachgraben, trieb vor Zeiten der Mattgeist sein Unwesen. Der Unhold konnte in mancherlei Gestalt erscheinen. Mancher Sulzer wusste früher zu berichten, wie ihm der Mattgeist begegnet sei, sei es in Gestalt eines Hundes, einer Katze, eines Vogels, als schwarzer Mann oder nur als Schatten.

Ein junger Bursche soll früher einmal auf dem Heimweg von einem Kiltgang von Obersulz nach Mittelsulz vom Mattgeist überrascht worden sein. In der Gegend des Wegkreuzes sei ihm plötzlich eine schwarze Gestalt gefolgt. Er ging schneller, aber der hinter ihm tat dasselbe. Dann blieb der Bursche stehen, da stand auch sein Verfolger still. Der Sulzer machte einen Umweg an der Kirche und am Friedhof vorbei bis unterhalb der Kirche zum «Liebe-Herrgottsgässli». Da stand der Bursche nochmals still, sein Verfolger machte ebenfalls halt. Nach einer Weile war die Gestalt plötzlich verschwunden, ohne jedes Geräusch. Der Jüngling kehrte dann, ohne wieder etwas zu sehen, ins Dorf zurück.

53 DER BYMÜHLELI-GEISCHT

Z Leidike, zunderst im Dörfli, isch früecher e chlyni Mühli gstande, me het ere zem Unterscheid vo der grössere Leidiker Mühli umme s Bymühleli gseit. Vo allne Dörfere zändumme-n-in der Gäged hei si d Frucht dört häre gfüert, denn es sy di einzige Mühlene gsi wyt ummenand, und si hei drum Tag und Nacht ohni Unterbruch gmahle. In der neuere Zyt isch me dervo abcho, in d Leidiker Mühli zfahre und s Bymühleli isch ygange. No zue myne Schuelbuebezyte het me d Ruine vom Mühleli gseh, aber me isch immer schnäll dra verby, wels dört gspeischteret het.

Vor öppe 200 Johre-n-isch der Stäubli-Chlaus Müller gsi z Leidike. Er het e Mahlchnächt gha, wo vo wyt här us em Schwarzwald hinde vüre cho isch. Dä het im Bymühleli gwärchet.

Do isch einisch zmitts i der Nacht s Mühlirad stoh blibe. Der Mahlchnächt het d Mühli und der Chänel gnau untersuecht, het aber nüt Ungwöhnligs gfunde dra. Umme s Mühlirad isch eifach blybe stoh. Do isch er zum Meischter übere und het ems gmolde. Dä het aber au it zhälfe gwüsst, und Nachtbuebe sy keini umme Wäg gsi. Wo der Mahlchnächt in s Bymühleli umechunnt, gwahret er, ass s Mühlirad wider lauft. Zmörndrigst in der Nacht isch der glych Spettakel los gsi und in der andere Nacht wider. Do isch denn der Müller uf Sulz ufe zem Pfarrer und het ems vorbrocht. Dä het gmeint, es müess e Geischt am Wärch sy und het e Chapuziner lo cho.

Dä Pater isch cho, het s Bymühleli gmusteret und het denn gseit, dä Geischt chönn er banne. Der Stäubli-Chlaus het d Händ griben und het em es schöns Sümmlen versproche für e wohltätige Zwäck, wenn ers fertig bräch, und der Chapuziner het dä Geischt bishwore und het en in e Gütterli bannt. Derno isch er mit em versiglete Gütterli in Deisigrabe hindere und hets in ere Felshöhli vergrabe, zueu Meter wyt inne. Sit däm seit me däm Felse der Geischterstei. No der Sag söll der Bymühleligeischt all hundert Johr e Gückelschritt wyter use cho us em Loch und me söll sech hüete, das Gütterli wölle füre zgrave, denn wenn ein in s Loch yne luegi, denn heig er mörndrigst e gschwullene Chopf.

54 VO-N-ERE BÖSE HÄX

Z Bütz het e-n-alti Frau gwohnt, die isch au einisch in es Huus, wo-n-es sächswüchigs Chindli gsi isch, isch an sy Bettli häre und het brummlet: «Eh, das isch aber es guets Chind, das isch es bravs Chind.» Siderhär het das Chindli in eim furt gschrauwe, bis es blau gsi isch im Gesicht.

Wo die alt Frau wider einisch gäge s Huus zue chunnt, gwahret si der Buur und brüelt ere noch: «Mach, ass zem Tüfel fahrish, wo dhäre ghörsch, du bösi Häx!» Die alt Frau het s Gesicht zue-n-ere schröckleche Grimasse verzoge, het gfuchtlet mit ihrem Stäcke und isch dervo ghumplet, d Gass ab wie s Dusiwätter.

55 VOM SCHRÄTTELI

Wo der Draguner-Pauli no ne junge Chärli gsi isch, isch em albe-n-in der Schlofchammere s Schrätteli erschine. Do het me-n-en ghöre schreje: «Chumm, Mueter, chumm, es druckt mi uf e Hals, es chunnt uf allne Viere und springt mer an Hals!» Und wenn si Mueter cho isch, het si en chrydewyss und schweissbadet uf em Bett

gseh ligge. Me het alls Mögleche probiert mit em, fürem zhälfe, aber es het alles nüt gnützt. All Nächt vo de-n-Oelfe bis gäge die Zweine het er gschrauwe, ass d Nochbuure drab erwachet sy. Der Dokter vo Laufeburg, wo me denn schliesslech z Rot zoge het, het gmeint, däm Bueb fähli süscht nüt, er syg umme schuderhaft ufgregt. Dorf ab, Dorf uf het me umme vom Schrätteli brichtet, und der Draguner-Pauli isch ghänslet worde. «Schrättelibueb, Schrättelibueb!» hei si em nochbrüelet. Der Pfarrer het vo der Chanzle-n-abe gwätteret gäge der Gspeischterwahn, das syg alles dumms Züg, es gäb keini Schrätteli. Der Draguner-Pauli, wo au in der Chile gsi isch und die Predig het müesse-n-alose, isch zmits drin ufgstande, het e Fluech lo fahre und isch zer Türe-n-us. S Schrätteli het en all Nächt ploget, bis si agfange hei Masse zläse dergäge, denn isch es ändlech abcho.

56 DAS DOGGELI

In einem Hause in Sulz begannen die Kinder, die im ersten Stock schliefen, zwischen zwölf und ein Uhr nachts immer zu weinen. An das Haus war eine Nagelschmiede angebaut, deren Dach ziemlich weit herabreichte. Der Nagelschmiede angeschüttet war ein hoher Steinhau. Über diesen Steinhau soll das Doggeli oder Schrätteli zum Dachboden der Nagelschmiede gestiegen sein. Von dort aus konnte man durch den Estrich leicht ins Wohnhaus eindringen. Dort stand eine Backmulde; das Doggeli schlich sich also vom Gebälk der Nagelschmiede in den Estrich des Wohnhauses und sprang von jenem Gebälk auf die Backmulde. Diesen Sprung hörte der Besitzer des Hauses jedesmal sehr deutlich, und in dem Augenblick fingen die Kinder laut zu weinen an und starrten immer in die gleiche Ecke. Am Morgen darauf vermochten sie sich aber an nichts mehr zu erinnern. Man spritzte Weihwasser, aber es nützte nichts. Als der Lärm wieder einmal losging, ergriff der Erzähler einen Schraubenschlüssel und hieb damit kräftig links und rechts in die Luft. Nach einigen Tagen sagte er dann, er kenne jetzt den Übeltäter, dieser habe nun einen zerschlagenen Kopf. Es war ein älterer Mann, mit dem die vom Doggeli heimgesuchte Familie im Streit lag.

Im selben Haus war der Stubenboden so abgelaufen, dass unter dem Stubentisch ein handgrosses Loch bis auf den Dreck vertieft war. Eines Abends machte es sich der Erzähler auf der Kunst bequem. Da erblickte er neben dem Loch eine Brotbinde, die sich plötzlich bewegte und in das Loch hinunterrutschte. Er glaubte, dass das Doggeli sich auch auf diesem Wege Eintritt in das Haus verschaffe.

Die Kinder, die damals vom Schrätteli geplagt wurden, leben heute noch und sind bald über achtzig Jahre alt. An das Doggeli mögen sie sich nicht mehr erinnern, jedoch, dass ihre Eltern früher viel darüber gesprochen haben.

Ein Sulzer hat diese Geschichte von seinem Grossvater wohl an die fünfzig Male erzählen hören, und zwar immer mit den gleichen Worten.

Z Bütz het fröhner emol en alti ledigi Jumpfere gläbt, wo näbem ene schöne Buregüetli en ordlige Schübel Gält uf de Site gha het. Bi dere het i ihre alte Tage es Maitli us em Dorf dienet. Ammerei het die gheisse, es hässigers und gitzigers Wibervolch het me witumme e keis chönne gseh. Die het ihrer Meischteri gwüsst zflattiere und zbibäsele, as se re im Teschtamänt alles vermacht het, Hus und Hof und Gschier und Gält. Und ihri Verwandte händ chönne d Nase abluege. Si het aber it viel dervo gha. Es isch keini zweu Johr gange, sen isch d Ammerei undereinisch au gestorbe, und niem het chönne säge, wäge was. Wo do die Verwandte händ welle erbe, isch aber vo all dem viele Gält kei Santim me umme gsi und kei Mäntsch hät chönne wüsse, wohi as es cho wär.

Is Hus vo der Ammerei isch do ihri Schwöschter mit ihrne Lüte izoge. Me het ene «s Präisse» gseit. Emol im Summer het der Nagler Tobias, er isch dozmol no en junge Burscht gsi, is «Präisse» ghulfe Heugras maihe. Am Morge am halbi vieri sind si a d Arbet. Bim Brunne vor em Hus händ si im Duregoh no ihri Fuetterfass mit Wasser gefüllt. Do stoht uf eimol d Ammerei vor ene zue. De Tobias het si dütli chönne erchänne. Si isch schwarz agleit gsi und het es schwarzis Chopftuech übergha, und ihres Gsicht isch chrydewiss gsi. Si isch uf die Burschte zuecho, am Brunne verbi gege s Hus. Und uf eimol isch si verschwunde gsi, wie vom Bode verschluckt. Wo si do das Erläbnis is «Präisse» verzellt händ, do het der Ammerei ihri Schwöschter brüelet: «Schwiget, vo dere will i nüt me ghöre!»

Im Emdet druf sind si au emol is «Präisse» Stube am Zobe gsi. Do fehts uf eimol vor em Pfeischter afe rumple und sirache, und wo si häreluege, streckt d Ammerei de Chopf, gross wie ne Chürbse, zum Läuferli ie. Do händ alli mitenand gschroue: «Du verruckti, verd... S..., mach ass d furtchunsch!» Und s «Präisse» Bueb het gleitig s Flügeli zueghaue. I dem Momänt isch d Ammerei verschwunde.

Sider sind viel Johr verbi gange, aber de Tobias het d Ammerei nie me gseh.

Spöter emol het de Pfarer vo Sulz em Tobias gseit, er hät de Geischt selle arede mit em fromme Spruch «Alle guten Geister loben Gott, den Herrn» und en froge, was er well, und so hät er d Seel vo de Ammerei chönne erlöse.

Er isch druf no mängisch vors «Präisse» Hus ghöcklet und het uf si passt und si welle arede, aber si isch nie me cho.

58 MERKWÜRDIGE HOLZFUHR

Mein Stiefvater war vor seiner Verheiratung Knecht auf verschiedenen Höfen und musste mit den Pferden Langholz vom Wald in die Sägereien führen.

An einem Morgen in der Frühe war er daran, die Pferde einzuspannen, da begegnete ihm eine ältere Frau aus dem Dorfe, die so nebenbei sagte: «Du musst nicht pressieren, ihr kommt ja doch nicht vor dem Abend heim.» Nach der Berechnung der Fuhrleute sollten jedoch an diesem Tage zwei Fahren möglich sein.

Bald fuhr man los in den Wald, die Baumstämme wurden geladen und gebunden. Als alles fertig war und man abfahren wollte, zogen die Pferde nicht an, die Tiere taten keinen Wank. Alles Zureden, auch Peitschenhiebe und etliche Flüche nützten nichts, die Fuhre kam nicht vom Fleck. Es verging viel Zeit, und die Fuhrleute berieten schon, ob man wieder abladen sollte. Da auf einmal sagte der ältere zu meinem Stiefvater: «Gib mir die Axt, ich schlage am Hinterrad die neunte Speiche heraus», und als er zum Schlage ausholte, zogen die Pferde plötzlich an, und man konnte weiterfahren. Bei der nächsten Begegnung mit der betreffenden Frau hatte diese nur ein schelmisches Lächeln übrig.

Man erzählte auch im Dorf, diese Frau könne daheim in der Küche am Handtuch den Leuten die Kühe melken. Mein Stiefvater glaubte nicht alles, aber er erklärte immer, so oft er auf diese merkwürdige Holzfuhre kam, dass damals nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sei.

59 DER SCHATZ IN DER LEIDIKONER KAPELLE

In der alten Kapelle zu Leidikon waren früher Schätze aufbewahrt und der Obhut des Leidikoner Müllers anvertraut worden. Doch dieser vernachlässigte seine Pflicht und schaute lieber seiner Mühle nach. Daher konnten Kapuziner den Schatz aus der Kapelle rauben, nachdem sie vorher den Schatzgeist in den nahen Wassergraben gebannt hatten, der seither der Kapuzinergraben heisst. Von da an darf er sich alljährlich der Gemeinde Sulz um einen Hahnenschritt nähern, hat er sie aber erreicht, dann wird das ganze Dorf aussterben.

60 DER KRIEGSSCHATZ IN OBERSULZ

Seit vielen Jahrhunderten liegt unter dem Keller eines Hauses, das vor Jahren abbrannte, ein grosser Schatz begraben. Das Geld wurde bei einem früheren Kriege vergraben. Hüter des Geldes ist eine garstige, feurige Kröte, die den Schatz mit ihrem eklen Warzenbauch zudeckt. Schon manches Schuldenbäuerlein hätte gern mit diesem Gelde seiner Not unter die Arme gegriffen, aber noch keinem ist es gelungen. Vor mehr als hundert Jahren beschlossen ein paar kräftige Burschen von Obersulz, ihr Glück zu versuchen. Um Mitternacht versammelten sie sich unten im Keller und huben schweigend zu graben an. Schon glaubte einer, mit dem Pickel auf Eisen gestossen zu sein, als sich auf einmal ein solches Poltern hören liess, dass jeder schleunigst das Weite suchte. Seither hat niemand mehr nach dem Schatz gegraben.

Nach alten Überlieferungen sowie nach der Pfarrchronik Sulz hatten die Bewohner des Sulztales in der Kriegszeit unter den Schweden viel zu leiden.

Der Müller in Leidikon hatte mit der schwedischen Besatzung gar kein gutes Verhältnis. Ja, es kam soweit, dass er von zu Hause fliehen musste. Er besass in Nussbaumen eine Wiese, auf der eine Scheune stand. Dieses Grundstück trägt heute noch den Flurnamen Schürmatt. Der geflohene Müller versteckte sich dort, aber die schwedischen Krieger suchten ihn überall und fanden ihn schliesslich in seinem Versteck. Sie banden den Müller an den Schweif eines Pferdes und schleiften ihn über Stock und Stein bis zu den Schlatthöfen hinauf. Dort war er bereits tot. An dieser Stelle errichtete man ein steinernes Kreuz, das man später als Kreuz des heiligen Widin bezeichnete. Ein Teil des Kreuzes befindet sich heute noch beim Grenzstein Sulz/Gansingen. Der Sockelstein des Kreuzes soll nach Überlieferung eines alten Bauern auf den Schlatthöfen um 1920 herum bei einem Hausbau Verwendung gefunden haben und dort eingemauert worden sein.

62 DIE HENKENMATTE BEI BÜTZ

Eine Halde beim Weiler Bütz hat den merkwürdigen Namen Henkenhalde oder Henkenmatte.

In alten Zeiten stand auf dem Berg nordwestlich von Sulz eine Burg. In dieser wohnten die Vögte und regierten über das Tal. Wenn ein Verbrechen begangen wurde, wurde der Verbrecher meist zum Tode verurteilt. Der Weibel musste der ganzen Gemeinde das Todesurteil bekanntgeben, und diese hatte sich zur bestimmten Stunde auf der Henkenmatte zu versammeln. Dort erschienen der Vogt und der Richter, und hinter ihnen wurde der Verbrecher geführt. Der Richter verlas das Urteil, dann kam der Henker und vollzog es. Von der Burg ist nichts mehr übriggeblieben.

63 DER GEKÖPFT

Wenn wir Kinder am Abend unsere Schulaufgaben gemacht hatten, drängten wir unsern lieben Grossvater immer wieder, uns Geschichten aus seiner Jugendzeit zu erzählen. Gewöhnlich sagte er dann: «Ä — ää — pa, jetzt hanis doch geschter scho gseit.» Aber wir wollten die gleichen Erlebnisse immer wieder hören; so auch die Geschichte vom Geköpften. So begann er denn: «Um die Mitte des letzten Jahrhunderts fand in Laufenburg das letzte öffentliche Blutgericht statt. Viele Leute aus unserem Tal, auch viele Kinder, wollten bei diesem seltenen Schauspiel dabeisein. Wir Buben machten uns zu Fuss auf den langen Weg nach Laufenburg zum Schwertlisturm, wo die Hinrichtung stattfand.

Es war damals üblich, dass der Verurteilte auf dem Blutgerüst gefragt wurde, ob er noch einen Wunsch habe oder sonst noch etwas sagen wolle. Darauf antwortete der Verurteilte nach kurzem Besinnen: «Ja, ich möchte den Leuten empfehlen, sie möchten in Zukunft beim Wähenessen den belegten Teil auf die Zunge nehmen.» Viele Leute lachten, aber mir tat der arme Mann leid.»

Das gab dann jedesmal viel zu reden, und wir konnten es fast nicht glauben, aber der Grossvater beharrte darauf, das habe der Verurteilte wörtlich gesagt.

Wir Kinder waren sehr unglücklich, als der Grossvater im Jahre 1929 im Alter von 93 Jahren starb. Es lag damals viel Schnee, und es war eisig kalt. Seine Leiche musste auf einem Schlitten ins Tal zum Friedhof geführt werden.

64 DER NACHTWANDLER IN DER GIPSMÜHLE

An der Stelle, wo heute in Mittelsulz die Bäckerei steht, erhob sich bis gegen 1908 die Gipsmühle.

Eines Tages sah der Gipsmüller beim Einnachten, wie über das Dach des Nachbarhauses ein Nachtwandler über den First kam. Der Nachtwandler ging das Dach hinunter bis zur Dachrinne, dann plumpste er plötzlich auf den Boden. Der Müller schaute sofort nach, konnte aber zu seinem Erstaunen nichts mehr sehen, die Gestalt war verschwunden.

Ein anderer Bewohner von Mittelsulz will den Nachtwandler mehrere Male gesehen haben, einmal habe die Gestalt sogar eine Decke unter dem Arm getragen.

65 DER WOLF IN DER LEIDIKONER MÜHLE

Mein Grossvater half mit einigen andern jungen Burschen so um 1850 herum in der Leidikoner Mühle beim Dreschen. Am Morgen nach dem Znüni — es war sehr kalt — machten sich die Drescher wieder zur Arbeit in der Scheune bereit. Da erblickten sie plötzlich einen Wolf, der die Gebäude der Mühle umschlich. Sie versuchten das Tier mit Gabeln und Stecken zu vertreiben, konnten aber gegen den Wolf nichts ausrichten. Plötzlich sagte einer der Drescher zum Müller: «Hol doch das Fohlen aus dem Stall, das wird mit dem Wolf schon fertig werden.» Der Müller tat, wie ihm geraten wurde, und liess das Füllen los. Der Wolf sprang jedoch dem Fohlen an den Hals, verbiss sich darin; das Füllen drehte sich dreimal im Kreise herum und brach dann zum Schrecken der Drescher tot zusammen. Darnach verzog sich der Wolf wieder in den angrenzenden Wald.

Jedesmal, wenn der Grossvater dieses Erlebnis erzählte, hob er hervor, wie das tote Fohlen einen traurigen Anblick geboten habe.

Anmerkungen

44 FS 25, nach R. I/30 f., der noch erwähnt, der Mann jenes einsamen Gehöftes oberhalb Bütz habe erklärt, dass man seit jenem Ritt des Pfarrers die Erscheinung nicht mehr wahrnehme und dass also gerade dadurch der Geist erlöst worden sei.

45 FS 25 ff., nach R. II/131 ff., und Erzählung alter Sulzer (um 1935).

Krüsch, Kleie, grobes Mehl aus den Samenschalen des Getreidekornes.

Banner, Zauberkundiger, der Geister «bannt», in Gewahrsam legt, zumeist in eine Flasche, oder Menschen durch Beschwörung ihrer freien Bewegungsfähigkeit beraubt.

Schoppen, Hohlmass für Flüssigkeiten, $3\frac{3}{4}$ Deziliter, allgemein auch: das übliche Mass (Wein oder Milch).

46 FS 28, nach Bi. 50, der noch erzählt: «Oberhalb der Sulzer Kirche auf der sogenannten Kirchhalde starb einst ein Mann eines plötzlichen Todes. Er wurde, obschon man dies und jenes munkelte, auf dem gewöhnlichen Gottesacker beerdigt, allein sein Geist bleibt an jene Stelle gebannt, wo er gestorben.»

47 FS 27 f., nach Bi. 41 und Erzählung alter Sulzer (um 1935).

48 S: E. L. Rochholz, Naturmythen, Leipzig 1862, 92 f. E: «Stäubli von Sulz» (vor 1862).

49 Bi. 59.

50 FS 30 f. S: Alwin E. Jäggli, Sagen aus dem Sulzertal, in: Für die Heimat. Jurablätter von der Aare zum Rhein, 9. Jg. 1947, 8. Heft, S. 139. E: Tobias Schraner (1893 — 1963), Nagler, Sulz/Bütz.

51 S: Ernst Schraner, Rheinsulz (Manuskript). E: Ida Schraner-Stäubli (1885 — 1945), Sulz.

52 S: wie Nr. 51. E: Alfred Weiss (1890 — 1981), Landwirt, Sulz.

53 S: wie Nr. 50, S. 138 f. E: wie Nr. 50. Mundart des Sammlers.

54 S: wie Nr. 50, S. 138. E: wie Nr. 50. Mundart des Sammlers.

55 S: wie Nr. 50, S. 138. E: wie Nr. 50. Mundart des Sammlers.

Schrätteli, auch Doggeli, eigentlich «hässlicher, verwachsener Mensch», dann Kobold, der sich dem Schlafenden auf die Brust setzt und ihm den Atem benimmt.

56 S: wie Nr. 51. E: August Schraner (1873 — 1955), Landwirt, Sulz.

57 FS 29 f. S: wie Nr. 50, 137. E: wie Nr. 50.

58 S: wie Nr. 51. E: Johann Weiss (1878 — 1951), Sulz.

Zaubermelkerei, vgl. Nrn. 185, 215.

59 FS 27, nach Bi. 41 und Erzählung alter Sulzer (um 1935).

60 FS 28 f., nach Erzählung alter Sulzer (um 1935).

Schatzhütende Kröte, vgl. Nr. 8.

61 S: wie Nr. 51. E: Anton Schraner (1835 — 1929), Landwirt, Sulz.

St. Widins-Kreuz, siehe Nr. 96.

62 FS 29, nach Erzählung alter Sulzer (um 1935).

Henkenmatte, heute Henkacker. Wenn beim Tode des Landesfürsten alle Lehen neu empfangen werden mussten, so hatte auch der obskure Lehenbauer der «Henkenhub» zu Bütz mit vor kaiserlichem Oberamte zu erscheinen. Jenen unehrlichen Namen führte das Lehen daher, weil der darauf sitzende Bauer, wenn dorten ein Übeltäter gehenkt ward, die Leiter zum Hochgericht zu tragen verpflichtet war.

63 S: wie Nr. 51. E: wie Nr. 61.

Letztes Blutgericht in Laufenburg: Hinrichtung des Johannes Rebmann von Kaisten im Jahre 1850. Seine letzten Worte über das «Teigli» wurden früher auch in Kaisten erzählt.

64 S: wie Nr. 51. E: wie Nr. 52.

Nachtwandeln, Traum-, Schlafwandeln: Während des normalen Schlags im Dämmerzustand ohne bewusste Empfindung und Wahrnehmung meist mit offenen Augen ausgeführte, oft waghalsige Handlungen, für die nach dem Erwachen jede Erinnerung fehlt. Nachtwandler wurden im früheren Volksglauben oft als «Geister» gedeutet.

65 S: wie Nr. 51. E: wie Nr. 61.

Der Fährmann bei Etzgen hatte einst bei einbrechender Dämmerung noch eine verspätete Gesellschaft, die von einer Hochzeit heimkehrte, hinüberzufahren. Wie er wieder ans Schweizer Ufer zurückkam und eben den Kahn festmachen wollte, schallte von drüben eine Stimme: «Hol, hol!» Der Fährmann glaubte zuerst an einen Scherz der lustigen Luttinger Gesellen von vorhin und kehrte sich um, um ein Scherzwort zurückzurufen. Da sah er drüben beim Landungssteg eine hagere Gestalt, die ihm winkte. Da ihm der Mann unbekannt vorkam, löste er den Kahn wieder und steuerte zurück. Wortlos stieg drüben der Fremde ein. Gleichmütig lenkte der Schiffer sein Gefährt durch die seltsam dunkeln Wellen. Wie er in die Mitte des Flusses kam, verspürte er im Rücken eine so unerträgliche Hitze, dass er glaubte, gebraten zu werden. Hinter ihm loderten dem Fremdling die Flammen aus dem Leib. Der Fährmann war froh, als das Schiff eben auf dem Uferkies anlief. Rasch sprang der Brännlig aus dem Schiff und wollte dem Fährmann zum Dank die Rechte reichen, doch dieser tat, als sei er noch mit dem Boote beschäftigt, und reichte ihm, so nebenbei, das Ruder. Als er aufsah, fand er sich allein, in der Schalte aber waren die fünf Finger einer Hand tief eingebrannt.

67 DER LEBENDIGE STOCK AN DER ETZGER FÄHRE

Eine Viertelstunde oberhalb Etzgen führte früher eine zweite Fähre vom badi-schen Städtchen Hauenstein, der kleinsten Stadt im Deutschen Reich, her ans Schweizer Ufer.

Dort hörte einst der Fährmann nachts vom linken Ufer her rufen: «Hol, hol!» Ungesäumt band er den Kahn los und fuhr hinüber, fand aber die Landungsstelle leer. Er kehrte also wieder um, hatte aber kaum das Heimatufer wieder erreicht, so tönte von neuem der Ruf über das Wasser: «Hol, hol!» Zum zweitenmal trieb er sein Schifflein durch die Wellen und sah sich wieder getäuscht. Verdriesslich steuerte er zurück und warf brummend die Kette um den Pfahl. Da, wahrhaftig, scholl es zum drittenmal über die Wasserfläche: «Hol, hol, hol!» Trotz seines Ärgers machte der Fährmann den Weidling wieder los und fuhr hinüber, rief aber, wie er ans Land stiess: «Nun denn, wenn etwas von Gott da ist, so soll es jetzt kommen, denn bin ich auch diesmal umsonst gefahren, so ist's für heute zum letztenmal.» Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so rollte polternd ein knorriger Stock in sein Fahrzeug und blieb darin liegen. Auf halbem Wege ging auf einmal der Weidling so tief, dass der Fährmann jeden Augenblick zu versinken glaubte. Wie der Kahn am jenseitigen Ufer aufstiess, richtete sich der Strunk plötzlich bolzgerade auf und sprach mit knarrender Stimme zu dem erschrockenen Fährmann: «Dreimal habe ich diese Gegend verwildern sehen, und hättest du nicht dreimal dein Schiff durch den Rhein gelenkt, so hätte ich wieder bei meiner Eiche ausharren müssen, bis eine Eichel herabgefallen und ein Baum daraus emporgewachsen



wäre, aus dem man eine Wiege zimmern und meinen Erlöser hätte schaukeln können. Jetzt aber reich mir die Hand, denn du wirst bald wie ich ein Kind der Seligkeit.» Vorsichtig hielt der Fährmann dem unheimlichen Gaste die Schalte entgegen, in die sich zischend die fünf Finger einer Hand einbrannten. Nun war auch der Stock verschwunden. Der Fährmann aber starb kurz nachher.

68 DIE WEISSHAARIGE BRUNNSTUBENFRAU IM ETZGER WALD

Nicht weit von Etzgen ist im Walde eine Brunnstube. Dahin kam in der Heiligen Nacht, wie es vom nahen Luttingen zwölf Uhr schlug, eine weissgekleidete Frau mit schlohweissen Haaren, um sich da die Haare zu kämmen. Nie war es möglich, sie zu fragen, wer sie sei und was sie mache; denn nahte sich jemand, so flog sie wie ein Vogel in den nahen Wald, und da fing es schrecklich an zu rauschen. Hörte dann das Rauschen auf, war die weisse Frau verschwunden.

69 DER SCHLOSSSCHATZ AN DER ETZGER RHEINHALDE

Am Abhang der Jurahügelkette, welche gegen den Rhein hin sich senkt, stand vor Zeiten dem Dorfe Etzgen gegenüber ein Schloss. Längst ist kein Stein mehr davon übrig. Nur um Mitternacht erscheinen in heiligen Nächten die alten Ritter mit ihren Frauen, dann erschallt Musik und Tanz, bis die Geisterstunde vorüber ist. Unter den versunkenen Trümmern liegt tief in der Erde der Schlossschatz. Zu gewissen Zeiten steigt er an die Oberfläche, dann glänzt und gleisst es von Gold und Edelsteinen in der Sonne. Da kann es geschehen, dass ein Glückskind dazukommt und etwas davon erhaschen mag. So ging einst auch eine Frau von Etzgen vorüber und sah da viele Pfennige glänzen. Die Geldstücke waren freilich unbedeutend, und mancher hätte sie sicher liegengelassen, indessen die gute Frau dachte an ihre lieben Kinder daheim, die von ihr einen Marktkram erwarteten, wenn sie von Laufenburg, wo gerade Jahrmarkt war, zurückkehren würde. Die Mutter hob also einige von den unscheinbaren Münzen auf und steckte sie in den Sack. Bald traf sie andere Marktweiber an, mit denen sie die Zeit verplauderte. Sie hatte den Fund schon bald vergessen und erst, als sie durch das Bärenstor auf den Marktplatz kam und da die vielen Pfefferkuchen und Zuckerbrötchen erblickte, erinnerte sie sich des Fundes und holte die Geldstücke aus dem Sacke hervor. Wie gross war aber ihr Erstaunen, als sie eine Hand voll Sechskreuzerstücke hervorzog. Gerne wäre sie in ihrer Freude wieder zurückgekehrt, um die vielen übrigen Pfennige, womit der Boden besät gewesen war und die sie aufzuheben verschmäht hatte, zusammenzulesen, allein die Gelegenheit kehrte nicht wieder. Einst hörten drei fremde Landjäger im Dorf davon erzählen. Bei finsterner Nacht gruben sie an der Stelle. Ihre Werkzeuge klirrten bald auf Eisen, und nach kurzer Zeit kam ein eiserner Trog zum Vorschein, den sie sofort mit vier Kreuztalern

unterlegten. In diesem Moment galoppierte ein dreibeiniger Schimmel die Strasse herauf, und verwundert rief einer der Landjäger: «Schaut doch dort, der Schimmel hat nur drei Beine!» Kaum waren die Worte gesprochen, sank der Trog mit furchtbarem Getöse wieder in die Erde hinab. Die Landjäger kehrten nach vielen Irrwegen nach Hause zurück, aber nur zwei, der dritte blieb verschwunden. Er war dem unheimlichen Geiste verfallen und blieb als Hüter des Schatzes zurück. Einige Zeit nachher fuhr ein Fuhrmann mit dem Wagen auf einem Waldweg an der Ruine vorüber und sah dort jenen Landjäger stehen. Der Mann hatte ein gutes Gewissen und fürchtete sich nicht. Plötzlich aber blieben die Pferde bockstill stehen und wollten nicht mehr vorwärts. Vergebens hieb er auf sie ein und fluchte in seinem Unmut alle Kreuzdonnerwetter. Die Pferde schäumten, bäumten sich und gingen scheu rückwärts. Da fiel ihm das Lösungsmittel ein, er kehrte den Wagen um und fuhr rückwärts über die Stelle, und da war plötzlich der Landjäger verschwunden; die Pferde gingen ruhig weiter, aber der Rhein fing jetzt an zu stürmen und zu tosen, als wäre ein schweres Gewitter im Anzuge. Später wurde die Hebung des Schatzes noch einmal versucht: Zwei Männer gruben eine eiserne Kiste heraus und hatten sie bereits mit vier Kreuztalern unterlegt. Wie sie aber den Deckel aufklappten, sprang ihnen eine greuliche Schlange entgegen und ringelte sich dem einen der Männer um den Hals, dass dieser laut aufschrie, worauf sich die Schlange ruhig wieder in die Kiste hineinlegte und rasselnd mit dieser in der Tiefe versank.

Anmerkungen

66 FS 31, nach R. I/45, der noch beifügt: «Lange bewahrte der Fährmann die Schalte mit den fünf schwarzen Fingergriffen daheim auf, bis sein Sohn, der solche Märchen nicht glauben mochte, dieselbe nahm und in den Ofen warf.»

Feuermann, Brännlig, siehe Anm. zu Nr. 11.

67 FS 31 f., nach Bi. 59, der noch berichtet: «Die Schalte wurde von da an nicht mehr gebraucht, sondern aufbewahrt, um noch jetzt (1859) allen Neugierigen gezeigt zu werden, denn alle fünf Finger des Unbekannten finden sich in dieselbe eingebrannt.»

Schalte, Ruder, dann Stange zum Fortstossen des Kahns.

68 FS 32, nach Bi. 39.

Luttingen, badisches Dorf gegenüber Etzgen.

schlohweiss, sprachlich zusammenhängend mit Schlosse, Hagelkorn, weiss wie Hagel.

69 FS 32 f., nach mündl. Überlieferung und Bi. 41 ff.

Bärentor (Markttor), benannt nach dem Gasthaus zum Bären, das 1874 zusammen mit dem Markttorturm abgebrochen wurde.

Kreuztaler, Taler, worauf ein Kreuz geprägt ist, dem man Zauberkraft zuschrieb.

In der Hohlen Gasse zwischen Mettau und Rheinsulz soll vor Zeiten ein Schloss gestanden haben, von dem heute nichts mehr zu sehen ist. Unter der Erde aber liegt an dieser Stelle ein eiserner Trog voll Geld verborgen, und dieses kann gehoben werden, wenn man eine schwarze Katze besitzt, an der kein weisses Härchen zu sehen ist und die eine Nacht auf einem Kreuze geschlafen hat sowie eine Drei-Engel-Kerze, welche eine reine Jungfrau drei Jahre getragen hat.

Mit diesen erforderlichen Dingen ausgerüstet, wagten einige Männer von Galten die Ausgrabung. Zwischen 11 und 12 Uhr begannen sie unter tiefstem Stillschweigen zu graben; die Katze hatten sie neben sich auf einem Stuhl, damit sie den schatzhütenden Geist im Bann halte. Bald erschien der Trog, und rasch legten sie vier Kreuztaler unter. Als sie aber nach dem glänzenden Schatz langen wollten, schoss aus dem Trog eine feuerspeiende Schlange jäh auf, so dass die Schatzgräber vor Entsetzen aufschrien, die Kreuztaler unter dem Troge liegen liessen und sich Hals über Kopf davonmachten, worauf die Katze tot vom Stuhl herunterrollte und die Kiste versank.

Ein andermal kam ein armer Knabe beim Holzsuchen durch die Hohle Gasse an jenem Schloss vorbei. Da sah er vor sich auf dem Wege einen Groschen blinken; wie er ihn aufhob, entdeckte er einen zweiten und dritten, eine ganze Zeile. Er suchte sie fleissig zusammen, bis er 24 hatte. Als er das letzte Stück aufhob, blickte ihm ein grosser, schwarzer Mann über die Schulter. Der Schrecken lähmte dem Knaben die Zunge, auch der Schwarze schwieg und verschwand nach einer Weile. Dem Knaben schien es, als ob sich die Erde unter seinen Füssen bewege und der Sturmwind durch die Blätter brause. Hätte er den Mann angeredet, so würde er ihn erlöst haben und der ganze Schatz im Berg wäre sein gewesen. Nun aber muss der Geist nochmals hundert Jahre ruhelos umherwandern, bis er wieder erlöst werden kann.

71 DER AMSHUPPER

Bei Mettau liegt der ausgedehnte Amswald. Durch dieses Gehölz zieht sich ein Waldweg über den Amsbuck. Diese Stelle wurde in früheren Zeiten von alt und jung gemieden, denn da reitet der Wilde Jäger einher, der Amshupper. Begleitet von zwei Hunden, sitzt er ohne Kopf auf einem halben Pferde. Sein Weg führt ihn über die Höhe bis an den Rhein beim Dorfe Etzgen, wo er verschwindet. Es ist nicht gut, ihm zu begegnen. Das erfuhr einmal ein Bauer aus Mettau, der an einem Sonntagvormittag über den Buck wollte. Auf einmal stand das Gespenst vor ihm, ohne Haupt und ganz schwarz. Der Mann fiel vor Schrecken in Ohnmacht und stürzte zu Boden, wo er wie tot liegen blieb. Einige Zeit nachher fanden ihn Kinder und brachten den halb Sinnlosen nach Hause. Von da an blieb der Mann still und in sich gekehrt und hat von dem Erlebnis nie etwas Genaues erzählt.

Um die Jahrhundertwende tauchte im Forste von Mettau ein mächtiger Rehbock auf. Lange Zeit konnte er aller Jägerlist zuvorkommen. Es bildete sich schliesslich die Sage, das sei die veränderte Gestalt des Amshuppers, und man gab ihm diesen Namen. Doch erlag er am Ende einer Kugel, und sein Geweih schmückte eine Stube in Mettau.

Anmerkungen

70 FS 34, nach Bi. 74, der noch beifügt: «Bei seiner Zurückkunft erzählte der Kleine, was ihm begegnet ist, dem damaligen Pfarrer von Gansingen. Dieser sagte zu ihm: «Du hast gefehlt, Kleiner, du hättest den Mann anreden sollen und fragen, was er mache. Er würde dir geantwortet und du ihn erlöst haben. Auch der ganze Schatz wäre dein gewesen».

Schloss, weder urkundlich noch archäologisch nachgewiesen.

Drei-Engel-Kerze, kirchlich geweihte Kerze, auf der drei Engelsfiguren eingeprägt sind.

71 FS 34 f., nach mdl. Überlieferung und R. I/201. Die Sage wurde Rochholz von A. Birrcher, Laufenburg, zugestellt (vor 1856), ohne den letzten Abschnitt, der auf örtliche mündliche Überlieferung zurückgeht.

Amshupper, bei Rochholz/Birrcher «Amsupper».

In Wil bei Mettau zeigte man noch in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts ein Haus, vor dem jede Nacht ein Stier erschien und mit kläglichem Brüllen die Hörner in die Hauswände stiess, dass die Balken krachten. Dies war der büssende Geist eines Hausvaters, der hier gewohnt hatte. Als er im Sterben lag, schlug er allen Trost der Kinder und Freunde aus und konnte nicht enden, die nutzlose Plage des kurzen Menschenlebens zu verwünschen. «Wenn ich ein Stier gewesen wäre», sagte er zu seinen Söhnen, «so könntet ihr nach meinem Leben wenigstens ein paar Dublonen aus meiner Haut lösen; so habt ihr nun gar nichts von mir.»

73 DIE SCHLOSSJUNGFER VON WESSENBERG

Auf einer steilen Felskuppe südöstlich von Wil, bei Mandach, stand vor Zeiten eine Burg, die einem bekannten Geschlecht den Namen gegeben hat. In den umliegenden Dörfern, auch in Wil, erzählte man noch um die Mitte des letzten Jahrhunderts:

Drunten im Berg, auf dem die Burg gestanden hatte, in den weiten Kellern, hütet die Schlossjungfrau eine eiserne Kiste, in der sich ein Schatz befindet. Alle Karfreitage erscheint sie oben auf der Erde und wandelt auf dem verschütteten Schlosshof umher und umschreitet das verwilderte Burggärtlein. Will die Witterung ändern, so kommt sie bis zum Dorfbrunnen in Hottwil herunter. In ihrer Schürze trägt sie Linnen und Wäsche, um sie dort zu waschen.

Oft schon hat man auch einen grüngekleideten Mann mit Schnallenschuhen und einem breitschattenden Hut gesehen. Wer den Schatz heben will, muss ein schwarzes Kalb, ohne ein einziges weisses Haar, mit reiner Milch aufziehen und auf den Berg führen. Doch ist die Hebung des Schatzes bis heute noch keinem gelungen.

74 DIE SCHATZGRÄBER AUF DEM STUTZ

Auf dem Stutz bei Wil ist ein Schatz begraben, den ein Geist hütet. Einmal versuchten ein paar Männer, ihn zu heben, um auf möglichst leichte Art die Sorgen ums tägliche Brot los zu sein. Sie schlichen bei finsterner Nacht an den unheimlichen Ort. Einer flüsterte hastig eine Beschwörungsformel, und dann fingen sie an zu graben. Während der Arbeit bemerkten sie, wie eine grosse, schwarze Spinne langsam dahergekrochen kam. «Seht, wie die einen dicken Bauch hat», platzte einer heraus, und alle lachten aus vollem Halse. Kaum war das geschehen, prasselten von allen Seiten Schläge wie von Knütteln auf die armen Schatzgräber nieder, dazu brach ein furchtbares Unwetter los, so dass sie nur mit grösster Mühe und unter Aufbietung aller Kräfte den Heimweg fanden. So hatten sie nichts von ihrer Schatzgräberei als einen zerbläuten Rücken.

Anmerkungen

72 FS 35, nach R. II/18.

Dublone, sp. *doblon*, Doppelstück, ehem. span. Geldstück mit 12,4 g Goldgehalt.

73 FS 35 f., nach Bi. 43 f. und mdl. Überlieferung aus Wil.

Wessenberg, spärliche Reste der ehem. Burg der Herren von Wessenberg, 13. Jh., seit dem 15. Jh. verlassen.

74 FS 36, nach mündl. Überlieferung.

Wir sassen um das Silvesterfeuer; der Gemeindeschreiber erzählte Geschichten aus alter Zeit, darunter auch folgende Sage:

Es mag um das Jahr 1850 gewesen sein, und zwar in der Adventszeit. Da kehrten um Mitternacht zwei Männer von Mettau nach Oberhofen heim. Als sie sich beim Chileweg befanden, hörten sie von Aesch her Rufe eines Mannes. Dieser rief fortwährend in die einsame Nacht hinaus: «Schufle, Pickel, Schufle, Pickel...!» Die beiden Männer wurden von Furcht ergriffen und beschleunigten ihre Schritte, um bald daheim zu sein. Sie beschlossen aber, tags darauf zum Pfarrer von Mettau zu gehen, um ihm den Vorfall zu berichten. Als der geistliche Herr alles vernommen hatte, sagte er: «Sicher findet ein Verstorbener keine Ruhe; also bringen wir ihm Pickel und Schaufel, und nachher wollen wir sehen.» So brachten denn die Männer das Geschirr nach Aesch. Tags darauf gingen sie hin, um zu sehen, was geschehen war. Und siehe da, ein grosser Markstein war versetzt, d. h. an seinem richtigen Ort eingesetzt worden. Um diese March hatten sich zwei Bauern zu Lebzeiten gestritten. Als Beweise waren an den Stielen von Pickel und Schaufel die Finger des Geistes eingebrannt.

Anmerkungen

75 Schriftliche Fassung: Max Knecht (1919 — 1977), Lehrer in Oberhofen. E: Fridolin Zumsteg (1880 — 1941), Gemeindeschreiber in Oberhofen.

Silvesterfeuer, Feuer im Walde in der Silvesternacht, um das man sich niederliess, Silvester feierte und sich dabei alte Geschichten erzählte; heute nicht mehr gepflegt.

Eingebrannte Finger, siehe Anm. zu Nr. 11.

Im Eisengraben im Gebiete des Cheisachers waren vorzeiten die Wohnungen der Erdmännchen, welche auf der Tuhalden und der Umgebung oft Garben geraubt haben, so dass die Bauern zur Erntezeit Wachen aufstellen mussten. Später beschloss man aber, dass jeder Bürger sowie die Gemeinde selbst einige Garben auf dem Felde liegenlassen solle, um so vor den Räubereien und Diebstählen dieser unnahbaren Wesen geschützt zu sein, und damit begnügten sich auch wirklich die Erdmännlein.

Sehr selten fand sich die Gelegenheit, die kleinen Gestalten zu sehen, denn scheu flohen sie die Gesellschaft der Menschen. Als einst der starke Melcher von Galten einen Saum Wein in die Ampfern verkaufte, sah er auf seinem Rückweg siebzehn dieser Männchen im Ifang Buchnüsschen auflesen. Sie boten ihm davon an, allein der Melcher verschmähte die Gabe.

Auf dem Cheisacher befindet sich das Wildloch, von dem einst ein unterirdischer Gang bis nach Obersulz hinführte. Diesen Gang gingen die Erdmännchen, um in Obersulz Milch aus den Kellern zu stehlen, und jetzt noch heisst es, wenn Nebel auf dem Cheisacher aufsteigen, die Erdmännlein backen am Eisengraben.

An einem nach Norden auslaufenden Jurahang zwischen Gansingen, Galten und Büren liegt eine einsame Mattenfläche, die in alten Zeiten Neumatt, später Wikematt geheissen wurde. Diese Wiese grenzt gegen Morgen an die Galgenmatt, wo früher der herrschaftliche Galgen gestanden hat.

Zwei Wege führen, wie in alten Zeiten, über diese Wiese nach den benachbarten Dörfern.

Vor vielen hundert Jahren kam die Wiese zu einem Teil an die Herren von Sinzen, der andere Teil wurde vom sogenannten Kaisergeschlecht beansprucht. Darüber entstand ein langjähriger Zank und Hader, bis die letzteren, des ewigen Streits müde, ihren Teil an die Gemeinde Gansingen verkauften und sich in den Steinhof der Gemeinde Wil zurückzogen. Von da an wurde die Wiese Sinzenmatte geheissen.

Nachdem das Kaisergeschlecht seinen Mattenanteil an die Gansinger Bürger verkauft und abgetreten hatte, setzte es neue Streitigkeiten zwischen der Gemeinde und den Sinzern ab. Es wurden nun neun Schiedsrichter gewählt, um den Streit zu schlichten, doch diese Richter liessen sich bestechen und entschieden an Ort und Stelle zugunsten der Sinzer. Die Bürger mussten sich fügen, denn der Spruch der

Richter war rechtskräftig. Allein nach ihrem Tode sah man in stillen Voll- und Neumondnächten oft feurige Männer von Markstein zu Markstein gehen. Sie bezeichneten mit Stangen die Stellen, wo die Grenzpfähle und Marksteine hätten stehen sollen und schüttelten sich, dass ganze Feuergarben aufflackerten. Wie nun diese Wahrnehmung allgemein bekannt und verbreitet wurde, wollten es die Angehörigen der Markrichter nicht gelten lassen. Es kam zur Untersuchung. An einem Morgen, nachdem die feurigen Männer in der Nacht vorher gesehen worden waren, ging man in ihre Häuser und betrachtete ihre unter der Ofenbank stehenden Schuhe. Diese waren kohlschwarz und hatten verbrannte Sohlen, ein hinlänglicher Beweis, dass etwas an der Sache nicht stimmte.

79 SONDERBARE MARKBESTIMMUNG

Als endlich die Sinzer Gansingen verliessen und ihre Besitzungen verkauften, entstanden wiederum Streitigkeiten. Ein neues neungliedriges Markgericht wurde zusammengesetzt. Es bestand aus vier Männern von Mönthal und vier von Mettau, mit dem Vogt von Gansingen als Obmann. Letzterer wohnte damals im Schloss Hauenstein. Dieses Markgericht versammelte sich ebenfalls auf der Sinzenmatt und einigte sich nach fünftägigem Hin- und Herreden auf folgenden Weg: Jeder Markrichter nahm einen fusslangen Stab. Der Vogt steckte den seinigen ungefähr da ein, wo nach seiner Ansicht der Grenzpfahl stecken dürfte. Hierauf warfen die acht andern Markrichter so lange mit ihren Stäben nach dem Stock des Vogtes, bis dieser umfiel. Wo er lag, wurde von seiner Spitze aus die Grenze drei Fuss nach Abend gestellt. Als Grenzzeichen steckten sie Weiden, Erlen, Eschen, Kingerten und Weissdornzweige ein, welche allmählich zu mächtigen Stöcken heranwuchsen und zum Teil bis in unser Jahrhundert hinein als lebendige Zeugen die einzelnen Mattenstücke voneinander schieden.

Die glückliche Beilegung des langen Streites nannte man später nach jenen Stäben oder Hicken den Hickenentscheid und feierte ihn alljährlich durch ein besonderes Hirtenfest.

80 DAS HIRTENFEST

Da wo die Wege von Gansingen und Büren in die Sinzenmatt einmünden, kamen die Hirten alljährlich am Gallustage zusammen. Jeder brachte eine vorn zugespitzte, harthölzerne, etwa zwei Fuss lange Hicke mit; man wählte einen Hickenmeister, bezeichnete auf dem Hickenplatz einen Kreis und machte in dessen Mitte das sogenannte Hickenloch, dann in den Rand so viele Löcher, als Hirten waren. Der Hickenmeister stiess nun seine Hicke ins Hickenloch, und die andern mussten der Reihe nach nach diesem Ziele werfen. Wer fehlte oder wessen Hicke nicht im Hickenloch stecken blieb, der musste zur Strafe dreimal im Kreis herumlaufen,

während die andern aus ihren Löchern ihm Erdschollen auf den Rücken warfen. Fehlte ihn einer, so hatte auch dieser die gleiche Strafe zu erleiden. Nach Beendigung dieses Spieles deckte jeder sein Loch mit den Worten zu:

*«Ich deck' mein Loch mit Schwefel und Pech,
Dass mir es der Teufel nicht aufbrech.»*

Dieses Hirtenspiel dauerte bis ins 19. Jahrhundert hinein.

81 RECHTE UND BRÄUCHE AUF DER SINZENMATT

Von jeher galten auf der Sinzenmatt besondere Rechte und Bräuche: Es durfte nichts von der Wiese aufgebrochen und zu Ackerland umgewandelt werden. Keinem Besitzer war es gestattet, grünes Gras ab der Sinzenmatt mit nach Hause zu nehmen, sondern alles musste zu Heu und Emd verwendet werden. Ebensowenig durfte ein Anteilhaber Heu oder Gras zur Fütterung des Viehs auf Nebenplätzen und Nebenwegen verwenden. Die Geringschätzung solcher Gebräuche hatte bedenkliche Folgen. Als einst ein Besitzer des Bruderhofes mit zwei Pferden ab Ordonnanz, d. h. von der Musterung heimkehrte und bei jener Wiese Halt machte, um seinen Pferden Heu ab der Sinzenmatt vorzuwerfen, wurden die Tiere scheu und gingen durch. Wie im Flug ging's über Stock und Stein, bis die Pferde schnaubend und keuchend auf dem Gugelberg mit dem Wagen an einer Linde anrannten und endlich stehenblieben.

Kein Besitzer konnte mähen und heuen, wann es ihm gefiel, sondern für den Heuet war der 27. Juni, der Tag der sieben Schläfer, und für das Emden der 27. August bestimmt.

Damit kein Mattenbesitzer, den alten Brauch vergessend, früher oder später beginne, wurde jeder noch vorher daran erinnert: «Man geht morgen auf die Sinzenmatt.»

Alle, welche zum Heuen auf der Sinzenmatt erschienen, mussten eigentümlich gekleidet sein: Die Männer trugen weisse Strohhüte mit schmalem Rand und rotem Band, ein weisses Hemd mit um den Hals gehendem Krös von genau 99 Falten, ferner ein rotes Wams, worauf die Jahreszahl und der Name des Tragenden mit schwarzem Faden gestickt war, dazu weite Flotterhosen und Bundschuhe.

Die Weibspersonen aber trugen einen weissen Hut mit acht Hörnern, vier auf- und vier abwärts gerichtet, ein weisses Gölle, eine weisse Schürze und Rinkenschuhe mit zwei Zoll hohen Absätzen. Die Matte war Gemeindeweide für alle Anteilhaber. Sie ging, wie man sich ausdrückte, unter Hur. Der Weidgang wurde am 16. Oktober am Gallustag eröffnet. Er dauerte nicht länger als drei bis vier Tage und begann um neun Uhr morgens. Am Abend wurde das Abfahren sowie das Aufhören des z'Weidgehens durch die Stierenbrülle bekanntgemacht. Auf

dem höchsten Punkt der Wiese drehten die Hirten mit einer Stange ein etwa anderthalb Fuss tiefes Loch im Boden aus, oben eng mit einer sehr kleinen Öffnung, unten aber möglichst weit; ringsherum wurden dann mit dünnen Stäben fünf bis sieben kleine Löcher gegen das grosse gestossen, und auf jedes legte sich ein Hirte, um aus Leibeskräften in das kleine Loch hineinzubrüllen. Dadurch entstand ein schreckliches Gebrüll, welches weit umher, an den Bergwänden widerhallend, gehört wurde.

Zur pünktlichen Überwachung dieser Gebräuche waren zwei Sinzenaufseher bestimmt, einer von Gansingen und einer von Galten.

82 ALRUNE UNTER DEM HASELSTOCK

Im Laufe der Jahre wuchsen die eingesteckten Markzeichen zu stattlichen, mit Moos bedeckten Stöcken heran. An einer Haselstauden und einem Weissdorn wuchsen Misteln. Unter der Haselstauden sass eine Alrune, und unter dem Weissdorn hatte eine weisse Schlange ihre verborgene Wohnstätte. Wer sich in Besitz der weissen Schlange setzen konnte und wem es gelang, ihr den Kopf abzuschneiden, der musste ihn in ein Gefäss von Haselöl legen, dann war er im Besitze geheimnisvoller Kräfte; er konnte jedes Schloss öffnen und sich vor Menschenaugen unsichtbar machen. Sogar der Teufel gab ihm den Wechseltaler, der die wun-



derbare Eigenschaft besass, dass er immer wieder nach drei Stunden in die Tasche des Wechselnden zur eingewechselten Münze zurückkehrte. — Dafür hatte dann der Besitzer freilich auch allerlei Verpflichtungen zu übernehmen. Allnächtlich in der Geisterstunde hatte er das Weisse von einem Ei und eine Raute in das Gefäss zu legen, sonst holte ihn der gänsfüssige, schwarze Peterli.

Einmal, es mögen wohl über hundert Jahre seither verflossen sein, arbeitete des Vögtlis Lux von Galten mit andern im Schloss zu Bernau. Während der Arbeit verkürzten sie sich die Zeit mit allerlei Gespenstergeschichten, und so kamen sie auch auf die Alrune zu sprechen. Lux bemerkte zufällig, nicht weit von seinem Hause sei ein Haselstock mit einem Büschel Misteln, und wenn das Aufsuchen der Alrune so leicht wäre, so wäre er schon lange ein steinreicher Mann. Diese Worte waren so hingeworfen, und der oder jener mochte sich vielleicht im stillen etwas dabei gedacht haben, doch schwieg jeder.

Lux kehrte nach Feierabend nach Hause zurück und hatte das Gespräch schon längst vergessen. Wie er aber am Abend, nach dem Nachtessen, noch ein wenig auf der Ofenbank sass, war er nicht wenig erstaunt, als sich auf einmal die Stubentüre sperrangelweit öffnete und ein wildfremder Mann über die Schwelle trat. Der Fremde war sonderbar gekleidet. Lux glaubte, die Tracht schon auf der andern Seite des Rheines, im Hotzenwald, gesehen zu haben. Er trug einen Hut mit roten Bändern auf dem Kopf und auf dem Rücken einen grossen Ranzen aus Bärenhaut, in der Hand aber einen mächtigen Stock, dessen Knopf in einem greulichen Schlangenkopf endigte. Lux blickte den Fremden erstaunt an. Dieser aber scharrte mit dem linken Fuss an der Türschwelle, kniete nieder, entblösste das Haupt, grüsste auf die landesübliche Art und fragte dann: «Seid ihr imstande, mir den Haselstrauch mit der Mistel zu zeigen, von dem ihr kürzlich gesprochen habt?» Lux kam die Frage sonderbar vor, doch bejahte er. Da trat der Fremdling enge zu ihm heran und machte ihm im Flüstertone den Vorschlag, die Alrune gemeinsam zu heben, die Ausgrabung sei seine eigene, die Unterhaltung derselben aber gemeinschaftliche Sache; man bringe sie in eine bleierne, mit Samt ausgefütterte Schachtel, den Kopf gegen Morgen gerichtet und gebe ihr um die Geisterstunde eine Muskatnuss und morgens um halb vier Uhr das Weisse von einem Ei. Der tägliche Ertrag von einem bis drei Talern werde um die Mitternachtstunde aus der Schachtel genommen. Die Alrune könne aber nur eine Mannsperson von unter sechzig Jahren füttern, dabei müsse er den Kopf gegen Abend kehren, die Beine übereinanderschlagen, ohne ein Wort zu sprechen, sonst sei alle Mühe verloren. — Die Alrune könne übrigens auch verkauft werden, aber nur bis in die fünfte Hand, da sterbe sie, und der Teufel hole den letzten Besitzer. — Nach einigem Besinnen fand Lux die Sache doch nicht recht geraten und glaubte, es sei das beste, wenn er dem Schwarzkünstler alles überlasse und mit der Geschichte nichts zu tun habe, doch erbot er sich, ihm den Stock zu zeigen, sofern ihm dabei keine Gefahr drohe.

Die Ausgrabung sollte zwischen elf und zwölf Uhr nachts vorgenommen werden, allein im ganzen Haus war keine Uhr, und die einzige im Dorf befand sich in Hans-

friedlis Haus. Beide begaben sich also vor diese Wohnung und warteten, bis drinnen die Schwarzwälderuhr elfmal schlug. Dann brachen sie auf nach der Sinzenmatt. Hier zog der Schwarzkünstler murmelnd einen Kreis um den Haselstock, holte aus dem mitgebrachten Ranzen eine Schachtel, stellte diese in die Mitte des Kreises, kniete darauf nieder und murmelte ein paar lateinische Worte. Dann holte er ein kleines Werkzeug hervor, steckte dieses an den Wanderstab und schlug damit dreimal an den Haselstock. Beim ersten Schlag, bemerkte der Fremde, würde ein leises, beim zweiten ein stärkeres Getöse sich hören lassen, beim dritten aber ein fürchterliches Brüllen entstehen, währenddessen die Alrune herauskomme, wie unsinnig im Kreise herumrenne, sich aber schliesslich ruhig in die Schachtel legen werde. Eine Zeitlang blieb Lux zitternd stehen, als aber beim dritten Schlag ein so fürchterliches Tosen und Krachen anfang, lief er, wie von Sinnen, vor Entsetzen davon und liess den Zauberer allein. Was weiter geschehen, bleibt unbekannt.

Einige Jahre später besuchte Lux den Markt in Laufenburg. Plötzlich fiel ihm unter den Marktgängern ein Mann auf. Auch dieser schien Lux zu beachten. Beide begrüsst sich gegenseitig; der Fremde war jener Schwarzkünstler, den Lux im entscheidenden Augenblick im Stiche gelassen hatte. Gleichwohl gab ihm dieser die versprochene Belohnung, und Lux war reich sein Leben lang.

83 HEBUNG DES SCHATZES AUF DER SINZENMATT

Unter dem Haselstrauch auf der Sinzenmatt liegt auch ein grosser Schatz verborgen. Um ihn heben zu können, muss man eine brandschwarze Katze haben, die kein weisses Härchen zählt, im Zeichen der Zwillinge geboren ist und eine Nacht auf einem Kreuzweg geschlafen hat. Die Hebung kann nur am 1. April stattfinden, um Mitternacht, wobei man die Katze an eine weisse Gerte bindet und kein Sterbenswörtchen spricht. Sobald der Schatz sich sehen lässt, muss er sogleich mit drei Kreuztalern unterlegt werden.

Einige Bürger von Galten und Gansingen unternahmen die Ausgrabung wirklich; bereits konnten sie den Stock auf die Seite heben und sahen schon den Goldhaufen schimmern; da griffen alle gierig nach demselben, liessen aber den Haselstock zu früh fahren, worauf dieser wieder zurücksank und das Gold von neuem bedeckte. Hierauf machten sie das Loch grösser, sahen auch den Schatz ein zweitesmal glänzen und wollten ihn mit den Kreuztalern unterlegen, allein da erhob sich ein sonderbares, unterirdisches Geschrei und Getöse, dass sie erschranken und innehielten. Doch fassten sie wieder frischen Mut und griffen beherzt nach den Goldstücken. Da züngelte ihnen zischend und feuerspeiend eine weisse Schlange entgegen, so dass alle laut aufschreiend entflohen. Der Schatz aber versank wieder in seine dunkle Tiefe, ohne dass eine Spur davon zurückgeblieben wäre, ausser dem Loch, welches heute noch zu sehen ist.



84 HEXENTÄNZE AUF SINZENMATT

Vor Zeiten arbeitete einmal der Maurer Marti von Büren in Galten im Taglohn und kehrte nachts spät über die Sinzenmatt nach Hause. Es war spät im Herbst, und der Nebel brütete über den Wiesen. Auf einmal blieb der Mann stehen. Aus dem grauen Gewoge schimmerte Licht, und ein taghell erleuchteter Palast stand plötzlich da, wo vorher Gebüsch gewesen war. Marti traute seinen Augen kaum. Da vernahm er auch eine wunderschön schmeichelnde Musik, dergleichen er noch nie gehört hatte. Unter einem Baum aber erblickte er eine ganze Tanzgesellschaft, die sich in tollem Reigen schwang. Marti verspürte Lust, auch mitzutun. Da trat auf einmal eine Bekannte zu ihm und lud ihn unter schelmischem Lächeln zu einem Walzer ein. Der Mann entschuldigte sich, er sei müde und nicht im besten Anzug, liess sich aber doch von der munteren Tänzerin nicht lange bitten. Sie führte ihn an einen grossen, runden Tisch, an welchem viele Leute sassen, unter denen er auch einige Bekannte entdeckte, die ihn freundlich zum Essen einluden. Marti, müde und hungrig wie er war, liess sich nicht zweimal bitten, sondern setzte sich gleich an den Tisch, wo noch Platz war, und griff wacker zu. Allein der Wein roch nach Rauch und das Fleisch nach Aas. Hierauf tanzte er noch einige Walzer und Hopser und sah dann, wie immer mehr Leute herankamen; diese ritten auf Böcken, Ofengabeln und Besen, einer sogar auf einer Ente. «Jetzt wollen wir zum Frühstück», sagte eine bekannte Tänzerin zu Marti, «halte dich fest an meiner

Schürzel!» Sie setzten sich also miteinander auf eine Ofengabel und ritten durch die Nacht auf eine Wiese in der Gemeinde Wil, wo sie wieder eine Menge Gäste antrafen. Das Frühstück bestand in Wein, Schnaps, Braten und Kuchen. Lustig ging es zu, bis in Mettau die Betzeitglocke ertönte. Da war plötzlich die ganze Gesellschaft verschwunden, und Marti konnte allein und müde nach Büren heimkehren.

85 ZUG DER FRAUFASTENWEIBER

Alle Vierteljahre kamen vor Zeiten die sogenannten Fraufastenweiber und hielten auf der Sinzenmatt ihr Nachtlager. Sie waren weiss gekleidet, und ihre Männer trugen grosse Stricke und Ketten um den Hals, die Busse anzeigten. Ein grosser Bube mit einem Bündel schritt voraus, um den Weg zu säubern. Alles entfernte sich, wenn der Zug herankam, welcher wie das wütende Heer in Wil durch eine Scheune, in Gansingen durch des Schnurris Garten, in Galten durch den Schopf des Bruderhofes und in Bütz durch des Stäublis Hausgang zog. Jeder Hausbesitzer gab die drei weissen Almosen, bestehend aus Eiern, Mehl und Butter. Die Fraufastenweiber standen beim Volk in hohem Ansehen als Wahrsagerinnen und Prophetinnen.

86 ZAUBERMUSIK UND GEISTERSCHLOSS AUF DER SINZENMATT

Wie die Geister und Hexen, so hatten auch die Träger der Gespenstergeschichten, die Zigeuner, Korber und Kesselflicker ihre Lagerplätze auf der Sinzenmatt. Als einst des Lochbauern Marei im Herbst mit andern Mädchen in das Eichhölzling, um Eicheln aufzulesen, war gerade die Zigeunerfamilie Mohr daselbst im Lager. Diese hatten einen Sohn namens Jubitten; wie dieser die Marei sah, gefiel sie ihm, und er knüpfte ein Liebesverhältnis mit dem frischen Naturkinde an und lud sie ein zum Mittagessen unter die Eiche. Dieses bestand in Speck, Ankenrösti und Wein. Marei war erstaunt, so reichgedeckten Tisch bei den Landfahrern zu finden, doch Jubitten löste ihr das Rätsel mit der Erklärung, dass seine Alte eine Hexe sei und alles herbeischaffen könne. Sofort erwachte in Marei der lebhafteste Wunsch, auch hexen zu können, doch Jubitten gab ihr zu verstehen, dass eben nur Familienmitglieder diese Kunst erlernen könnten, sie folglich zuerst, mit Einwilligung ihres Vaters, seine Frau werden müsste. Marei missfiel diese Bedingung nicht, und der Vater gab gerne seine Zustimmung, denn er hoffte, so selbst noch in alten Tagen der Hexenkunst theilhaftig zu werden, um grossen Reichtum zu erwerben. Sie begaben sich also am Samstag miteinander in das Zigeunerlager und wurden von Jubitten freundlich empfangen. Die Heirat wurde alsbald nach Zigeuner-

brauch vollzogen und Marei in der Hexerei noch am gleichen Tag unterrichtet. Man reichte ihr unter vielen Glückwünschen den Hexentrank, setzte ihr das Wünschelhütchen auf, holte Besen und Ofengabel herbei und machte zum Schluss noch in der gleichen Nacht einen Hexenritt. So vergingen fünf Freudenjahre. Da aber reisten Brugger Kaufleute die Strasse über den Bürersteig, und Jubitten griff sie mit seinen verwegenen Gesellen an, wurde jedoch erschlagen und nach stattgehabter Untersuchung unter dem Galgen verscharrt, die Familie Mohr aber auf 101 Jahre aus der Gegend verwiesen. Nur Marei wurde begnadigt und durfte zu ihrem Vater zurückkehren. Die Gemeinde machte hierauf, auf Befehl der Behörden, das Zigeunerlager urbar und reutete den Wald in dieser Gegend aus. Daher kommen die Namen Gemeinde-Rüti, Gräbtacker und Langmatt. Später wurden Gräbtacker und Langmatt feilgeboten, allein niemand tat ein Angebot darauf aus Furcht vor den Hexen, nur der Lochbauer selbst bot fünf Schilling darauf und erhielt sie um diesen Spottpreis.

Marei verbreitete nun die gefährliche Hexenkunst in der ganzen Umgebung, bis schliesslich eine der Unglücklichen auf dem Scheiterhaufen büssen musste. Dann verlegte sie den Hexentanz auf ihres Vaters Eigentum, in die obere Ecke der Langmatt, auf eine mächtige Eiche. Bei Nacht war diese wunderbar erleuchtet und glich einem Zauberschloss mit tausend kristallinen Fenstern, und durch viel hundert Säle rauschte berauschende Zaubermusik.

Das Kriegsjahr 1744 brachte eine Abteilung Panduren nach Gansingen und mit diesen ein bewegtes Leben ins ganze Tal. Einst begleiteten der Feldscherer und der Feldweibel zwei Näherinnen, welche in Gansingen tagsüber auf der Stör gewesen waren, bei Nachtzeit über die Sinzenmatt heim nach Galten. Bei der Langmatt angekommen, fanden sie das Schloss erleuchtet und hörten eine verlockende Geistermusik. Die Mädchen fürchteten sich, allein der Feldscherer tröstete sie: «Seid ohne Furcht, meine zwei Pistolen werden den Hexen den Tanz schon verleiden.» Mit diesen Worten hob er den Arm und feuerte zwei Schüsse auf die Eiche ab. Sofort erlosch die Beleuchtung, die Musik verstummte, und stockfinstere Nacht bedeckte die Wege. Die beiden Panduren verirrten sich mit ihren Mädchen und tappten die ganze Nacht auf der Sinzenmatt herum und waren am Morgen auf der Rötelhalde unter einer Buche. Hierauf kehrten sie auf die Sinzenmatt zurück, um zu sehen, was die Pistolen angerichtet hätten. Sie fanden unter der Eiche Blutspuren, Schürzen, Brustlatze, Pantoffeln und eine wunderliche Kopfbedeckung mit einem Eichhörnchen als Verzierung. Sie wiesen diese Gegenstände den Ortsvorstehern vor, allein infolge der Kriegsläufe unterblieb eine Untersuchung, und da keine Hexentänze mehr abgehalten wurden, wurde die Angelegenheit allmählich vergessen.

Marei hatte aber bei jenem Vorfall einen Streifschuss erhalten und musste das Zimmer hüten. Während dieser Krankheit litt sie viel Durst und molk in der Stube des Schnuribauern Kühe. Dieser hatte schon lange die Marei in Verdacht und prügelte sie bei nächster Gelegenheit so wacker durch, dass sie die Auszehrung bekam und innert Jahresfrist starb.

Nach dem Tode der Hexenmutter wurden die nächtlichen Zusammenkünfte immer seltener und in Sämis Au nach Wil verlegt; Langmatt und Ägerten aber wurden vom Gemeinderat an eine Gant gebracht, aber niemand wagte, den Hexenplatz zu kaufen. Endlich bot des Tonis Bub von Untergalten hundert Gulden auf die Langmatt und wurde wegen dieses Schandangebotes vom Ammann von der Gant fortgejagt, erhielt sie aber doch durch Fürsprache und Vermittlung seiner Base beim Baron von Roll. Der neue Besitzer wollte nun die Wiese umgraben und die Hexeneiche ausgraben. Aber die besten Äxte, Schaufeln und Hacken wurden an ihren Wurzeln stumpf. Damals lebte in Etzgen ein alter Schmied, der die Kunst verstand, Werkzeuge gegen Hexerei zu härten. Zu dem ging nun des Tonis Bub, erhielt aber den Bescheid, er solle am 1. April wieder kommen, denn vorher müsse eine brandschwarze Katze ohne ein weisses Härchen drei Tage in der Schmiede geschlafen haben, und die geschmiedeten Werkzeuge sollten noch vier Stunden im heissen Wasser gesotten werden. Vor Sonnenaufgang solle er sie dann holen, einen Kreutztaler, ohne ein Wort zu sprechen, in den Löschtrog legen, ohne sich umzuwenden, und sich so rasch wie möglich entfernen und dann getrost am Mittwoch vor Sonnenaufgang mit der Ausgrabung beginnen.

Am bestimmten Tag ging Toni hin, die Axt war gut, durchhieb mit mächtigen Streichen die knorrigen Wurzeln, und am Abend konnte die Eiche bewegt werden, ohne aber fallen zu wollen. Angst befiel Toni, denn die Eiche schien sich immer auf die Seite zu neigen, wo er stand, er mochte hinstehen, wo er wollte. Als aber endlich beim Klang der Betzeitglocke in Gansingen, ein unterirdisches Getöse sich vernehmen liess, eilte Toni erschrocken Galten zu und überliess die verfluchte Hexeneiche ihrem Schicksal. Vier Wochen lag er krank darnieder und sah in seinen Phantasien die Zaubereiche schwanken, aber am siebten Tag erhob sich ein schrecklicher Sturmwind und stürzte in der Nacht den riesigen Baum unter furchtbarem Krachen in die Tiefe. Seither hörten die Hexentänze ganz auf.

88 DIE UN DURCHDRINGLICHE HECKE AUF DER SINZENMATT

Als einst ein Bursche aus Büren von einem Kiltgang in Unter-Galten nachts elf Uhr über die Sinzenmatt heimkehrte, sah er auf einmal ein dichtes Gebüsch wie eine undurchdringliche Hecke vor Augen. Die ganze Nacht lief er derselben entlang, auf und nieder, um einen Durchgang zu finden, umsonst. Bei Tagesanbruch befand er sich in der Nähe des Dorfes Gansingen, wo ein dreibeiniger Hase die Wanderer in die Irre führt.

Ein anderer, ein Bürger von Galten, war auf dem Heimweg von Remigen. Wie er auf die Sinzenmatt kam, trat ihm ein so dichter Nebel entgegen, dass er die ganze Nacht umherirrte, ohne einen Ausweg zu finden. Am Morgen befand er sich auf der Galtener Zelg.

Am hellichten Tage sah der Wagner in Ober-Büren einst einen Hasen, der auf drei Beinen lustig um ihn herumhüpfte. Der Mann, dem ein Geruch von Hasenpfeffer durch die Nase strich, warf die rotglühende Eisenstange, die er gerade bei der Hand hielt, nach ihm. Im selben Augenblick rief ihm ein Nachbar aus dem Läuferlein zu: «Um Gotteswillen, lass den Hasen, sonst passiert dir ein Unglück!» Wie sich der Wagner umwandte, war der Hase verschwunden. Lange suchte er nachher sein Eisen, er fand es nicht mehr.

Dieser Hase trieb sich im Oberdorf zu Büren häufig herum, in vielen Ställen richtete er allerlei Unfug und Unglück an und neckte gern Unerfahrene.

Ein rüstiger Bursche ging im Heuet um vier Uhr auf eine Wiese, um zu mähen. Wie er vom Weg auf das Grundstück einbog, hüpfte der Hase auf ihn zu. Der Bursche schlug mit der Sense nach dem kampflustigen Tier. Dieses sprang übermütig in die Höhe, über die Sense, und floh. Kaum hatte der Mäher aber einige Schritte getan, so stellte sich ihm der Hase von neuem in den Weg. Wiederum griff jener zur Sense, worauf das Untier sich schliesslich entfernte und auf einmal verschwunden war. Im gleichen Augenblick erhob sich aber ein so schreckliches Tosen, Bersten und Krachen, als ob das ganze Tal zusammenstürzen wollte, und als der junge Mann auf seine Wiese kam und mit seiner Sense zum Schwung ansetzte, war diese stumpf und verdorben, und alles Wetzten und Fluchen nützte nichts.

Als einst in der Ledergasse zu Gansingen (dieser Ort soll früher Jahrmärkte gehabt haben) ein Knabe gestorben war, kamen am Abend die Nachbarn und Verwandten zur Totenwache, um an der Bahre für die Seelenruhe des Verstorbenen zu beten. Es war aber gerade Sommerszeit und heiss, und da setzten sich die Betenden vor das Haus, um die kommende Abendkühle zu geniessen. Wie sie so andächtig den Rosenkranz durch die Finger gleiten liessen, sprang auf einmal der dreibeinige Hase unter sie. Natürlich hatte das Beten einstweilen sein Ende. Jedermann haschte nach dem drolligen Tier. Doch dieses hüpfte neckisch vor das Haus einer Nachbarin, welche gerade vor der Türe sass, machte possierlich das Männchen und verschwand plötzlich unter so grossem Getöse, als ob sich die Erde aufgetan und es in ihr versunken sei.

Der Geisterhase erschien aber nicht immer in der gleichen Gestalt, bisweilen liebte er es, sich als dreibeiniges Reh zu zeigen. Einst kam er lechzend und aus dem Munde schäumend, als ob er vom Durst gequält und von Hunden gejagt sei, und trank aus dem Brunnentrog. Die Bauern wuschen nun den Trog sorgfältig aus und hüteten sich, ihr Vieh daran zu tränken bis zur Fronfastenzeit. Dann liessen sie sich einen Kapuziner aus Laufenburg kommen, der den Brunnen von neuem einsegnete und weihte.

Als die Panduren in Gansingen und Büren einquartiert waren, kamen einst auch zwei Soldaten von Gansingen nach Büren herauf, als eben der dreibeinige Hase aus einem Stall sprang. Die Hunde griffen ihn sogleich an, doch dieser setzte sich, gar nicht nach Hasenart, zur Wehr. Die Tiere balgten und bissen sich herum, bis

der Hase plötzlich verschwand, ohne dass die Männer, welche zuschauten, begreifen konnten, wohin er gegangen war. Das Merkwürdige aber war, dass kein einziger Hund aus dem Raufhandel auch nur die geringste Wunde davontrug.

90 DAS STROHSEIL

Wiss schwarz gnappet mit em Schwanz.

Verkündet dur si Gschrei de Lüte Furcht und Schrecken.

Die Elster nistet auf Donars Bäumen, ihr Geschrei ist unheilverkündend, deshalb sagt schon der Volksreim in Kaisten:

*Ägerste, du Rätsch,
die Mueter isch e Häx!
Was mi agoht sell di agoh,
Ägerste, du Häx.*

Ein Mann in Büren hatte nahe bei seinem Hause einen Nussbaum, auf welchem diese unheimlichen Vögel ihr Nest gebaut hatten. Ihres ewigen Krächzens müde, fragte er einen Schwarzkünstler um Rat, wie er diese unangenehmen Nachbarn unbeschadet vertreiben könne. Der Zauberer riet ihm, ein Strohband zusammenzuflechten, dieses ins Kamin zu hängen, mit Wacholderstauden zu räuchern und dann früh morgens vor Sonnenaufgang um den Nussbaum zu binden. Innert drei Tagen würden dann die Elstern den Baum verlassen. Der Mann befolgte den Rat getreulich, doch kaum hatte er das Strohseil um den Baum gebunden, so fingen die Vögel ein grosses Gerätsch an. Ein Sturmwind fegte über das Tal und deckte das ganze Strohdach ab.

91 DER TANNHUPER IM GRÜNSCHHOLZ

Das Grünschholz liegt zwischen Galten und Bütz. In diesem Walde treibt ein ungeheurer Tannhuper sein Unwesen. «Hup, hup!» rufend schreckt er nächtlich betrunkene Wanderer und erscheint bald in Gestalt eines kleinen Männchens oder eines Vogels, bald als Esel mit feurigen Augen.

Einst kehrten zwei Schneider von Galten, welche in Bütz gearbeitet und wohl auch mehr als ein Gläschen Branntwein zu viel getrunken hatten, nachts elf Uhr nach Hause zurück. Schon von weitem hörten sie das Hup! hup! des unheimlichen Gastes, aber der Branntwein hatte ihren Schneidermut gehoben, und sie verlachten den unheimlichen Huper. Der aber stand plötzlich vor ihnen, ergriff den einen mit den Klauen, zerkratzte ihm tüchtig das Gesicht und trug ihn auf den Guglihügel, wo er ihn unter der Linde absetzte. Dort musste der gute Schneider warten, bis in der Morgendämmerung die Betzeitglocke von Sulz ertönte und er anfang, den



Englischen Gruss zu beten. Da kam er erst zur Besinnung und kehrte heim. Sein Gefährte dagegen war nach Galten gerannt und hatte Lärm gemacht, allein niemand wollte zur Rettung des Schneiders ausziehen, sondern jeder legte sich wieder aufs andere Ohr und schlief weiter.

Ein andermal wollte ein Dachdecker von Bütz abends durch das gefürchtete Grünschholz nach Galten heimkehren und sah da, beim schmalen Steg, den

Huper auf einem Tannstrunk stehen; unheimliches Feuer strahlte aus seinen Glühaugen, und hup, hup! schrie seine heisere Stimme. Der Dachdecker eilte nach Bütz zurück und kehrte erst am dritten Tag, und zwar am hellichten Morgen und auf einem andern Weg heim nach Galten.

Dieser Dachdecker war indessen noch nicht der letzte, der vom Tannhuper geängstigt wurde. Einst sassen zu Rheinsulz fünf handfeste Gansinger etwas lange am Wirtstisch, es war noch unter österreichischer Herrschaft, und sie hatten an der Verbesserung der Strasse im Frondienst gearbeitet. So kamen sie ziemlich spät, mutwillig und über den Tannhuper spöttelnd, ins Grünschholz. Auf einmal liess sich das schauerliche Hup, hup! hören, so dass mancher, trotz des Weines, etwas stiller wurde. Als nun aber der Huper gar näher kam und sie mit seinen Feueraugen anglotzte, warfen sie Schaufel und Pickel von der Schulter und flohen nach allen Seiten auseinander. So fanden sie Zeit, das Räuschlein zu verlaufen, denn sie verirrten sich alle im Wald. Die Werkzeuge aber blieben verloren, und man glaubte allgemein, der Tannhuper hätte sie gefressen.

Früher wurde Gansingen durch einen Vogt und zwölf Richter regiert. Einer dieser Richter musste einst auch Geschäfte halber nach Laufenburg, und er konnte erst nachts den Rückweg nach Büren wieder antreten. Unglücklicherweise verirrte er sich, obwohl er den Weg gut kannte, und als er ins Grünschholz kam, zum Kaibengraben, tönte ihm schon das gefürchtete Hup, hup! entgegen. Erschrockenen Herzens kam der Richter bis zu einem gewissen Baum, da sass der Tannhuper als Esel und rief: «Hup, hup! Halt, Richter, du bist der Rechte, der mir in die Klauen kommt.» Zwar gelang es dem Richter zu entfliehen, und er eilte Büren zu. Als er aber auf die Sinzenmatte kam, sah er die Hexeneiche schlossähnlich erleuchtet, und in der in schimmernde Säle verwandelten Krone rauschte wahre Zaubermusik. Ausser Atem eilte der von neuem erschreckte Richter der Galgenmatt zu. Wie er sich aber einen Augenblick umsah, rollten ihm drei volle Laubsäcke auf dem Fusse nach. In seiner Todesangst merkte er nicht, wie er den Weg nach seinem Hause verfehlte, sondern rannte der Winterhalde zu. Als er endlich auf der Höhe ankam, waren die Laubsäcke zurückgeblieben, und aufatmend sagte er: «Gottlob, den Berg hinauf haben sie nicht Schritt halten können.» Noch war aber seine Irrfahrt nicht zu Ende. Er schweifte von da an im Lichtholz und auf dem Horn herum, kam in die alte Steinschanze und ruhte endlich todmüd auf dem Stockacker aus, bis ihm die Morgensonne ins blasse Antlitz lachte und ihm auf dem Heimweg leuchtete.

Der Tannhuper war übrigens ein tüchtiger Bannwart, den die Holzfrevler fürchteten; mancher hatte schon seine Axt an eine schöne Tanne oder Eiche gelegt und floh entsetzt, wenn der feueräugige Tannhuper erschien. So kam es, dass selbst die Oberbehörde sich scheute, in diesem Walde Holz schlagen zu lassen, so dass mit den Jahren ein prächtiger Forst entstand, mit riesigen Tannen- und Eichenstämmen, der dann in Zeiten der Not, als im Jahre 1829 fast ganz Galten abbrannte, trotz des Tannhupers, das Holz zum Wiederaufbau lieferte.

a) Der Verbindungspfad zwischen Gansingen und Büren war früher ein schmaler Fussweg und führte längs dem dort ins Tal hinabmurmelnden Dorfbach. Nur bei einem kleinen Stück Hanf- oder Bündtland, wo der Bach einen Bogen macht, entfernte sich der Pfad und führte quer durch das Land hindurch, bis er nach etwa zwanzig Schritten bei einem Gatter, das den Eingang in jenes Landstück verschloss, ausmündete und auf der andern Seite das Bachbord weiterbegleitete.

Dieser Bach- und Fusspfad diente einem zottelhaarigen, grossen, schwarzen Ziegenbock, der die Talbewohner in Angst und Schrecken versetzte, zu seinen gewöhnlichen Spaziergängen. Bald erschien er auch in der Gestalt eines Pferdes oder Esels, bald als Eber mit Feueraugen oder als Schwein vor einen kleinen Wagen gespannt; bisweilen wurde er auch als riesiger Mann gesehen.

Er hatte verschiedene Lieblingsplätze. Besonders gern verweilte er im Oberdorf zu Gansingen unter einer grossen Eiche bei des Stolzen Haus und ging dann von da bis zu einem Hanfland hinab, wo er unter dem Steg einen Sitz suchte. Nicht minder gern hielt er sich in des Schupsen Matten unter den Weisstannen in Unterbüren auf. Trat Sturm und Unwetter ein, begab er sich in die sogenannte Vorhölle, eine Häusergruppe zwischen Ober- und Niederbüren, zum grossen Steg und unter die grossen Linden in den Elendsmatten. Hier trieb er sein Unwesen so arg, dass sogar der Bauer Knecht sein Haus verkaufte und nach Unter-Büren zog.

Zur Sommerszeit weidete der Bock auf des Klausen Matte, und niemand wagte, auf derselben Gras oder Heu zu sammeln, aus Furcht, von dem ungestümen Bocke angegriffen oder vertrieben zu werden, wie es drei Husaren aus dem Regiment Fürst Lichtenstein erging, welche in Gansingen einquartiert waren und der Warnung zum Trotz ihre Pferde hier weiden liessen. Sogleich erschien der Bock in Gestalt eines riesigen Mannes, mit einem Wispen in den Händen, und drang auf die frechen Eindringlinge ein, und diese, welche schon manchem Feind furchtlos ins Auge geblickt hatten, suchten rasch das Weite und waren froh, mit heiler Haut davongekommen zu sein.

Einst führte ein Bauer von Büren dem dortigen Steinhauermeister einen Wagen voll Steine nach dem Schloss Bernau; beide Männer kehrten am Abend nach Büren zurück. Als sie bei jenem Hanfland ankamen, hörten sie ein sonderbares Getöse und erhielten beide zugleich einen so furchtbaren Stoss, dass sie etwa zwanzig Schritt vorwärtstaumelten und der Meister sogar in den Bach fiel. Der andere wollte ihm helfen, fiel aber selbst hinein, und beide mussten nun den Bach hinaufwaten bis nach Büren, wo ihnen der alte Müller Stephen endlich heraushalf. Viele Schnitter, die in der an den Bach angrenzenden Zelg Korn schnitten, liessen die Sichel ruhen und schauten verwundert diesem seltsamen Schauspiel zu.

Die Weisstannen, bei denen sich der Bock am liebsten aufhielt, waren schon uralt und schon über zweihundert Jahre in gleicher Grösse dagestanden. Elstern bauten in den düstern Kronen ihre Nester und schreckten durch ihr Geschrei die umwohnenden Leute. Anfangs des letzten Jahrhunderts wagte endlich ein Besit-

zer, die Tannen umzuhauen. Sie fielen, vergebens bemühte man sich, mit drei Stieren die mächtigen Stämme fortzuschleppen. Man musste erst den grossen, starken Fleck von Büren holen, den besten Farren im Tal, und dann erst gelang es, die ehrwürdigen Tannen vom Platz zu schleppen und nach Gansingen zu führen.

b) Das Jahr 1827 war ein gutes Weinjahr und besonders den Wirten willkommen; bis tief in die Nacht waren die Wirtsstuben am Sonntag gefüllt und Freude und Jubel auf den Strassen.

Es war an einem solchen Sonntag, als einige Bürger von Büren zu Gansingen im Wirtshaus sassen und etwas zu spät ans Heimgehen dachten. Die Nacht war stockfinster, daher wurde eine Laterne angezündet, um den Weg ja nicht zu verfehlen. Langsam setzte sich der kleine Trupp in Bewegung und gelangte glücklich bis zu jener fatalen Ecke, wo das Hanflandgüetli liegt. Hier aber fiel einer auf die Erde, man machte Halt und erblickte in der Nähe einen seltsamen Schein. «Das ist der Geissbock oder Eber mit den Feueraugen!» schrie einer aus der Schar. Alles rannte durcheinander, der Laternenträger warf die Laterne in den Bach, so dass dichte Finsternis eintrat; einer rief: «Der Bock hat mich!» worauf alle auseinanderliefen und Büren zu eilten, ohne auf das Jammern des auf der Erde liegenden zu hören, welcher immer rief: «Nehmt mich auch mit!» Wie und wann dieser heimgekommen, weiss niemand zu sagen.

Diese Bauern waren mit dem Schrecken davongekommen, nicht ebenso der Müller Gröl von Büren, als er einst einen Wagen voll Mehl nach Gansingen führte. Wie er bei den Weisstannen vorüberfuhr, sah er den Bock in der Gestalt eines grossen Mannes unter einer Tanne stehen. Er eilte, was er konnte, allein der Bock sprang ihm auf den Wagen, nahm einen Sack Habermehl und sprang damit fort.

Im Winter brach das Untier in die Scheunen und holte sich daselbst das nötige Futter, Heu und Stroh; in der Vorhölle liess sich der Bock zuletzt nicht mehr gerne sehen und weidete auch nur selten noch auf den Elendsmatten.

93 DAS UNGEHEUER BEI DER RINGLISAUMATTE

Alte Leute erzählten um die Mitte des letzten Jahrhunderts: «In Walde zwischen Gansingen und Bütz hauset ein Ungeheuer. Gehe nur einer oberhalb der Ringlisaumatte durch das Dickicht, welches das Märsche heisst, und er wird es selbst erfahren, wie unratsam es ist, sich zur Nachtzeit hieher zu begeben. So geschah es dreien Burschen von Gansingen, die hier einen Maibaum hieben, um ihn dem Nachbar, der seinen neuen Wein auswirten wollte, vor das Haus zu stellen. Beim Heimschaffen war ihnen der Baum zu schwer geworden, und sie sägten deswegen ein Stück davon ab. Da es ihnen im Weitergehen noch nicht besser gehen wollte, machte sich einer mit dem Fluche Luft: «Ich wollte, der Teufel nähme sich auch noch ein Stück davon!» Hierauf stand eine schwarze Gestalt mit schimmernder Axt vor ihnen und liess diese klingend in den Baum fahren. Die drei sprangen sich fast zu Tode, bis sie wieder zu Hause waren. Noch jetzt soll an jener Stelle der Boden krachen und stürzen, und oft scheint der ganze Wald in Feuer zu stehen.»

Am Fusse der Ringlisauhalde sprudelt der Schauerbrunnen, eine schöne Bergquelle. Niemand wagte früher von ihr zu trinken, ohne vorher das Zeichen des Kreuzes darüber gemacht zu haben; ja, wenn ein dürstender Knabe an der Hand seiner Mutter hieher kam und, des Brauches noch unkundig, trinken wollte, unterliess es diese nicht, ihm erst den Trunk zu segnen. Ein bald achtzigjähriger Mann aus dem Gansinger Tale fügt erklärend bei, man habe dies getan zum Schutze gegen den unseligen Geist eines hier spukenden Sulzer Mädchens. Dieses habe zur Zeit des Schwedenkrieges allnächtlich vom Sulztale aus hier herauf den Kiltgang zu den schwedischen Soldaten gemacht. Zur Strafe für ihre Buhlerei mit dem Landesfeinde müsse sie nun ewig als Geist an jenem Schauerbrunnen hausen.

95 DAS BLINDE ROSS IM PARADIES ZU GANSINGEN

Der dieses Jahr (1864) achtzigjährig verstorbene Fricktaler Bezirksrichter Obrist von Gansingen erinnert sich, einst als Knäblein bei einem in seinem Geburtshause abgehaltenen Abendsitz aus dem Munde seines Veters, der damals schon 99 Jahre und einige Tage alt war, nachfolgende Sage erzählen gehört zu haben: Meister Felix, ein Gansinger Bauer, besass eine zwei Tagewerke haltende Matte, die an die sogenannte Vorstadt des Dorfes stiess. Er hatte sie mit einem fünf Fuss hohen Lebhag umgeben und den Eingang mit einem Gatter verschlossen. Drinnen wuchsen so edle Obstbäume, dass man um deren Schönheit willen die Matte das Paradies nannte; in der Mitte prangte der schönste von allen, er trug eine Fülle von grossen, roten Äpfeln, und ein Bildnis der Mutter Eva stand an seinem Stamm. Einst in einer Mainacht war in dieses Paradies ein grosses, blindes Pferd geraten; wie, dies konnte man nicht begreifen, denn das Gatter war verschlossen und die ziemlich hohe Hecke ringsum unversehrt. Als daher am Morgen einige Gansinger hier vorübergehend das fremde Pferd darinnen weiden sahen, waren sie nicht weniger erstaunt und meldeten es sogleich dem Felix. Dieser kam auch herbei, öffnete das Gatter, beschaute das Tier und rief in seiner Verwunderung: «Wie magst du nur hereingekommen sein und bist zudem blind. Entweder haben dich die Hexen geritten, oder mein Todfeind, der Melcher, hat dich über'n Zaun gelupft!» Er versuchte das Ross herauszuführen, allein dies schlug hinten und vorne aus, jagte wild im Paradies herum und war auch mit der Nachbarn Beihülfe nicht einzufangen; es blieb eben hier, bis es die ganze Paradiesmatte abgeweidet hatte. Dies ging einen vollen Monat, erst in einer mondhellen Julinacht verliess es den Platz. Es soll einen starken Gestank zurückgelassen haben.

Zu der Zeit, als die Franken über den Oberrhein gingen und ins Fricktal einbrachen, wohnte im Gansingertale der heilige Widin mit seinem Weibe und einem Knaben in einem Hause, das im Eggen auf dem Läumberge stand. Als er mit den Seinen vor den Feinden den Läumberg hinauf gegen die Roggenhalden floh, wurde er von zwei fremden Kriegern eingeholt, die, anstatt ihn zu töten, sich durch seine Rede bald so umgestimmt fühlten, dass sie dem Waffenwerk zu entsagen und mit ihm sein beschauliches Leben zu teilen beschlossen.

Der eine hiess Bemst, der andere Scherer. Sie zogen mit Widin tiefer in das Innere der Wälder und hielten sich längere Zeit in einer Höhle auf, die auf der Meyers Halden gelegen ist; zutraulich sammelten sich die Tiere um sie, eine Hirschkuh wurde so zahm, dass sie sich melken liess.

Als die Franken wieder aus dem Tal hinweg waren, verliessen die drei ihren Zufluchtsort. Widin baute sich in der Ecke des Mettauerwaldes an, auf der Ringlisaumatte; Scherer etwas tiefer im Walde gegen Abend, Bemst rechts von jenem im gleichen Gehölze. Bis heute nennt man diese drei Plätze Widins Platz, Scherers Geländ und des Bemst Schlattbünten. Bis in neuere Zeit hat man daselbst Trümmer von Waffen und Geräten aus dem Boden gegraben.

Der Fruchtzehnten der genannten drei Güter ist nachmals an die Kirche von Gansingen gefallen, ausserdem bestand noch der Schlattzins von achtzehn Jucharten Schlattland, das die drei Männer urbar gemacht hatten, der anfänglich den Kirchen von Rheinsulz und Sulz, später infolge rechtlichen Entscheids gleichfalls der Gansinger Kirche entrichtet wurde und erst seit dem Zehntenloskauf vom Jahre 1805 in Geld erlegt wird.

Von Widin redet noch ein Sprichwort. Er soll einst zum Fest der Palmenweihe zu spät in die Kirche gekommen sein und gesagt haben, der vom Priester über die andern Palmenbüschel bereits gesprochene Segen werde wohl auch seinem mitgebrachten Büschel noch zugut kommen. Es heisst daher im Gansinger Tale von einem, der sich auf dem Kirchgange versäumt: Du kommst zu spät wie der Widin mit seinen Palmen.

Widins Ende war unglücklich. Die wilden Franken hatten zwar die Gegend vorerst verlassen, aber das Wiederkehren nicht vergessen. Von neuem durchstrichen sie plündernd das Tal. Bemst und Scherer entwichen der Gefahr, Widin aber blieb diesmal auf seinem Hofe und setzte sich zur Wehr. Er wurde überwältigt, an den Schwanz eines Pferdes gebunden und bis zur Ecke der Schlattbünten geschleift, wo er seinen Qualen erlag.

Andere sagen, er sei lebendig geschunden worden, er habe seine Haut bis zu jener Stelle hingetragen, wo zum Andenken an seinen Tod das steinerne Kreuzlein steht.

Man verehrt diesen Stein religiös als das Denkmal eines im Herren Entschlafenen, für den Christenglauben und die Landeskultur gestorbenen Märtyrers.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts lebte zu Gansingen ein greiser Pfarrer namens Fehr. Bei diesem diente eine Nichte aus dem nahen Städtchen Laufenburg, Helene Heim. Sie war ein junges, hübsches Ding mit braungelocktem Haar und schwarzen Kirschenaugen, die gar übermütig zu blitzen vermochten, wenn sie, ein Liedchen trällernd, leichtfüssig durch das Dorf schritt, und manch ein Burschenaugen blieb, länger als nötig, an ihrer schlanken Gestalt hängen. Den ältern Leuten passte zwar ihr Frohmut nicht recht. Es war Krieg im Land. Fast täglich brachten Boten Nachrichten von Plünderungen, von Mord und Brand, und nachts sah man die Feuerröte aus dem nahen Elsass von den Wolken widerscheinen.

Eines Tages erschien in Gansingen eine Abteilung Panduren, Krieger mit martialischen Knebelbärten, und verlangten Quartier. Ohne lang zu fragen, suchten sie sich die passenden Häuser aus, und die Leute hatten ihnen Essen und Trinken vorzusetzen, was sie vermochten. Der Anführer aber, ein junger Obrist, nahm Wohnung im Pfarrhaus, wo er es sich einige Wochen wohl sein liess. Bald munkelte man dies und das, die Panduren seien nicht wegen den Gansingern so lange da, sondern wegen der lustigen Köchin, die wisse dem heissblütigen Offizier gar schön zu tun und hätte ihn ganz in ihrer Gewalt. Der Dorfschmied aber sagte: «Eine, die's mit einem Soldaten hat, ist keinen Schuss Pulver wert.»

Ein paar Tage darauf brachte ein Pandur dem Schmied seine Hakenbüchse. Ein Schuss war steckengeblieben, und er sollte ihn wieder herausbrennen. Wie er an der Arbeit war, krachte es plötzlich, und gleichzeitig hörte man draussen auf der Gasse einen furchtbaren Schrei. Wie die beiden herausstürzten, lag draussen die Pfarrköchin in ihrem Blute, tot. Sie war in dem Moment, als der Schuss losging, an der Schmiede vorbeigegangen und mitten ins Herz getroffen worden. Der Schmied betrachtete sie eine Zeitlang stumm. «Sie war doch noch einen Schuss Pulver wert», musste er sagen.

Anmerkungen

76 Bi. 45 f.

Erdmännlein als Diebe: Die einzige Erdmännchen-Sage unserer Sammlung, in der die sonst so harmlosen und hilfsbereiten Männlein als diebische Wesen geschildert werden. Vgl. Nr. 209.

Unterirdische Gänge der Erdmännchen, vgl. Nrn. 76, 110, 176.

77 FS 37, nach Bi. 61 ff., gekürzt.

78 FS 38, nach Bi. 64, der noch beifügt, die Sage werde noch «heutigentags» erzählt (1859).

79 FS 38, nach Bi. 64 f.

gegen Abend, gegen Westen.

Kingerte, Faulbaum, *Rhamnus frangula*; auch Hartriegel, *Cornus sanguinea*.

Hick, Kerbe, dann im besondern: Wurf mit einem zugespitzten Spielflock in den Erdboden, wo derselbe stecken bleiben soll.

80 FS 39, nach Bi. 65, der noch schreibt: «Bis anfangs unseres 19. Jahrhunderts dauerte dieses Hirtenpiel. Herr alt Bezirksrichter Obrist in Büren, dem ich diese Mitteilung verdanke, jetzt ein heiterer, weissgelockter Greis, nahm selbst als Knabe noch daran teil.»

Gallustag, 16. Oktober.

81 FS 39 f., nach Bi. 62 ff.

Krös, Halskrause.

Flotterhosen, bauchige Kniehosen.

Göller, Mieder.

Rinkenschuhe, Schnallenschuhe.

unter Hur, unter Miete, Pacht, weil Gemeindeland.

82 FS 40 ff., nach Bi. 65 ff., der noch bemerkt, das Volk glaube steif und fest (um 1859), der Zauberer habe die Alraune wirklich erhalten, ohne aber deshalb den ganzen Schatz gehoben zu haben, der noch unter jenem Haselstock verborgen sei (siehe Nr. 83).

Alrune, Alraun, altgermanisches, mythisches Wesen, das im geheimen wirkt. Name zusammenhängend mit runen, «raunen». Dann auch Pflanze mit glockenförmiger Krone, deren Wurzeln Zauberkräfte innewohnen.

Raute, *ruta graveolens*, kraut- oder strauchartige Pflanze mit Öldrüsen enthaltenden Blättern und gelben oder grünlichen Blüten.

Bernau, einstige Stammburg der Freien von Bernau bei Leibstadt, Burg 1499 beschädigt und 1871 verbrannt.

83 FS 42 f., nach Bi. 67 f.

Schatzhütende Schlange, vgl. Nrn. 69, 70.

84 FS 43, nach Bi. 68, der einleitend schreibt: «Die Sinzenmatt scheint ein Lieblingsort der Geister und Hexen überhaupt gewesen zu sein; dort auf des Göllerbuben Matten, später die grossen Zehnmatten geheissen, hatten die Hexen am 3., 15. und 25. jedes Monats ihre nächtlichen Zusammenkünfte, Tänze und Schmausereien.»

85 FS 43 f., nach Bi. 68 f.

Fraufasten, mundartliche Nebenform zu Fronfasten (siehe Anm. zu Nr. 1). Fro, «Herr», untergegangen, dagegen erhalten die weibliche Form dazu: Frowe, Frau. Der Name ist eine Umbildung von Fro oder Fron.

Wütendes Heer, Wilde Jagd, ein angeblich nächtliches Tosen in der Luft, vom Volk einem vom «Wilden Jäger» geführten, mit Jagdrufen und Hundegebell dahinbrausenden Geisterheer zugeschrieben, dessen Führer im germanischen Mythos der Totengott Wodan war.

86 FS 44 f., nach Bi. 69 f.

Panduren, zuchtloses österreichisches Kriegsvolk aus dem slawischen Süden Ungarns.

Zaubermelkerei, vgl. Nrn. 58, 185, 215.

87 FS 45 f., nach Bi. 70 f.

Baron von Roll, Grundherr von Gansingen. Das Geschlecht wohnte auf Schloss Bernau bei Leibstadt. Siehe Anm. zu Nr. 82.

Löschtrog, Wassertrog neben der Feueresse, in dem man das glühende Eisen abkühlt.

Zum Fall der Hexeneiche schreibt Birrcher: «Das war der letzte allgemeine Schrecken der Bewohner von Büren, Gansingen und Galten. Die Hexentänze hörten seither gänzlich auf, so wie die besondern Gebräuche und Rechtsame auf der Sinzenmatt. Kaum dass man bisweilen noch sagen hört: «Die und die könnte auf der Ofengabel nach der Sinzenmatt reiten.»

88 FS 46, nach Bi. 71 f., der noch zu berichten weiss: «Ein anderer Bürger von Büren kehrte vom Markt in Laufenburg heim und kam erst nachts auf der Sinzenmatt an. Nun aber leuchtete ihm ein so heller Lichtschimmer entgegen, dass er sich gar nicht mehr besinnen konnte, wo er sich befände,

obschon er kaum eine Viertelstunde von Büren entfernt war. Die ganze Nacht wanderte er in der ihm sonst so bekannten Gegend herum und sah sich am Morgen gerade an jener Stelle, wo der dreibeinige Hase zu verweilen pflegte.» (Siehe Nr. 89.)

89 FS 47 f., gekürzt nach Bi. 72 f. Birrcher erzählt noch: «Als einst österreichische Soldaten in Gansingen und Büren einquartiert waren, hörten auch zwei derselben von einem dreibeinigen Reh erzählen, und einer beschloss, dem Wundertier durch Wald und Forst nachzustreifen. Lange verfolgte der Soldat die Spuren des Wilds, aber ohne es erlegen zu können. Endlich kehrte er heim und hatte da noch etwas an seiner geladenen Büchse zu machen. Plötzlich ging ein Schuss los und streckte den Kameraden tödlich getroffen nieder.»

90 FS 48, nach Bi. 75.

gnappe, hochdeutsch knappen, doch wenig mehr gebräuchlich, auf und ab, hin und her schwanken, ein wenig hinken.

Aegerste, Elster, deren Geschrei nach dem alten Volksglauben Unglück verkündet. Vgl. Nr. 108.

Rätsch, lautnachahmend, z. B. Geräusch der Hanfbreche. «Rätsche»; auch zur Bezeichnung einer störend lauten Schwätzerin.

Donar, der altdeutsche Donnergott (Donnerstag!), dem die Eiche geweiht war.

91 FS 48 ff., nach Bi. 52 ff., gekürzt.

Huper, Name eines gespenstischen Wesens, bald Vogel, bald Schimmelreiter, das durch den Ruf «hup» die Wanderer erschreckt oder irreführt.

Frondienst, öffentliche Dienstleistung, siehe auch Anm. zu Nr. 85.

Kaibengraben, abgelegener Graben, wo früher gefallenes Vieh verscharrt wurde.

92 a) FS 50 f., nach Bi. 46 ff.

Bündtland, Bunte: «Das Wort ist auch heute noch lebendig, Bünnten waren durch Hecken vor dem weidenden Vieh geschützte Äckerlein in Dorfnähe. Sie waren der privaten Nutzniessung vorbehalten.

Zu ahd. *piunta*, hergeleitet vom ahd. Verb *biwindan* «umzäunen».» (F. Fricker, Die Flurnamen von Kaisten, in: «Vom Jura zum Schwarzwald» 1983, S. 52.)

Wispen, Bindbaum

b) Bi. 47 f.

93 R. I/68 f.

Maibaum, nach altem Brauch in der Zeit zwischen Frühling und Frühsommer besonders bei Volksfesten aufgestellter, hoher, von Rinden und Ästen befreiter Baum, an dessen Spitze ein mit bunten Bändern umwundener Tannenkranz hängt. In unserer Sage vertritt der Maibaum die Rolle des Busches aus Zweigen und Blumen, der über der Haustüre angebracht wurde, wenn ein Bauer eigenen neuen Wein ausschenkte. Solche Schenken nannte man Buschwirtschaften.

94 Aus: Nachlass E. L. Rochholz, Mappe I, Sagen, StAA.

95 Wie Nr. 94.

96 Wie Nr. 94. Die Legende wurde Rochholz zwischen 1859 und 1885 von A. Birrcher, Laufenburg, zugestellt, der auch das Steinkreuz beschreibt: «Der Stein ist gegen 1½ Fuss hoch und breit; er besteht nur aus zwei Stücken, das untere behauene scheint später gesetzt, das obere Stück ist ein Findlingsblock, der mit seinem rinnenförmigen Einschnitt auf der stumpfen Endfläche des Tragsteins ruht. Die Vorderseite des Obersteines trägt die schon verwitterte Inschrift «Des Geisel Arm»; die Rückseite hat eine abgesprengte Stelle zollgross, auf der ein T eingehauen ist.»

Das Kreuz wurde renoviert und steht jetzt auf Schlatt an der Grenze Gansingen-Sulz.

St. Widin ist eine lokale legendäre Gestalt, die sonst nirgends erwähnt wird.

97 FS 150, nach Bi. 8.

Panduren, siehe Anm. zu Nr. 86.

Z Schwaderloch uf em Weidhof händ sie ämol i alte Zite de Bös zwinge wölle, dass er ihne e Stande voll Gäld gäb. D Stande händ sie zmits i d Stube gstellt und ihrne sechs e Chreis drum gschlosse. Wo sie agfange händ bätte, isch d Stande voll Chriesistei worde. Derno het dusse öpper a d Tür gchlopfet, aber niemer het dörfe uftue. Druf isch d Stande versprunge.

99 TANNENBÜSCHLI VERFOLGT TRAUBENDIEBE

Im Unterdorf in Schwaderloch war vor Jahren ein Stück Reben. Aus diesem holten sich zur Herbstzeit Nachtbuben gerne Trauben. Als nun wieder einmal so ein paar Burschen nach vollbrachter Tat neben einem Hause auf einer Sagtanne saßen und sich an den gestohlenen Früchten gütlich taten, hörten sie ein schleppendes Geräusch, wie wenn jemand in Holzschuhen auf sie zuschlarpte. Blitzschnell verstaute sie den Raub in Taschen und Hosensäcken und ergriffen die Flucht. Wie aber einer rückwärts sah, bemerkte er, wie ihnen ein kleines Tannenbüschli folgte. Es ging ihnen nach bis in einen Wagenschopf im Oberdorf, wo es verschwand.

100 ROSS ALS GLUTOFEN

In Schwaderloch, nahe beim sogenannten Sennhof, liegt ein Graben, an welchem es spukt. Als vor Zeiten der Sennbauer ausdreschen sollte und sich dazu die Drescher im Tale bestellt hatte, kam er sehr spät nachts auf dem Heimwege an diesem Graben vorbei. Hier traf er ein Ross, das ihm wiederholt vor die Beine kugelte, aber alsbald verschwunden war, da er zu fluchen anfang. Als er nun nachts eine Weile geschlafen hatte, klopfte man ihm aussen am Fenster. In der Meinung, die gedungenen Drescher seien angekommen, stand er auf, sowie er aber die Kamertüre öffnete, stand ein Glutofen an der Zimmerschwelle, so dass der Bauer darüberstürzte und sich die Beine verbrannte. Als darauf die Drescher anlangten, hörten sie etwas im Salzkasten rollen; daraus schloss man, dass man des Mannes verbrannte Schenkel mit Salzwasser benetzen müsse, und diese heilten.

Anmerkungen

98 R. II/222. An Rochholz mitgeteilt von Andreas Birrcher von Laufenburg (vor 1856).

99 FS 36, nach Bi. 74 f., der noch beifügt: «Was das eigentlich zu bedeuten hatte, wussten sie nicht zu sagen.»

schlarpen, schlurfen.

100 FS 37, nach R. I/195. An Rochholz mitgeteilt von Andreas Birrcher von Laufenburg (vor 1856). Die Fassung Rochholz/Birrcher ist vorzuziehen, weil darin das Ross deutlich als Glutofen erscheint.

Einst stand auf dem Sisslerfeld eine stolze Römerstadt. Wall und Graben schützten sie, und im Innern erhob sich manch heiliger Tempel und prunkte manch vornehmer Palast. Über diese ganze Stadt und das ganze Land herrschte eine edle Königin. Ruhe und Frieden war den Landen lange Zeit zuteil, die Künste blühten, und der Wohlstand gedieh.

Eines Tages aber umwölkte sich der Himmel, und ein fremdes Volk brach mit wildem Kriegsgeschrei aus den Bergen des Schwarzwaldes hervor und drang über den Rhein. Mit starken Beilhieben zersplitterten sie die Tore und standen unversehens mitten in der Stadt. In kopfloser Hast floh alles Volk in die Wälder und mit ihm die Königin. Auf der raschen Flucht aber fiel ihr auf dem Sisslerfelde die Krone vom Haupte. Als die wilden Barbaren, nachdem sie alles ausgeraubt und kurz und klein geschlagen hatten, wieder abgezogen waren, kehrten die früheren Bewohner allmählich zurück. Die Königin liess jede Ecke der Stadt und jeden Winkel des Sisslerfeldes durchsuchen, ihre Krone war nicht mehr zu finden. Seit jener Zeit hatte die Stadt weder Ruhe noch Frieden mehr. Ein paar Jahre später fielen die Barbaren erneut ins Land ein, erschlugen den grössten Teil der Leute und vertrieben den Rest mitsamt der unglücklichen Königin aus der Gegend. Die Stadt wurde nie mehr aufgebaut, die Krone aber ruht immer noch irgendwo unter der Erde im Sisslerfelde, und wer sie findet, dem gehört sie zu eigen.

102 DER ROSSKOPF

In Sisseln hing vor Zeiten im Haus des Marx Käser ein aufbewahrter Rosskopf unter dem Strohdach. Er sollte das Haus vor Blitz und Unwetter schützen.

103 DER ROSSSCHÄDEL ZU SISSELN

Vor mehr als hundert Jahren erzählte man in Sisseln: «Ein Wohnhaus zu Sisseln, nahe am Rhein, besteht in seinem Erdgeschoss aus zwei massiven, viereckigen Steinkammern mit je zwei quadratförmigen Fensteröffnungen, die sich gerade gegenüberstehen, so dass man von Nord nach Süd durch das ganze Haus blicken kann. Eines dieser beiden Zimmer ist in seinem altertümlichen Zustande verblieben und heisst Heidenkammer. Die Leute zeigen es fremden Leuten nicht eben gerne. Im Keller findet sich ein tiefer und ausgemauerter Sodbrunnen; er scheint nicht mehr benutzt zu werden, denn draussen vor dem Hause sprudelt bereits ein laufender Brunnen. Über dem Haupteingang, der aus der Scheune in das Steinhäus führt, ist in den Torbogen ein Rosskopf eingemeisselt, zu dessen beiden Seiten links drei, vier verschiedene Steinmetzenzeichen mit angebracht sind. Durch den Anbau einer Stiege sind sie nun verdeckt; kopiert hat sie jedoch der gewesene

Lehrer Dinkel-Jeggi von Sisseln. Unter der First der Scheune bei der sogenannten Hochstud hängt seit alter Zeit ein mit grobem Zeug umwickelter Pferdeschädel, den man hier so lange nicht hinwegzunehmen wagt, bis einst das letzte Glied dieser Familie gestorben sein wird. Schon wiederholt wurde das Dach umgedeckt, der Rossschädel blieb an seiner Stelle, und selbst der Übermut der Buben wagt sich nicht an ihn. Er hängt seit jener alten Zeit hier, in welcher einst dem Bauern die schönsten Rosse im Stall nacheinander an der Seuche fielen. Er entschloss sich, die noch übrigen dadurch zu retten, dass er sein Lieblingspferd opferte. Seit der Schädel desselben unter dem Dachfirst hängt, ist das liebe Vieh im Stalle beständig frisch und gesund geblieben.»

Anmerkungen

101 FS 53, mitgeteilt von Prof. Dr. A. Reinle, Zürich.

Auf dem Areal des Unterwerks der NOK auf dem Sisselnfeld, Gemeinde Münchwilen, untersuchte die Kantonsarchäologie 1963/64 die Ruinen eines ausgedehnten römischen Gebäudekomplexes. Es handelt sich dabei wahrscheinlich um eine *Mansio*, eine Unterkunftsstätte für Fuhrleute und Reisende an der Bözbergroute. Die Anlage wird wie folgt datiert: Ende 1. bis Mitte 3. Jh. (Auskunft des Kantonsarchäologen.)

102 R. II/19.

103 Aus: Nachlass E. L. Rochholz, Mappe I, Sagen, StAA.

Fast zoberst am Münchwilerbärg gseht me no tiefi Löcher. Me seit ene d Härdmännlilöcher. I dene Höhlene händ i alte Zite chleini Lüt gwohnt. Me het ene Härdmännli gseit. Die Höhlene händ ängi Ygäng gha, so äng, as ume d Härdmännli händ chönne dureschlüfe. Aber im Bärg inne hets langi Gäng und witi Stube gha. En Gang isch sogar under em Bode bis zum Rhy übere gange. Es sind artigi Männli gsi. Sie händ de Lüt im Fäld und im Wald ghulfe schaffe. I der Ärn händ d Schnitter d Sichle zobe uf em Acher gloh. Über Nacht sind denn d Männli fliessig gsi. Am Morge, wenn d Lüt uf s Fäld cho sind, händ si schu e schön Stuck gschnitte gha. Wenn d Bure uf em Bärg gheuuet händ oder händ wele Garbe hole und s isch e Wätter am Himmel gsi, do sind d Härdmännli cho go hälfe, as si d Garbe no troch under Dach brocht händ. Als Loh händ die Burelüt dene Männlene e Waihe uf en Acher gleit. Die Männli händ d Waihe gar gärn gässe. Sie sind uf de Bode ghocket, und s ältcht vonene het mit eme schöne Messerli d Waihe verhaue, as es jedem e Stückli ge het, und si händs derno artig gässe.

Der alte Ammänni ihre Grossvater, de Hansjörgli, het emol, woner en zwölfjährige Bueb gsi isch, i dene Härdmännlene zueglueget, wie si d Waihe verhaue händ. Da Messerli het em i d Auge gstoche. Verstohle isch er zuegschliche und het dem Männli s Messerli gnoh. Die Männli sind alli ufgsprunge und händ bättet: «Hansjörgli, gib is s Messerli wieder!» Aber de het enes nümme ge. Trurig sind d Männli übers Fäld hei, und überall, wo si Lüt gseh händ auf em Wäg und im Fäld, händs enes klagt: «De Hansjörgli het is s Messerli gnoh und hets nümme meh ge, de Hansjörgli het is s Messerli gnoh und hets nümme meh ge.» Sid säbem Tag het me z Münchwile keini Härdmännli me gseh.

105 VOM BRUECHMATTMAITELI

a) D Tochter vom Ulrich von Homburg isch es usglasse Maitli gsi. Wills deheim it het wele guet tue, isch es vo den Eltere verstosse worde. I seler Zit het si vil frönds Chriegsgsindel uf em Sisslerfäld ufhalte. Da Maitli isch derno als Lagerdirne zue dene Soldate gange. Doch das Lagerläbe het em it lang zuegsait. Es isch schwer unglücklich worde. I siner Verzwylfig isch es zmitz i der Nacht vom Lager furt, heizue uf de Homberg.

Es het de Wäg gnoh dur en einsams Teli zwüsche Eike, Schupfert und Münchwile, me seit em de Buschtel. Zoberst, wo de Bruechmattbrunne zum Bärg us chunt, isch zu seler Zit en tiefe Weiher gsi. I de feischtere Nacht und i sim verwirrte Sinn het si s Maitli verirrt und s isch i dem Weiher vertronke. Lüt vo Schupfert händs gfunde und als Lych usem Wasser zoge.

De Geischt vo dem Maitli het aber kei Rueh gfunde. Es isch i der Bruechmatt umegwandlet. Hi und do isch s Bruechmattmaitli i Lüte, wo dört verbei sind, erschine. Mit ere feischtere Miene hets es agredt: «Was suechsch du do?» oder: «Was störst du mi, gang du dis Wägs!»

Es Buebli het sine Eltere, wo dört uf em Fäld gschaffet händ, am Bruechmattmaitlibrunne selle go Wasser hole. Do isch dem Chleine s Bruechmattmaitli erschine. Es het e rots Chopftuech trait und e feischteri Miene gmacht. De Chlei het em gförcht und isch vertloffe. «Muetter, si nimmt mi!» het er brüelet. D Muetter isch zum Brunne häre grennt, het aber kei Bruechmattmaitli meh gseh.

In ere stille Nacht isch en Ma i der Nöchi bim Bruechmattbrunne verbigange. Do het er imene Hag inne öpper fescht ghöre pfnuchse. De Ma isch zum Hag häre und het do inne s Bruechmattmaitli gseh. «Helf der Gott!» het er em gwöischt. Do het s Maitli ufghört pfnuchse und het e heiter Gsicht gmacht. Es het em fründli danket und het gseit: «Du hesch mi erlöst.» Sither het s Bruechmattmaitli niem meh gseh.

b) Zwischen Eiken und Münchwilen, da wo die Grenze zwischen den beiden Gemeinden durchgeht, liegt der Buschtel. Ganz oben im Walde entspringt eine starke Quelle, die sich zu einem Bächlein entwickelt, das eine natürliche Grenze bildet.

Vor vielen Jahren wohnte dort im Walde in einem Steinbruch eine Familie. Diese hatte ein Mädchen. Es hiess Liesel. Das Mädchen spielte einmal bei dieser Quelle. Es fiel ins Wasser und ertrank. Seither geht die Sage durchs Land: Wer um Mitternacht durch den Buschtel geht, kann das Buschtel-Liesel sehen, wie es bei der Quelle sitzt und spielt.

106 DAS BRUCHMATTMAITLI HÜTET EINEN SCHATZ

In der Bruchmatte am Brunnen hütet ein weissgekleidetes Mädchen eine Schatzkiste und kommt sogar bis zur Landstrasse herab, um die Vorübergehenden freundlich anzusprechen. Man nennt es das Bruchmattmaitli. Um die Mitte des letzten Jahrhunderts versuchten Schatzgräber hier ihr Glück. Sie trafen, erzählten sie nachher, wirklich auf eine vergrabene Kiste, allein sie versank vor ihren Augen noch tiefer in den Boden hinein.

107 DER JÄGER AM BRUCHMATTBRUNNEN

An einem heissen Sommertage waren Schnitter zwischen Eiken und Münchwilen auf dem Felde. Bei dem glastenden Sonnenbrande bekamen sie Durst und schickten ein junges Mädchen mit einem Krüge zum Bruchmattbrunnen, um Wasser zu holen. Das Mädchen eilt, kommt zum Brunnen, neigt sich darüber und füllt den Krug. Wie es sich wieder erhebt, steht dicht vor ihm ein Jäger und betrachtet es schweigend. Er trägt ein grünes Kleid und ein rotes Hütchen. Das Mädchen erschrickt und wagt nicht, ihn anzureden, und das war sein Glück; denn wie es zu den Schnittern zurückkommt, hat es einen geschwollenen Kopf, bekommt Fieber und muss nachher noch wochenlang das Bett hüten.



108 DAS ELSTERNGESCHREI

Wenn die Elstern wiederholt um einen herumräschen, so muss man beten, denn es steht einem dann jedesmal Schlimmes bevor. So pflegte die Frau des Urban Waldmeier in Münchwilen anzufangen, wenn sie auf eine ihrer Hauptgeschichten überspringen wollte, welche also lautet:

An einem Sommernachmittag arbeitete sie im Weinberge, als eine Elster wiederholt heraufgeflogen kam, sich auf den nächsten Rebstecken setzte und sie heftig anschrie. Das Weib wusste wohl, dass es in einem solchen Falle das Beste sei, ein Ave Maria im stillen zu beten, um damit ein drohendes Unheil noch abzuwenden; als aber die Elster darauf neuerdings schreiend zu ihr kam, erschrak sie, packte

zusammen und eilte heim. Auf dem Wege zu ihrem Hause trifft sie auf ihren Buben, ihren jungen Dienstknecht, der mit den Ochsen eben vom Heuhaus ab dem Berge hergefahren kam und so verdattert und blass aussah, als ob er noch vom grössten Elend befallen wäre. Jetzt war die Geschichte nicht mehr zu verheimlichen, und der Bub musste ihr alles haarklein erzählen: «Als wir», sagte der Bub, «unsern Wagen voll Heu droben in des Chrumben Scheune einfahren wollten, in die es so jähe durchs Tor hinaufgeht, stellte sich der Meister, während ich vorne die Stiere antrieb, an den Wagen zwischen die Räder, um durch Lüpfen nachzuhelfen. Im Sprunge ging's jetzt durch die Einfahrt hinein; der Meister aber kam dabei so enge zwischen das Wagenrad und die Steigleiter der Obertenne, dass er in der nächsten Minute an der Futterwand wäre erdrückt gewesen, wenn die angetriebenen Stiere nur noch einen Ruck weiter vor getan hätten. Das sah der Chrumbe, der an beiden Füßen lahm, auf seinen zwei Krücken hinten in der Scheune stand. Schnell gab er den Stieren einen solchen Treff mit der Krücke auf die Schnörren, dass sie in diesem entscheidenden Augenblick wie angenagelt stehenblieben. Gottlob, dem Meister ist nichts geschehen, und das Heu ist nun auch unter Dach!»

Anmerkungen

104 FS 54 f. In Münchwiler Mundart von Kaspar Suter (1881 — 1968), Lehrer in Münchwilen.
Waihe, flacher Kuchen aus Brotteig, bedeckt mit Äpfeln, Zwiebeln und dergleichen.

105 a) Wie Nr. 104.

Buschtel, siehe Anm. zu Nr. 114.

pfnuchse, niesen.

gwöischt, gweuscht, von weusche «wünschen». Mundartliche Nebenform wie Pfäischter zu Fenster, Meuschter zu Münster, Hauf zu Hanf.

feischter, ebenso zu finster.

b) E: Verena Hassler, Schülerin, Obermumpf (1955).

106 R. I/262.

107 FS 54, nach R. I/210.

108 R. II/45.

rätschen, siehe Anmerkungen zu Nr. 90.

Obertenne, mundartlich «Oberte», Bühne oder Quergebälk über der Tenne, wo früher die Getreidegarben gelagert wurden.

Ein grässliches Gespenst schreckte früher die Dorfbewohner; man nannte es das Dorfbüsi. Es trieb sich zur Advents- und Fastenzeit nachts auf allen Strassen und Fusswegen des Dorfes herum. Gewöhnlich hatte es die Gestalt einer schwarzen Katze, bald aber auch die eines langhaarigen Hundes. Heute leben noch Leute, die über dieses Ungetüm gefallen sein wollen. Das Gespenst ist auch unter dem Namen Vollenweidgeist bekannt.

110 ERDMÄNNLEIN AUF DEM CHINZ

In den zusammengebrochenen Höhlen und Gängen auf dem Chinz hausten in alten Zeiten Erdmännlein. Sie waren gütige Helfer der Menschen und halfen ihnen beim Pflügen, mähten das Gras, halfen beim Bau der Häuser und schleppten ihnen das Brennholz in die Wohnungen, ja, sie brachten ihnen aus der Bergtiefe Eisen und schmiedeten daraus Geräte und Waffen. Doch die Habgier und der Unverstand bewogen die Leute, in die Höhlen der Männlein einzudringen und zu rauben. Da verschwanden die kleinen Gesellen aus der Gegend und wurden nie mehr gesehen.

Noch um die Mitte des letzten Jahrhunderts erzählten alte Leute: Von den Klüften des Chinzes aus führte ein Gang unter dem Hardwalde und unter dem Rhein hindurch hinüber nach dem badischen Wallbach. Dort, in der «Halde», einer steilen Anhöhe über dem Dorf, lag drinnen im Berge die Erdmännlistube, wo die Verwandten der Zwerge auf dem Chinz hausten. Der Chinzhaldenjoggeli aber, der auch jenseits des Rheines sein Unwesen trieb, hat die Männlein durch seine Untaten und sein wüstes Geschrei für immer vertrieben.

111 DAS SCHWERE KIND AM SECKENBERG

Im Dorfe Frick hatte einst ein Handwerker einen Lehrjungen mit Namen Hauswirth. Dieser hatte schon oft Schläge bekommen, weil er des Meisters Kinder nicht hüten wollte. Eines Tages schickte ihn die Meisterin in den Wald, um Leseholz zu sammeln. Als er nach einiger Zeit auf dem Seckenberg oberhalb Eiken ausruhte, hörte er auf der andern Seite des Grabens, an dem er lag, ein Kind wimmern. Der meisterlichen Schläge eingedenk, rührte ihn das jedoch nicht. Als er endlich doch aufstand und heim wollte, sah er wirklich drüben am Graben ein engelschönes Kind auf schneeweissen Windeln bloss daliegen, das ihm augenblicklich das Herz bewegte. Er wollte es aufheben, aber es gelang ihm trotz aller Mühe nicht, denn es war viel zu schwer, und plötzlich war es verschwunden. Man kann sich ja denken, wie der Lehrbub erschrak! Er wurde von der Zeit an immer stiller und starb jung.

Dieses Kind soll den Erdmännlein gehört haben oder von ihnen den Menschen gestohlen worden sein. Wenn es erscheint, kündet es den Tod dessen an, der es erblickt, deutet aber auf ein fruchtbares Jahr.

112 BRENNENDE MÄNNER

Wer einen Markstein ungerechterweise versetzt, muss nach seinem Tod als Brännig seine Strafe abbüssen. Solche Gespenster wurden früher häufig auf den Feldern zwischen Eiken und Öschgen gesehen. Sie zogen von Markstein zu Markstein, flackernd und lodernd. Auf den Schmähruf:

*Brünnige Ma, chumm,
De bisch mer vill zdumm!
De muesch e wissis Hüetli ha
Und es rotis Bündeli dra,*

eilten sie auf den Rufenden zu, der schleunigst das Weite suchte.

113 DER HEXENTANZ IM MOOSWALDE

Im Mooswald standen vor Zeiten drei mächtige Eichen nahe beieinander. Heute sind sie schon längst gefällt, aber um ihren alten Standort zieht sich noch ein weiter, sichtbarer Ring, der frei von Gras und Gestrüpp ist. Es ist ein Hexenring, und niemand getraut sich, ihn zu betreten. Oftmals hatten die Weidbuben, die früher bei ihrem Vieh nachts hüten mussten, gesehen, wie die Hexen an den drei Eichen zusammenkamen, zechten und schmausten und dann im Kreise, eine hinter der andern, um die Bäume tanzten. Eine berauschte Tanzmusik erklang dazu, und die wunderlichsten Gerichte wurden aufgetragen, bis der Tag anbrach; dann hatte die Wirtschaft plötzlich ein Ende.

Einstmals standen zwei Burschen zusammen unter diesen Eichen, als sie auf einmal ein sonderbares Rauschen über ihnen hörten. Der eine lief davon, der andere kletterte auf einen nahen Baum. Von hier aus konnte er zusehen, wie der Hexenhaufe nach und nach herbeigefahren kam, tanzte und zechte. Ganz zuletzt kam noch eine steinalte Vettel angefahren. Weil sie sich verspätet hatte, fielen die andern über sie her und verprügelten sie schrecklich.

114 BUBOO AUF DEM BROOM

Zur Zeit des Schwedenkrieges hatte der Feind sein Zeltlager auf dem Sisslerfeld bei Eiken aufgeschlagen. Südlich davon zieht sich ein Tälchen, das Buestell, gegen Schupfart hin; östlich davon erhebt sich ein Hügel, der Broom. Hier stand vor Zei-

ten ein Schloss. Längst sind alle Spuren von ihm verschwunden. Eine weissgekleidete Jungfrau hütet dort vergrabene Schätze und kommt, ihre Haare strahlend, bis zum Talbrunnen hinunter. Von Zeit zu Zeit ruft sie: «Buboo, Buboo!» Unter diesem alten Kriegeruf sammelten sich damals die Eiker Bauern unter dem Banner ihres Schlossherren auf dem Broom. Entrüstet sahen sie, wie ihre Felder von Feindeszelten bedeckt waren, und brachen dann unter seiner Anführung mit furchtbarem Schlachtgeschrei von der Waldhöhe ins Schwedenlager herab. Der Feind konnte ihre geringe Zahl, wie sie aus dem engen Tal hervorbrachen, nicht ermessen; er hielt sie für den Vortrab einer ganzen Armee und flüchtete in Eile über den Rhein in den Schwarzwald. Die Eiker aber erbeuteten das ganze Lager. Noch heute findet man in jener Gegend Waffen und Kriegergräber.

115 VOM CHINZHALDENJOGGELI

Vor zweihundert Jahren amtete zu Kaisten ein Stabhalter, von dem man heute noch spricht. Er war ein harter, geiziger Mann und hatte es hauptsächlich auf die Vermehrung seines Vermögens abgesehen. Daher stellte er sich in den Dienst der Werber und lieferte ihnen gegen fette Belohnung Soldaten aus dem Dorfe Eiken. Ein Familienvater, den er auch so verhandelt hatte, stürzte sich aus Verzweiflung von der Säckinger Brücke in den Rhein. Noch lange nachher sah man an dieser Stelle nachts ein Lichtlein auf den Wellen schwimmen. Die Lieblingsbeschäftigung des Stabhalters war die Jagd. Mit grossen Bluthunden durchstreifte er von Kaisten aus die Waldungen des Chinzes. Sein Uh-tä-tä und seine schrillen Pfliffe waren weithin vernehmbar. Als er nun eines Tages wieder auf die Jagd ging, prophezeite ihm ein unbekanntes Weib an einem Brunnen, dass seine Tage abgelaufen seien und man ihn heute noch auf einem Karren heimbringen werde. Hohnlachend ging der Stabhalter seinem Weidwerk nach. Er hatte die Runde in den Wäldern des Chinzes bereits vollendet, als er oberhalb von Eiken einen Hasen entdeckte. Er legte an, der Schuss krachte, und — der Stabhalter fiel tot über die Mauer, die er sich als Anschlagposten gewählt hatte. Am Abend wurde er, wie die Frau vorausgesagt hatte, auf einem Karren nach Hause gebracht. Sein Leib war ganz von schwarzen Käfern bedeckt. Kaum war er beerdigt, so fing er an, sein Unwesen im Hause und auf dem Chinz zu treiben. Sein Uh-tä-tä und seine Pfliffe waren in der Nacht wie zu seinen Lebzeiten weit herum zu hören. Von den Leuten wurde er kurzweg Chinzhaldenjoggeli genannt. Mit den Worten «Dr Chinzhaldenjoggeli jagt» schreckt noch heute manche Mutter ihre Kinder, damit sie bei einbrechender Nacht das Haus nicht verlassen. Das Gespenst wurde zu Anfang des letzten Jahrhunderts von einem Kapuziner gebannt. In einer Flasche trug man den Unhold auf den Feldberg; da ihn die einheimischen Geister aber dort nicht litten, so kehrte er wieder zurück. Er wurde ein zweites Mal, diesmal in die Höhlen des Chinzes, verbannt. Dabei musste ihm das Recht eingeräumt werden, dass er sich jedes Jahr um einen Hahnenschritt seinem Hauswesen nähern dürfe. Seither hört man nichts mehr von ihm.

Den Namen Eiken leiten einige Dorfbewohner von den grossen Eichenwäldern ab, welche vor Zeiten das ganze Tal bedeckten und worin die Bevölkerung damals so dünn verteilt gewesen sei, dass man ein grosses Stück Land um eine Speckseite erhandeln konnte. Andere aber suchen den Namen so zu erklären: Die Hauptzelg der Gemeinde heisst im Bleien. Hier am Bach standen in alten Zeiten «Blaihen» d. h. Eisenschmelzen; der Dorfname komme daher von Eithofen, was soviel bedeute, wie die Höfe bei den Schmelzöfen, denn früher habe man statt Feuer oder Ofen auch Eit gesagt. Aus Eithofen sei später Eitkon und schliesslich Eiken geworden.

Der Aufseher, der über dieses Gewerk gesetzt war, plagte seine Arbeiter bis aufs Blut. Am Ende empörten sie sich und warfen ihn in den Schmelzofen. Damit nahm das Unternehmen ein Ende, und nur der Dorfname erinnere noch daran.

Anmerkungen

109 FS 59 f., aus: Emil Jegge, *Heimatkunde der Gemeinde Eiken*, herausgegeben im Jahre der Sisselbachkorrektur 1895, Frick 1895, S. 29. E. Jegge (geb. 1870), Lehrer in Eiken, liess sich die Eiker Sagen um 1890 von alten Dorfbewohnern erzählen.

110 FS 59, nach E. Jegge, Hk. Eiken (Gedicht), in Prosa umgearbeitet

Chinz, siehe Anm. zu Nr. 30 (Kaisten).

Chinzhaldenjoggeli, siehe Nr. 115, vgl. Nr. 35 (Kaisten).

Unterirdischer Gang: R. I/292.

111 FS 60 f., nach R. I/273 f., gekürzt.

112 FS 60, nach E. Jegge, Hk. 34 f.

Brünnlig, siehe Anm. zu Nr. 11 (Laufenburg).

113 FS 60, nach R. II/176, sprachl. überarbeitet.

Hexenring, vgl. Nr. 4.

114 FS 59, nach R. II/374, gekürzt.

Nach R. und FS ist der Broom (Gelände mit Brombeergesträuch) identisch mit «Muniwolf»; diese Flur liegt aber östlich der Strasse Eiken-Schupfart und hat mit dem Broom nichts zu tun (Lk. Bl. 1069, Frick). Vom Broom aus, wo das sagenhafte Schloss stand, gelangt man hingegen direkt in den Buchstel und von dort aus in das Sisslerfeld. Die schatzhütende Jungfrau ist bei R. identisch mit dem Bruchmattmaitli (siehe Münchwilen, Nr. 106).

115 FS 57 f., nach E. Jegge, Hk. 28 ff., leicht überarbeitet. So wird die Sage in Eiken erzählt (Vgl. Kaisten, Nr. 35).

Verbannung auf den Feldberg: Aus einem weiten Umkreis werden Geister auf den Feldberg verbannt (siehe Johannes Künzig, *Schwarzwaldsagen*, 3. Aufl. 1976, 76 f.). Vgl. auch J. P. Hebel, *Geisterbesuch auf dem Feldberg*.

116 FS 58 f., nach R. II/236 und E. Jegge, Hk. 24 ff., gekürzt.

Blaihen, siehe Anm. zu Nr. 4. Über die Eiker Eisenschmelzen siehe Alfred Amsler, *Argovia* 47, 1935, S. 119. Zur Ableitung des Dorfnamen von Eit (zu mhd. eiten = brennen, schmelzen), siehe R. II/236. Der Ort ist aber viel älter als die Eisenschmelzen; er ist eine frühalemannische Siedlung. Nach einer Auskunft, die der Zürcher Germanist Professor Dr. Stefan Sonderegger vor kurzem der Gemeinde Eiken erteilt hat, geht der Gemeindename Eiken auf einen frühmittelalterlichen (alemannischen) Personennamen *Eit* oder *Eito* zurück, erweitert um die Sippenbezeichnung *-ing* und zusammengesetzt mit *hovun* (Höfen). Die älteste Namenform dürfte also Eitinghovun gelautet haben = bei den Höfen der Familie, Sippe, Nachkommen eines Eit oder Eito. Über Eitinchon, Eitechon, Eitchon, Eitchen, Eitken entwickelte sich dann der heutige Gemeindename Eiken.

Vor vielen Jahren, als die Fähre noch über den Rhein führte, gingen einmal zwei Nachbarinnen nach Murg, um Eier und Butter zu verhausieren. Die eine war ihre Ware bald los und kehrte heim, während die andere bis gegen Abend von Haus zu Haus ziehen musste, bis sie das letzte Ei verkauft hatte. Als das Fährschiff über den Rhein fuhr, war es stockdunkel. Die Frau fürchtete sich, und als sie in den Hardwald kam, fing sie an zu rennen. Plötzlich merkte sie, dass sie ihr Geld verloren hatte; schluchzend suchte sie es. Da stand auf einmal ein kleiner Mann vor ihr und fragte sie, warum sie weine. Sie erzählte ihm ihren Umstand, und dass sie nun auch den Weg nach Hause nicht mehr finde. Das Männchen lächelte und bat sie, sie möge ihm doch helfen die Kohlen aufzulesen, die da überall herumliegen, er werde ihr dann den Weg zeigen. Sie half ihm und hatte bald eine Schürze voll auf-gelesen. Nun befahl ihr das Männlein, sie solle die Kohlen mit nach Hause nehmen, sie könne sie vielleicht brauchen. Glücklicherweise kam sie unter die heimatliche Dachtraufe. Wie sie die Kohlen ausschütten wollte, da klingelte es; es waren lauter funkelnde Goldstücke. Da hatte sie eine grosse Freude. Am andern Morgen erzählte sie ihrer Nachbarin ihr Erlebnis. Diese aber machte ein finsternes Gesicht. Das Männlein war ihr nämlich auch erschienen, aber sie war zu faul gewesen, die Kohlen aufzulesen. Das reute sie ihrer Lebtag, denn der Zwerg erschien seither nie mehr.

Die Erdmännchen wohnten im Lenzenstieggraben, in tiefen Höhlen. Sie halfen den Bauern gerne bei der Arbeit. Hatte man am Abend auf einer Wiese ein paar Mahden gemäht, so war am nächsten Morgen die ganze Arbeit getan, und das Gras lag schön verzettelt an der Sonne. Auf dem Acker zog der Bauer die erste Furche, und am andern Tag war der Acker gepflügt.

Leider sind die fleissigen Männlein verschwunden. Die Leute waren ihnen nicht dankbar und unzufrieden, wenn sie dem einen mehr Arbeit verrichteten als dem andern. Und als eines Tages zwei Bauern deswegen Streit bekamen und zankten und fluchten, da sind sie spurlos verschwunden, und ihre Höhlen zerfielen.

118 DAS FRONFASTENWEIBCHEN

In früheren Zeiten, als die Frauen an den langen Winterabenden noch das Spinnrad drehten, sass man gerne zusammen, bald in diesem, bald in jenem Hause. Beim Scheine eines Öllichtes arbeiteten die Frauen, während die Männer sich auf der Ofenbank breit machten und tubakend allerlei Schnurren und Sagen erzählten. In der Fronfastenzeit aber wurde das Spinnrad nachts um zehn Uhr auf die Seite gestellt, und man begab sich zu Bette. Einmal aber arbeitete eine Frau über diese Zeit hinaus. Da, es schlug eben vom Kirchturm halb zwölf Uhr, ging plötzlich die Stubentür sperrangelweit auf, und ein graues Weibchen stand mitten in der Stube. Mit bösen Blicken musterte es die Frau und übergab ihr drei leere Spulen. «Bis Mitternacht müssen die fertig besponnen sein, sonst holt dich der Böse

bei lebendigem Leib», krächzte die Erscheinung und verschwand. Die Frau in ihrer Angst rief Gott und alle Heiligen um Hilfe an und machte sich eiligst ans Werk. Beim ersten Glockenschlag stand das Weibchen wieder da, klein, hager, mit langen, dünnen Fingern und mit unheimlich grossen Augen und langen Zähnen. Doch die bedrängte Frau war eben mit der letzten Spule fertig geworden. Schweisstriefend überreichte sie die gefüllten Spulen, und das Gespenst verschwand. Seither spann im Dorfe niemand mehr in den Fronfastentagen über die Zeit hinaus. Das Weibchen muss als Strafe für eine begangene Untat in der Fronfastenzeit sein Unwesen treiben.

119 DIE VERWÜNSCHTE JUNGFAU ZU OESCHGEN

Auf einem Hügel, unmittelbar vor dem Fricktaler Dorfe Oeschgen gelegen, deuten noch Mauerreste und unterirdische, verschüttete Gänge auf das Schloss zurück, welches hier einstens gestanden hat. Als der Burgherr nicht aufhörte, die Leute unbarmherzig zu plagen, haben es die Bauern zuletzt zerstört. Darauf war hier jeden Karfreitag mitternachts ein unterirdisches Rumpeln und Tosen zu hören. Als zu dieser Zeit ein Mann vorüberging und das Getöse gleichfalls vernahm, schlüpfte er neugierig und herzlich in eines der Löcher des Hügels hinein. Durch einen langen Gang kam er zu einer Eisentüre, die sich von selber öffnete, und darauf in einen prächtig mit Teppichen behangenen Saal. Hier sass auf einem Ruhebette eine Jungfrau, neben ihr auf einer Goldtruhe ihr Schosshündlein. Sie bot ihm alle ihre Schätze gegen drei Küsse an. Der Mann dachte, derlei lasse sich leicht tun, wenn man damit so viel auf einmal verdienen könne, und gab ihr denn sogleich einen Kuss. Allein jetzt schoss ein Schlangenhaupt aus dem Rumpfe des Weibes hervor. Gleichwohl machte er sich zum zweiten Kusse bereit, und auch diesmal gelang's trotz dem Hündlein, das gross anschwell, zerrend, heulend und reissend an ihm emporsprang. Sogleich darauf war die Jungfrau in eine ungeheuerliche Kröte verwandelt, und mit Grausen entsprang nun der Mann.

Anmerkungen

117 FS 61 f. E: Jakob Haas (1889 — 1962), Lehrer in Oeschgen.

Kohlen werden zu Goldstücken: vgl. Nr. 8.

Das *Verschwinden der Erdmännchen* wird in dieser Sage ausnahmsweise mit der Missgunst der Bauern und deren Zanken und Fluchen begründet.

118 FS 61. E: wie Nr. 117.

Fronfastenweibchen, siehe Anmerkungen zu Nrn. 1 und 85.

119 E. L. Rochholz, *Naturmythen*, 160 f. Als Erzähler nennt Rochholz: Seminarist Zundel von Oeschgen.

Burg: Eine mündliche Überlieferung fehlt heute (Mitteilung von Hrn. Hans Ruffin, Oeschgen); doch könnte die Flur Burgacker, ca. 1 km nördlich des Dorfkerns, auf eine Burg hinweisen.

Die *schatzhütende Jungfrau*, die durch drei Küsse erlöst werden kann, sich aber in schreckliche Gestalten verwandelt, ist ein uraltes Sagenmotiv. Vgl. Nr. 239.

a) In den Waldungen am Frickberg wohnten einst winzige Leute in Steinhöhlen, durch die sie sich gar hübsch und nach der Ordnung ihre Tagelichter gebrochen hatten. Bei Tag erblickte sie zwar niemand, wenn aber in der Dämmerung, spät am Abend, ein Bauer nach einem heissen Erntetag seine Garben auf dem Felde nicht alle heimbringen konnte, dann kamen die kleinen Leute zu ihm herunter und halfen, dass er Schober und Mandel nicht über Nacht auf dem Acker stehen lassen musste. Auch ins Dorf herein kamen sie an Winterabenden z Stubeten und halfen Hanfstengel raiten oder Flachs spinnen. Ein Mann versichert, er habe als Knabe noch manchmal ihre Wohnungen weit in den Berg hinein begangen, die Erdbiberli aber seien damals schon ausgezogen gewesen, weil ihnen die vorwitzigen Leute Asche durch die Taglöcher hinein geworfen hatten.

b) Andere erzählen: «Solang die Sommertage waren, spazierten die Erdmännchen beim Sennen auf dem Berge umher, und solange die Winternächte dauerten, sassen sie drunten beim Bauern im Zeindlimatthof und ergötzten sich an den Dorfneuigkeiten. Da äusserten sie manches Mal ganz offenherzig, sie verstünden ebenfalls Korn zu pflanzen und zu schneiden, hätten es aber nicht nötig und täten lieber gar nichts. Woher sie aber doch alles ihr Mehl und ihren grossen Weinvorrat hatten, das mochten sie nicht eingestehen. Jedoch teilten sie gerne davon mit. Den Leuten auf Bütihalde trugen sie in jedem Heuet Wein zu, in der Ernte sogar Omeletten und Kaffee, alles ganz artig zusammengepackt in ein Hozzli (Tragkratten). An Schlauheit übertrafen sie jeden Advokaten, und doch hatten sie ausser dem Gesichte fast nichts von menschlicher Art an sich. Sah man ihnen einmal durchs Mäntelchen auf den Leib, so glichen sie statt einem Menschen eher einem schwanzlosen Welschhuhn. Die Burschen im Zeindlimatthof vermuteten daher, sie müssten wohl auch Hühnerfüsse haben, und bestreuten darum, während die Männchen eben zu Besuch da waren, den Küchenboden mit Asche. Als es zehn Uhr schlug und die Zeit da war, Feierabend zu machen, nahm der eine Bursche das Licht zum Hinauszünden, und der andere öffnete höflich die Küchentür. Denn nur durch die Küche kann man aus der Wohnstube alter Bauernhäuser kommen; und nun meinte man schon der ganzen Sache den Knopf gedrückt zu haben. Allein das war lange nicht schlau genug. «Hünggi, uf, Hühnerlein, fliegt auf!» riefen sie an der Türschwelle, und wie ein Kitt Wildhühner schnurrten sie miteinander, purr, zur Küche hinaus. Man sagt, sie seien damals gradaus auf die Schneeberge fortgeflogen und hätten seitdem dorten ihre Wohnung aufgeschlagen.»

121 DER TROTTENGEIST

An der Landstrasse, mitten im Marktflecken Frick, dort, wo das Gemeindehaus steht, lag früher die alte Trotte. Grau und fast feindlich blickte sie in die Welt hinein, und nachts träumte sie von alten Zeiten, als in ihrem Innern der Trottbäum

knirschte und der gelbe Most aus dunklen Röhren schoss. Auf einmal schlurfte es auf deren Stiegen mit schwerem Schritt. Eine unheimliche Gestalt durchschritt das Innere. Ein tiefes Stöhnen liess sich hören. Das war der Trottegeist, vor vielen Jahren das gefürchtetste Gespenst des Dorfes.

Einst kam ein Mann um Mitternacht an der Trotte vorbei. Auf einmal stand vor ihm eine riesenhafte Gestalt, in der einen Hand einen fürchterlichen Spiess, auf dem Kopf einen Dreiröhrenhut und einen prallen Wadsack umgeschnallt. Der Mann fiel vor Schrecken in Ohnmacht und wurde am Morgen bewusstlos aufgehoben. Sein Kopf war wie ein Kürbis aufgeschwollen, die Augen standen blutigrot aus dem Kopfe, und er atmete, als läge der ganze Homberg auf ihm.

Vor Zeiten getraute sich niemand in später Nachtzeit in der Gemeindetrotte Trauben zu pressen. Ein hässlicher, hagerer Mann schüttete den Arbeitenden Wasser in die Bockten oder stellte ihnen das Pressbrett falsch. Wehe dem, der ihm das wehren wollte! Sein Kopf schwoll an wie eine aufgeblasene Kalbshaut, und die Hand wurde krebsrot. Die Kinder bekreuzten sich fleissig und eilten scheu an der Trotte vorbei, wenn sie am Abend noch schnell zum Krämer mussten, um Kaffee zu holen.

Doch nicht nur in der Trotte hauste das Gespenst, auch die Nachbarschaft belästigte es mit seinen Streichen. Im Sommer holte es sich die schönsten Kirschen von den Bäumen, schüttelte im Herbst die saftigsten Birnen und die goldgelbsten Äpfel mit frecher Hand herunter, ja selbst die Weihnachtsnüsse und die Palmäpfel holte es aus der Obstkammer, und was es nicht stahl, das ruinierte es noch. Es warf die Ziegel von den Dächern, würgte die jungen Hühner ab, schlug die Scheiben ein, machte die Schweine krank und plagte das Vieh dergestalt, dass sie in jedem Stalle einen Schaf- oder Ziegenbock halten mussten.

Das Gespenst erschien in vielerlei Gestalt. Als roter Hund mit baumlangem Schweif kam es mit grossem Geplätscher, wie wenn vier Pferde in der Schwemme wären, den Bach hinauf bis zur Löwenbrücke, hockte darunter und liess niemand darüber, verschwand aber auf einmal wieder unter der Laube des benachbarten Hauses, wo es sich nächtelang vor die Türe legte. Ein andermal ritt es als Offizier durch den Feihalterbach mit Dreispitzhütchen, Degen und einem langen Mantel, auf einem Schimmel. Sein Weg führte immer von einem Haus im Hinterdorf bis hinab zur untern Trotte. Beim Zollhaus an der Brücke ritt es dann als wachhabender Offizier auf und ab.

Einst ging ein Wilderer morgens vor Tag auf den Anstand und kam durch die Baumgärten des Dorfes an diese Stelle. Er schleppte ein grosses Schinkenbein mit sich, das er den Füchsen als Luder legen wollte. Da stand plötzlich der Schimmelreiter vor ihm. Das schäumende Ross bäumte sich vor dem erschrockenen Wildschützen hoch auf, als wolle es ihn zu Boden treten. Der Reiter aber riss sein Pferd schnell herum, und der Jäger kam mit dem Schrecken davon.

Im Dorfe galt der Trottegeist auch als guter Wetterprophet. Sobald das Wetter ändern wollte, blies er der Hebamme das Feuer auf dem Herde aus oder fuhr brennend aus dem Schornstein.

Kein Wunder, dass man diesem oft gefährlichsten Geiste einst energisch zu Leibe gehen wollte. Ein Kapuziner bannte ihn nach vielen Gebeten und Beschwörungen. Schon trugen ihn vier Männer in einem Kupferkessel auf einer Bahre in den Wald. Betend ging der Kapuziner hinterher. Die Last wurde immer schwerer, bis schliesslich einer der Träger leise zu seufzen begann: «Dass dich der - - !» und wie vom Sturmwind ergriffen, flog der Kessel in die Höhe — wohin, weiss niemand. Der Geist aber hatte wieder seine alte Wohnung bezogen und tat ärger als zuvor.

122 DER ALTE AUF DEM EBNET

Ein Oberfricker Bursche half einst zur Winterszeit seiner Patin in Frick beim Dreschen. Vor dem Heimgehen reichte ihm die besorgte Witwe allabendlich das Weihwasser; denn es war nicht geheuer auf dem Ebnet zwischen Frick und Gipf. Einmal aber vergass sie es, und der junge Bauer trottete gemächlich auf verschneitem Pfad seinem Dorfe zu. Da, auf einmal, stand mitten auf dem Wege eine riesenhafte Gestalt. Ein mächtiger Dreispitz, tief in die Stirne gedrückt, verdeckte die funkelnden Augen, und ein weiter Mantel flatterte gespenstig im Wind. Der junge Mann trat erschreckt zur Seite; doch kaum hatte er den Weg verlassen, so wurde er von dem Alten zu Boden geworfen und überkugelt. Darauf verschwand die Gestalt. Der Bursche aber trug vierzehn Tage lang einen geschwollenen Kopf mit sich.

123 DER SANDGRUBENGEIST

Am westlichen Abhang des Frickberges lag früher eine Sandgrube. Dort liess sich zuzeiten, als man das Vieh noch auf die Allmende trieb, oft ein Mann sehen, der einem Viehhändler glich; er hatte eine Geissel über die Achsel geschwungen und trieb das Vieh weg. Oft nahm er vor den Augen der erstaunten Weidbuben die Gestalt eines Pferdes an. Wollten sie es fangen und ihm den Zaum anlegen, schwoll es riesenmässig an, so dass die Buben erschreckt das Weite suchten. Kam jemand früh vor Tag, d. h. vor dem Betzeitläuten, auf die Allmend, führte ihn der Geist in die Irre. So fand sich einmal ein Mann am Morgen zu Todtmoos im Schwarzwald mitten in der Kirche, als er glaubte, er sei noch immer auf der Wiese und suche seine Rinder.

124 DIE NÄCHTLICHE JUNGFRAU AUF DEM EBNET

Da, wo heute die Schulhäuser von Frick stehen, führte vorzeiten ein einsamer Fussweg nach Gipf. Hier wurde oft ein Mädchen gesehen, das kniend, in alter Fricktaler Tracht, zu beten schien. Ein alter Gipfer Bauer fasste einst den Mut, es anzureden. «Ich kniete einst nicht nieder vor dem Sakrament, als der Priester es zu einem Kranken trug; drum muss ich hier auf Erlösung harren», war die Antwort.

125 DIE BARACKENFRAU

Im Seckenberg, einem Walde nordwestlich von Frick, erblickt man oft am hellen Tage eine Frau, die vom Volke die Barackenfrau genannt wird. Sie trägt einen roten Tschopen wie früher die Frauen auf dem Lande, einen roten Rock und einen Schinhut aus gespaltenen Weidenruten geflochten. Am linken Arm hängt ein Armkorb, in der Rechten führt sie einen Stecken. Bisweilen trägt sie auch ein Bündel Rebreiser auf dem Kopfe. Kommt man ihr nahe, so verschwindet sie plötzlich. Wer sie erblickt, irrt stundenlang umher und findet nur mit Mühe den Heimweg wieder.

126 DIE GROSSE GLOCKE

Vor Jahren hing im Kirchturm zu Frick die alte Grosse Glocke mit der Jahrzahl 1455 auf dem Mantel. Das Volk behauptete, sie sei aus Silber gegossen. Heute hat sie einer neuen Stimme Platz gemacht. Der volle schöne Ton der alten Glocke sollte alle Wetter vertreiben, daher unterlegte man ihrem Geläute den Reim:

*«Susanne, Susanne,
Alli Wätter durh gange.»*

Als im Dreissigjährigen Krieg die Schweden im Lande waren, holten sie alle Glocken von den Türmen und gossen sie zu Geschützen um. Mit dieser Absicht kamen sie auch nach Frick. Die kleinste Glocke warfen sie aus dem Schalloch und machten sich auch an die grosse. Doch die Öffnung war zu eng; deshalb machten sie sich daran, das Schalloch auszubrechen. Da kam in vollem Zorn ein Bauer vom Kornberg herabgerannt und schrie, immer zurückwinkend: «Noh, noh!» Die Plünderer fürchteten einen plötzlichen Überfall und flohen. Die Grosse Glocke war gerettet. Wie man in Oberfrick erzählt, soll der Mann die Glocke geläutet haben, während die Schweden im Turme waren, diese, erschreckt, wollten fliehen, entdeckten aber den Betrug und verfolgten den Bauern gegen den Kornberg. Als dieser keine Rettung mehr sah, erkletterte er einen hohlen Baum und kroch von oben in die Höhlung hinab, wo ihn die Verfolger nicht fanden. Da unterdessen eine kaiserliche Streife im Tal auftauchte, verliessen die Schweden den Ort, unter Zurücklassung der Grossen Glocke. Der mutige Fricker Bauer aber konnte nicht mehr aus dem Baum herauskriechen und kam elend darin um. Nach vielen Jahren fand man sein Skelett. Seit der Zeit wird in Frick allen Mannspersonen zu Ehren ihrer Herzhaftigkeit mit der Grossen Glocke übers Grab geläutet.



Dass ein Faulpelz den Nachbarn in der Not im Stiche lässt, solange es ihm nicht selbst an den Kragen geht, hat der baumstarke Hans bewiesen, als er in Frick Hausknecht war. Er hatte einem Reisenden, der spät abends nach Brugg weiterzufahren verlangte, eilig vorgespannt, und es war Nacht geworden, als er mit ihm durch den nahen Stieglwald, wo es nachts nicht ganz geheuer war, kutschierte. Dort, an einer einsamen Stelle wurden die Pferde plötzlich unruhig und fingen wie wild zu rennen an. Da aber fallen ihnen drei Räuber in die Zügel und fordern den Reisenden auf, ihnen gutwillig Geld und Gepäck zu übergeben. Dieser denkt an Gegenwehr und ruft den Knecht um Beistand auf; aber der bleibt ruhig auf dem Bocke sitzen und raucht seine Pfeife. Der Reisende steigt aus und überlässt hilflos den Räubern Hab und Gut. Als sich diese mit der Beute davonmachen wollten, sagt der Fremde: «Erfüllt mir jetzt eine Bitte, ihr sollt sie mir nicht umsonst gewähren. Hier in der Kutsche ist euch ein Kästchen mit etlichen Dutzend Talern entgangen; nehmt sie auch noch. Aber nehmt mir jetzt den Knecht da droben vom Bocke herunter und prügelt ihn wacker durch!» Die Räuber sind bei Laune, reißen den Kerl herab und schlagen erbärmlich auf ihn ein. Endlich gerät der Knecht in langsam erwachende Wut, wirft einen nach dem andern zu Boden und schlägt sie zusammen. Sie lassen die Zerschlagenen liegen und machen sich davon. Der Reisende, der bis jetzt verwundert zugesehen hatte, fragte den Knecht: «Nun, sag mir mal, warum hast du dich von den Schurken so lange misshandeln lassen, die du dann wie auf einen Schlag bezwungen hast?» — «Ihr fragt eben auch», antwortete der Knecht brummend, «wie einer, der nichts versteht. In diesem Walde sind schon viele umgebracht worden, eben weil sie sich gewehrt haben; und ihr wisst wohl nicht, dass ein solcher dann als Gespenst umgehen muss. Nun wünsche ich mir das nicht, und im übrigen muss ich selber erst recht warm geklopft werden, wenn mein Dreinschlagen so weit helfen soll, dass meine Angreifer allein zu geistern haben.»

128 LUMPENHEIRI

Es war um die letzte Jahrhundertwende. Der Lumpenheiri wurde eines Tages am Bruggbach, der von Gipf kommt, tot aufgefunden. Man beschuldigte einen 12jährigen Buben des Mordes. Die Polizei griff ihn auf und führte ihn im ganzen Dorf herum; dann brachte man ihn nach Laufenburg ins Gefängnis, wo er 99 Tage in Haft gehalten wurde. Der Bube, der immer seine Unschuld beteuerte, musste schliesslich freigelassen werden. Der unheimliche Ort, wo man den Toten gefunden hatte, wurde lange Zeit nachts von den Leuten gemieden, und der Angeschuldigte blieb seiner Lebtag verschlossen und lebte freudlos dahin.

Anmerkungen

120 a) FS 66, nach R. I/274. Rochholz erwähnt noch, sein Gewährsmann habe gesagt, Ungeheuer oder gar Gespenster seien die Erdmännchen nicht gewesen, sonst hätte man nicht beinahe in allen ehrbaren Haushaltungen die schönsten Geschichten über sie zu erzählen gehabt.

Erdbibberli, siehe Anm. zu Nr. 29.

Schober, Getreide-, Heuhaufen, eigtl. Zusammengeschobenes, auch Zählstückmass (60 Stück).

Mandel, Zählstückmass; hier bedeutet es einen Haufen von 15 auf dem Felde zusammengestellten Getreidegarben.

z Stubeten, auf Besuch kommen.

raiten, reiten, siehe Anm. zu Nr. 29.

b) Rochholz, Naturmythen 107 f. An Rochholz mitgeteilt von «Seminarist Moosmann von Wegenstein».

Kitt, dichte, zusammengedrückte Schar.

121 FS 63 f., nach R. II/30. Auch mdl. Überlieferung. E: Dr. Josef Höchle (1877 – 1966), Bezirkslehrer, Frick.

Bockten, aus mhd. boteche «Bottich», Kufe, Stande.

Palmäpfel, schönfarbige Äpfel, mit denen die zur Feier des Palmsonntags aufgesteckten Bäume oder Zweige geschmückt werden.

Luder, Jägersprache: Köder, Lockspeise.

bannen, siehe Anm. zu Nr. 45.

122 FS 64 f. Mdl. Überlieferung. E: wie 121.

123 FS 65, nach R. II/22.

Allmende, Gemeindeland

124 FS 65. Mdl. Überlieferung. E: wie Nr. 121.

125 FS 65, nach R. I/59, der noch ergänzt: «Gewöhnlich hält sie sich unter einer Eiche auf, wo sie die gesammelten Beeren dörft und isst.»

Tschopen, aus dem ital. giubba, giubbon, Joppe, Jacke.

Schinhut, siehe Anm. zu Nr. 19.

126 FS 62 f., nach R. II/378 und mdl. Überlieferung aus Oberfrick.

Susanne, Glockenname, vermutlich mit Beziehung auf das Hin- und Herschwingen, wie das *susani* in alten deutschen Wiegenliedern.

127 R. II/317 f.

Der *Stieglwald* befand sich oberhalb von Frick zu beiden Seiten der Bözbergstrasse; jetzt Acker- und Wiesland.

Dass ein Held zuerst in Wut geraten muss, bevor er selber zuschlägt, ist ein altes Sagenmotiv; siehe R. II/318, Anmerkungen.

128 Mitgeteilt von Frau Martha Fricker-Widmann, Frick. E: Vinzenz Herzog-Reimann (geb. 1896), Hafnermeister, Frick.

Unterhalb Gipf lag einst ein Hohlweg, den man die Höhle nannte. Dort lag in vielen Nächten der Höhlenhund oder das Höhlentier und plagte verspätete Wanderer, die über das Ebnetfeld ihrem Dorfe zustrebten.

Zur Schwedenzeit sollte einmal eine Stafette von Wölflinswil her nach Frick ins Quartier eine Meldung bringen. Unterhalb Gipf hielt der Reiter ratlos an. Er stand an einer Weggabelung, es war noch stockdunkel, und er wusste nicht, welche Richtung er einschlagen sollte. Da hörte er von einer Scheune her das Pochen eines Dreschflegels, er schlug mit der Faust ans Tor und befahl zu öffnen. Als der Bauer mit dem Dreschflegel in der Hand heraustrat, befahl der Reiter ihm barsch, unverweilt sein Ross am Zügel zu nehmen und ihn nach Frick zu geleiten. Der erschrockene Bauer gehorchte. So kamen beide in der Dämmerung zu jenem Graben unterhalb Gipf, den man Höhle nannte. Hier war es schon damals nicht geheuer, wenn man vor dem Betzeitläuten die Stelle passieren wollte; deshalb liess der Bauer die Zügel los und trat zurück, um zu sehen, wie der Schwede über den verrufenen Platz kommen möge. Allein dieser vermutete eine Arglist, und es kam zwischen beiden zu einem Streit. Da der Schwede drohte und zur Waffe griff, schlug ihn der Bauer, kurz entschlossen, mit dem Dreschflegel tot.

Seither muss der Getötete an der Stelle spuken. Unbeweglich liegt quer über die Strasse ein mächtiger, schwarzer Hund; lodernde Augen, wie Pflugsräder so gross, glotzen aus seinem Kopf. Unversehens stolpert man über ihn. Wehe dem, der ein Wort sagt oder gar mit dem Stock nach ihm schlägt; maltergross schwillt sein Kopf an und wird rot wie Feuermohn. Oft trottet er nachts durch das Dorf hinauf bis zur Kapelle; dort wendet er sich auf den Weg gegen den Tiersteinberg und verschwindet plötzlich. Einem Schneider, der vor Jahren oft vom Kornberg her ab der Stör kam, soll er öfters den Ellstecken unter dem Arm hervorgezogen haben.

Zu gewissen Zeiten erscheint der Geist auch als hagerer, langer Mann mit einem grauen, breitkrempigen Wollhut auf dem Kopfe. Mit heftigem Brausen, wie ein Sturmwind, fährt er gegen die Leute und reisst ihnen die Hüte weg. Vom Wegkreuz an hockt er ihnen auf den Rücken und lässt sich bis zu den ersten Häusern des Dorfes tragen.

Einst wollte ein Fricker Bauer, der in Oberfrick zu tief ins Weinglas geguckt hatte, zu später Nachtstunde über das Ebnet heim. Bei der Höhe stach ihn der angetrunkenene Mut, und er forderte den Geist heraus: «Chumm, wenn d öppis bisch, du Ch...!» Da stand plötzlich vor ihm ein riesengrosser Geistlicher in einem langen Schwarzrock, das Läppchen um den Hals und einen Dreispitz auf dem Haupte, wie die Ortspfarrer vor zweihundert Jahren einhergingen. In der Angst bekreuzte sich der Mann wortlos, und der Geist verschwand augenblicklich wieder, ohne den Bauern zu belästigen.

I früehnere Johre söll er öppedie zgseh gsi sy, aber i de Fünfzgerjohre vom letschte Johrhundert söll er s letscht Mol dure sy. Uf der alte Bözbergstross isch er derthar cho in eren alte Tracht, wo dozmol kei Mänsch me treit het. Sini Chleider sy mängsmol gflickt gsi mit Blätze n i allne Farbe, sini Schue hai duretrampeti Sohle gha, wo die blutte Füess duregluegt hai. Am Rügge het en uralte Habersack bambelet, a dem het en alti, verbühleti Pfanne luschtig de Takt ge. Es het frömdländisch Zeihe druff gha, es sig hebräisch, hai d Lüt gseit. Er isch derthar cho, wie wenn er vor öbbis müesst flieh und het schüch uf alli Site gschechet. Bim Adler isch er ikehrt. Dört het me ne gchännt und em si Chammere zuegwiese. D Judechammere, wo ordinäri d Handwärksbursche beherbärgt het, isch eifach möbliert gsi: en runde Tisch isch i der Mitti gstande, suscht nüt, Bett und Stuehl sy usegrumt gsi. Er hock nie ab, der Ebig Jud, het der Adlerwirt gwüsst zverzelle, die ganz Nacht lauf er umme Tisch umme, im glichmässige Tramp. Am Morge gieng er i aller Früehni witer. Choche tüeg er sälber, i siner verbühlete Pfanne.

Wenn en d Buebe gseh hai, sis em nogsprunge und hai em en alte Judevärs nogrüeft. Gleitig und ohni ummezluege isch er übere Bözberg verschwunde.

Anmerkungen

129 FS 66 f., nach R. II/32 f., der noch berichtet: «Der Hund hat seinen Lauf von des Hegels Haus, gegenüber der Kapelle, bis zum Fussweg dahinter, und Hegels Mädchen, ein Fraufastenkind, hat ihn gar oft vom Fenster aus gesehen.»

Malter, Getreidemass, Name abgeleitet von «mahlen»; das, was man auf einmal zum Mahlen gibt.

Stör, siehe Anm. zu Nr. 37.

Läppchen, nach Duden: «Beffchen (Doppelstreifen über der Brust bei Amtstrachten, bes. von ev. Geistlichen.)»

130 E: J. B. Erb (geb. 1837), Landwirt, Oberfrick.

Ewiger Jude, der Sage nach der Schuhmacher Ahasverus, der Jesus auf dem Wege nach Golgatha vor seinem Hause nicht ausruhen liess und nun umherwandern muss bis zum Jüngsten Gericht.

Habersack, Hafersack, der Futtersack, der eingespannten Pferden zum Fressen um den Hals gelegt wird. In der Soldatensprache für den Tornister gebraucht.

Als im Jahre 1356 bei dem grossen Erdbeben die Stadt Basel und viele Burgen des Sis- und Frickgaus zusammenstürzten, da brachen die beiden Fricktaler Grafenburgen Homberg und Tierstein unter mächtigem Getöse zusammen. Der Herr auf Homberg war gerade hinüber ins Baselbiet geritten, um einen befreundeten Ritter für sein neugeborenes Knäblein zu Gevatter zu bitten. Auf freiem Felde überraschten ihn die furchtbaren Erdstösse. Voll banger Ahnung kehrte er sein Pferd um und jagte in gestrecktem Galopp wie ein gehetztes Wild zurück zu seiner Burg. Kaum erkannte er die Stätte wieder, wo einst sein Haus gestanden. Statt der mächtigen Türme und des schlanken Palas erblickte er ein wirres Durcheinander von Steinen und Schutt, und kein Lebewesen war weit und breit. Wo waren seine Frau und sein Kind? Alle Mauerreste erstieg er und rief die geliebten Namen: auf den Trümmern am Berghang suchte er. Vergebens. In dunkler Verzweiflung setzte er sich schliesslich auf einen Stein und liess seinen Tränen freien Lauf. Da, was war das? Rief nicht jemand? Aus der Ferne war ein schwacher Laut an sein Ohr gedrungen. Gespannt liess der Ritter seine Augen umherschweifen. Und jetzt hörte er deutlich das Weinen eines Kindes. Er folgte den Lauten, und, o Wunder, mitten in einem reifenden Kornfeld fand er seine Frau ruhig im Bette liegend, das unversehrte Knäblein in den Armen. Eben schlug sie verwundert die Augen auf, als der Ritter sich über beide neigte. Während Türme und Mauern mit Getöse über die Felsen stürzten, war das Rollbett, behütet von guten Engeln, sanft über den Rücken des Berges in die Felder von Oberfrick hinuntergerollt. In überströmender Dankbarkeit machte der Burgherr alles Land, soweit das Bett gerollt war, auf ewige Zeiten zehnten- und bodenzinsfrei. Diese Strecke, die vom Berg bis ins Tal hinab solches Recht empfangen, heisst «die Sesseln».

132 DER GROSSE SPRUNG DES GRAFEN VON HOMBERG

Auf einer sanften Anhöhe des Dorfes Wittnau steht eine winzige Kapelle. An ihrer Vorderfront prangt ein altes, in Holz geschnitztes Bild, das den hl. Ritter Martinus auf einem Schimmel darstellt. Von dieser Kapelle erzählt man sich folgende Gründungsgeschichte:

Einst wurde die Homburg von Feinden hart bedrängt. Wohl trotzten Mauern und Türme den ungestümen Angriffen; doch ein anderer Feind grinste im Innern, der Hunger. Vergebens schaute der Turmwart nach allen Seiten aus; kein Heer nahte zum Entsatz. Da, in höchster Not, bestieg der Graf von Homburg vor aller Augen einen schneeweissen Schimmel und gelobte, er wolle da, wo er mit dem Pferde niedersetzte, eine Kapelle bauen und sie mit Ewiggeldern reich ausstatten, dass sie den fernsten Zeiten erhalten bleiben solle. Hierauf tat er den gewaltigen Sprung und landete in den Feldern oberhalb Wittnau. Rasch sammelte er seine Bauern um sich, fiel dem Feind in den Rücken und entsetzte die Burg. Die Kapelle liess er später bauen.

Die Homburg wurde einmal belagert. Tag und Nacht rasselten die Sturmleitern, und die Besatzung kam in grosse Not; wenn keine Hilfe kam, war sie verloren. Vergebens versuchte man, Boten an benachbarte Freunde zu senden; wer in der Nacht auf den Schleichpfaden die Burg verliess, hing am Morgen unfehlbar an der grossen Linde des Grabens. Da tauchte eines Tages auf der Burg ein fahrendes Schneiderlein auf. Woher es kam, wusste niemand. Es erbot sich, Hilfe heranzubringen. Der Burgherr lachte zwar ob der verhutzelten Gestalt; doch ging er darauf ein. Das Schneiderlein bat, man möge ihm eine Armbrust spannen; hierauf zog es einen zusammengerollten Spinnenfaden aus der Tasche, wickelte das eine Ende blitzschnell um den Bolzen und schoss diesen gegen die Burg Tierstein hinüber. Wie eine Spinne kletterte es hierauf dem Faden entlang und langte wohlbehalten am jenseitigen Ende an. Es wusste nun den Grafen von Tierstein zu bewegen, dass er Hilfe schickte, und bald waren die Feinde verjagt.

Um sich jederzeit helfen zu können, liessen die Grafen in der Folge zwischen ihren Burgen eine lederne Brücke errichten. Das Schneiderlein war aber nach der Tat verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt.

134 DER SCHWEINEREITER AUF TIERSTEIN

Es sind weit über hundert Jahre her, seit einst einige Burschen in Begleitung eines älteren Mannes einen Vorsprung des Homberges erstiegen, welcher Weingarten heisst. Hier, im ehemaligen Rebberg der Tiersteinergrafen, beabsichtigten sie, einen längstvermuteten Schatz zu heben; ihr bejahrter Führer sollte dazu den Teufelsbeschwörer machen. Nachdem er unter Beschwörungen und Gemurmel den Platz bestimmt hatte, stellt er darauf ein Fass, dem er unten den Boden ausgeschlagen hatte. Sobald der Schatz aus der Erde hier hereingerückt sei, sagte er, müsse man das Fass eiligst zuschlagen und bergabrollen; dabei solle man sich aber vor allem vor jedem Schwatzen und Lachen hüten. Während er nun aus einem Zauberbuche verschiedene Formeln murmelte, kam ein wunderlich gekleideter Mann auf einem Schwein dahergeritten. Der Rücken des Tieres war wie ein Kochkessel gestaltet. In diesem rührte der Reiter mit einer hölzernen Kelle unaufhörlich unter komischen Gebärden herum und fragte dazwischen, ob denn die Schlossleute, für die er den Hochzeitsbrei koche, schon vorübergekommen seien. Über diese alberne Frage lachten die Schatzgräber laut auf. Noch lauter und entsetzlicher war aber das Zorneschrei, in das nun der Reiter ausbrach. Darüber fielen die Leute vor Schreck wie tot zu Boden. Erst am Morgen erwachten sie aus ihrer Betäubung und suchten den Heimweg. Der Teufelsbeschwörer aber war verschwunden, und erst ein paar Tage nachher fand man ihn unter den Wurzeln einer alten Föhre mit verwildertem Gesicht und gestörtem Geist.

Einige Jahre später weideten Oberfricker Hirten in der Nähe der Schlossruine Tierstein. Da trat ein unbekannter Mann zu ihnen und bat sie, sie möchten ihm eine schwere Eisenkiste aus einem finstern Ort heraustragen helfen. Sie dürften aber dabei nicht lachen, sonst könnten sie leicht Schaden nehmen. Die Hirten halfen unverzüglich. Kaum hatten sie aber die Kiste gefasst, als ein gar närrisch gekleideter Mann dahergeritten kam. Da vermochten sie das Lachen nicht mehr zu verbeissen und platzten los. Da raste der Reiter mit entsetzlichem Zorneschrei ringsum und verschwand. Die Hirten aber fielen halbtot zu Boden. Als sie wieder zu sich kamen, lagen sie bei ihrem Vieh, das ruhig weidete.

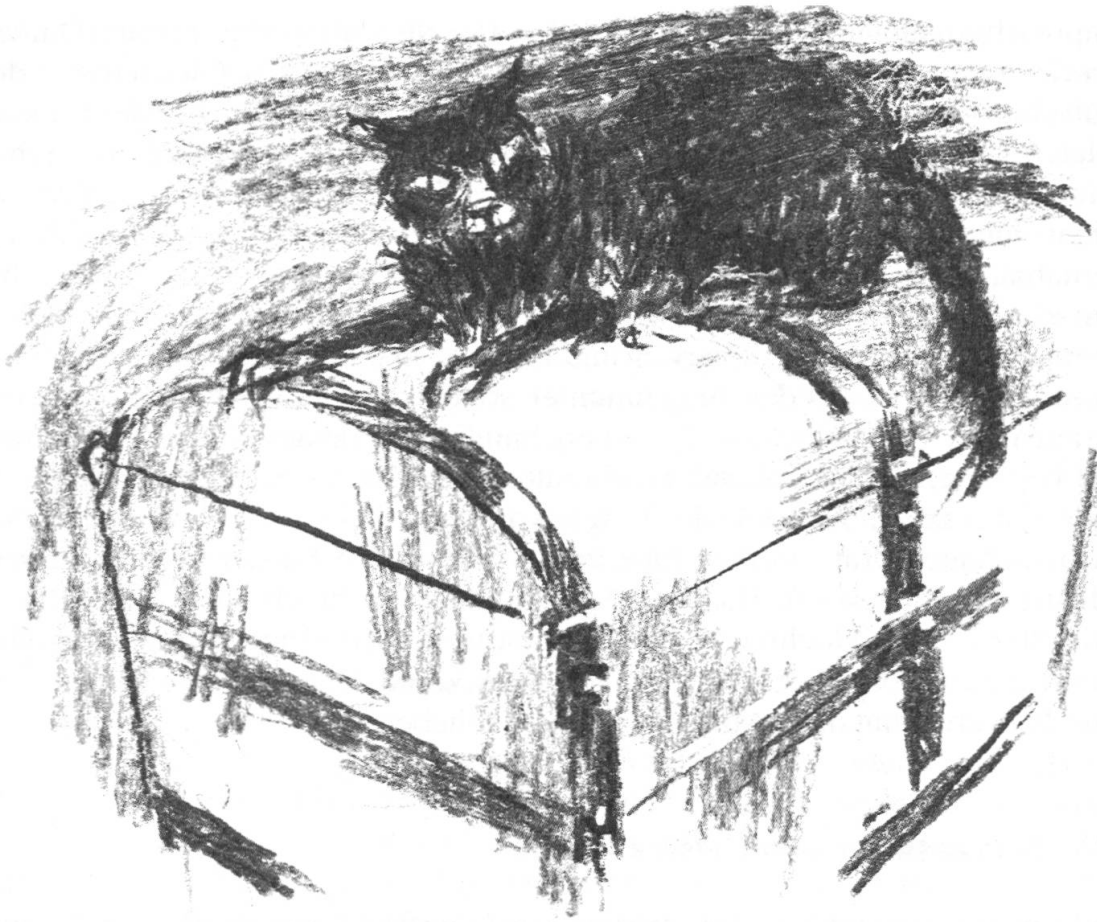
135 DIE SCHÄTZE IN DEN GEWÖLBEN DES SCHLOSSES HOMBURG

In unterirdischen Gewölben des Schlosses Homburg sollen noch viele Kostbarkeiten verborgen liegen und von einem schwarzen Pudel bewacht werden. Zur Hebung dessen seien allerlei Gegenstände notwendig, Totenschädel, sogenannte Reginakerzen, ein geweihtes Glöcklein, das sechste und siebte Buch Mosis, womit Hölle und Teufel zu bezwingen wären, um die Schätze zu heben.

136 DIE HOMBURGER SCHLOSSJUNGFRAU

Tief im Innern des Homberges sollen mächtige, gewölbte Keller liegen, wo der Wein in ledernen Fässern frisch und kühl liegt wie vor 600 Jahren. Von dort aus führt der unterirdische Gang zur benachbarten Reichberg hinüber. Hier unten liegt auch der Schatz des längst verblichenen Grafengeschlechtes. In einer schweren, eisenbeschlagenen Truhe ruhen die Kostbarkeiten und Halsbänder, die einst die schlanken Hälse der Burgfrauen und Edelfräuleins bei Turnier und Reigen zierten. Hüterin des Schatzes ist die Schlossjungfrau. Als schwarze Katze liegt sie auf der Truhe, und ihre Augen glimmen in verhaltenem Feuer. In dunklen Sturmesnächten steigt sie herauf und irrt als weissgekleidete Jungfrau wehklagend durch die Trümmer der Burg.

Vor vielen Jahren lockte die Gier nach dem verborgenen Golde einige Wittnauer Burschen in dunkler Föhnnacht auf den Berg. Mit Schaufel und Pickel wollten sie den Weg nach den verschütteten Gewölben suchen. Da, auf einmal stand eine weissgekleidete Gestalt vor ihnen und redete sie in seltsam alter Sprache an. Sie verhiess ihnen alle Reichtümer, wenn einer von ihnen diese Nacht bei ihr bleibe; sie möchten nun darüber das Los werfen. Doch keiner hatte Lust dazu; sie liessen ihr Geschirr liegen und flohen in mächtigen Sprüngen den Berg hinunter. Gellend tönte ihnen das Wehgeschrei der ruhelosen Schlossjungfrau nach. Seither wurde sie nie mehr gesehen.



137 DIE SCHLOSSMUSIK DER HOMBURGER

In einer mondhellen Nacht, zur Erntezeit, stieg Josef Hochreuter von Wittnau aus dem Baselbiet über den Homberg nach Hause. Wie er auf die Höhe kam, fand er den Berg durch einen schnurgeraden Lebhag gesperrt. Während er den langen Hag anstaunte, trug ihm der Wind aus der Ferne die Töne einer rauschenden Musik zu. Als er näher kam, glaubte er deutlich die Klänge eines mächtigen Marsches zu vernehmen. Erwartungsvoll stellte er sich am Hag auf und blickte der weissen Heerstrasse entlang. Bald unterschied er einen mächtigen Zug, der geräuschlos dahergeweht kam. Voraus schritten kleine Knaben, auf welche grössere folgten, dann kamen noch grössere, dass es lustig anzuschauen war. Jedes Paar schritt, die Strassenmitte freilassend, hart am Lebhang hin. Die Junkerlein waren überaus sauber gekleidet und trugen, soweit Hochreuter in der Dunkelheit unterscheiden konnte, alle weisse Linnenhosen und schwarze Röcklein. Ihnen folgte eine Schar von Männern, alle schwarz gekleidet, und hierauf zahlreiche Musikan-ten, welche im Vorüberziehen auf Hörnern, Trompeten und Posaunen gar mäch-

tig bliesen. Jetzt kam eine geschlossene, schwarze Kutsche gefahren, mit sechs Rappen bespannt und mit einer zahlreichen Gesellschaft von Herren und Damen besetzt, deren reiche Kleider durch die Fenster schimmerten. Gleich hinter der Kutsche trippelte eine Schar niedlicher Mädchen in weissen Kleidern, ihnen folgten immer grössere und grössere, alle in weissen Röcken, und eine Schar schwarzmanteliger Frauen schloss endlich den Zug. Das alles kam so zierlich und leicht einher, dass man keinen Schritt, keinen Hufschlag, kein Rollen der Räder vernahm, nur die Musik, nach deren Takt sich alles bewegte. Keine Staubwolke wirbelte dem Zug nach, just wie wenn alles im frischgefallenen Schnee ginge. Was aber am seltsamsten war: Heerweg und Hecke senkten sich am Ende der Ebene nicht mit dem abfallenden Berg hinunter, sondern liefen, wo die Tiefe begann, geradeaus, gegen das Schloss Reichberg hinüber, die beiden Burgen geheimnisvoll verbindend. Dies alles sah Hochreuter beim klarsten Sternenschein. Als er aber weiter gegen das Ende des Berges vorlief, um dem verschwindenden Zug nachzuschauen, trat plötzlich eine undurchdringliche Finsternis ein und verschlang die Prozession, Hag und Strasse. Zugleich brach ein so furchtbares Unwetter los, dass Hochreuter nur mit Mühe und Not und unter Aufbietung aller Kräfte gegen Morgen den Weg ins Dorf zurückfand. Hätte er seine Schuhe vertauscht, wären ihm diese Mühsale erspart geblieben.

138 SCHLOSSMUSIK UND GEISTERWÄSCHE

Auf einem mächtigen Felsklotz westlich von Oberfrick liegen die Ruinen der einstigen Burg der Grafen von Tierstein. Noch knüpfen sich mancherlei Sagen an sie über den wilden Jäger, über die landumgehende Grafenfrau, über die Freiung in der Höhe, ein Grenzplätzchen, das einst herrenlos war und auf welchem ein ewiger Rechtsstillstand lange andauerte. Wer am Gründonnerstag und an Pfingsten mittags zwölf Uhr in dieser Freiung steht, der sieht ringsum über die Täler die Wäsche von tausend Hemden und Leintüchern in der Sonne trocknen; man nennt sie die Geisterwäsche, und man hört zugleich eine von allen Seiten her spielende Kriegsmusik, die Schlossmusik genannt.

139 DIE HOCHZEIT DES REICHBERGERS

Dem Zug und der Schlossmusik der Homburger gibt man folgenden Ursprung: Der Herr auf Reichberg liebte das Weib des Homburgers aufs heftigste. Doch verbarg er diese Leidenschaft vor ihr und jedermann, und so blieben beide Schlossnachbarn gute Freunde und machten manches Spiel und manche Wette miteinander. Einmal stritten sie in fröhlicher Gesellschaft über den Sinn der Redensart: Einen hinters Licht führen. Keine der versuchten Erklärungen schien die anwesenden Damen zu befriedigen. Da anbot sich der Reichberger, eine gute Erklä-

rung zu bringen, wenn man das nächste Abendessen so abhalten wolle, wie er vorschlage. Man ging lächelnd auf den unschuldigen Scherz ein. Zur bestimmten Stunde sass also der Homburger Graf tafelnd am offenen Fenster seiner Burg. Eben stellte seine Gemahlin die letzte Kerze auf den Tisch, gerade vor das Gesicht ihres vergnügten Gemahls. Da hörte man drüben vom Nachbarschlosse einen Knall, und zugleich stürzte der Graf in Stücke zerrissen zu Boden. Der Reichberger hatte ihn mit einer gut gerichteten Kanone durch das Schlossfenster herein erschossen und seinem Weibe gezeigt, wie man einen hinters Licht führt. Der Hochzeit, die darauf der Reichberger mit der Witwe hielt, ging ein prunkvoller Brautlauf voraus, bei dem alle Herren des Landes mit Weib und Kindern erschienen. Und in derselben Weise, wie sie damals auf dem Berg einherzogen, müssen ihre Seelen heute noch fahren. Immer wieder hört man diese Musik, und der alte Kirchmeier zu Wölflinswil will sie, sooft ein Gewitter im Anzug war, auf den Wölflinswiler Feldern, also wohl eine Stunde weit, mit aller Macht vernommen haben.

140 DIE HOMBERGER HERRENKUTSCHE

Auf dem Buschberg, mitten in einer weiten Waldwiese, liegt eine Kapelle, die in alten Zeiten als Wallfahrtsort nicht nur von den Fricktalern, sondern auch von den Leuten aus dem Schwarzwalde viel besucht wurde. Daran vorbei geht ein Weg zum Lindberg, und ehemals führte von dort aus eine lederne Brücke auf den Reichberg hinüber. Dieser Weg heisst das Herren- oder Grafenweglein. Tritt Unwetter ein, so erscheint hier, begleitet von schmetternder Musik, die Herrenkutsche, in welcher die Ritter zu Besuch auf den Reichberg fahren.

Vor mehr als hundert Jahren hüteten hier einige Wittnauer Buben ihr Vieh. Wie sie gelangweilt im Schatten eines Baumes lagen, wurden sie auf einmal durch Klänge einer Musik aufgeweckt. Wie sie noch im Halbschlummer ihre Augen rieben, erblickten sie eine Kutsche, die in langsamer Fahrt auf sie zukam. Ein Kutscher in blutroter Uniform, an der alle Knöpfe glühten, lenkte vier Schimmel. Wer in der geschlossenen Kutsche sass, konnte man nicht sehen. Eben kamen sie gegen das Gatter des Hages hin, der die Weide umschloss. Dienstfertig sprang einer der Jungen voraus, um zu öffnen. Er hoffte für diesen Dienst auf ein schönes Trinkgeld und klammerte sich sofort an der Kutsche fest, um das Geschenk an der nächsten Felswand, wo man halten würde, in Empfang zu nehmen. Allein, es wurde Abend, und immer war der Kamerad noch nicht zurückgekehrt. Besorgt suchten ihn die andern rings um den Berg. Schliesslich entdeckten sie ihn, er hing hoch über ihren Häuptern im Wipfel einer alten Eiche, mit den Füßen in deren Äste verwickelt.

Besser kam ein anderer Wittnauer Bursche weg. Er ging einigen Schnittermädchen entgegen, die die Woche über im benachbarten Baselbiet mitgeholfen hatten und nun am Samstag abend in ihr Dorf zurückkehrten. Oben auf dem Buschberg

sah er eine Kutsche quer über die Ebene fahren. Er beeilte sich, sie einzuholen. Trotz seiner Leichtfüßigkeit konnte er sie aber nicht mehr erreichen. Er streifte gerade mit dem Hemdsärmel das hintere Wagenrad, da stieg das Gefährt über die Gipfel des Tannenwaldes empor, und er hatte das Nachsehen. Dazu erhielt er noch einen Denkartel. Als er am andern Morgen aufstand, war sein Kopf maltergross angeschwollen.

141 RAUFENDE GEISTER AM TIERSTEINBERG

Ein Bursche aus Wittnau kam einst in später Nachtstunde auf dem Weg, der durch die Einsattelung zwischen Homberg und Tierstein führt, herunter. Als er aus dem Walde heraustrat, bemerkte er zwei struppige Kerle, die sich in der Wiese balgten. Einer schrie dem andern zu: «Hettsch dir selige Muetter Helena gfolget und nit dim verdammte Vater Xaver!» Der junge Mann schaute ihnen lange zu, wagte aber nicht, die unheimlichen Gesellen anzureden. Heimgekommen berichtete er den Vorfall dem Pfarrer von Wittnau; dieser riet ihm, das nächste Mal die Erscheinung anzureden, vorher aber ja nicht zu versäumen, das Weihwasser zu nehmen.

Kurze Zeit darauf ging unser Bursche wieder den gleichen Weg, und richtig sah er die beiden wieder im Grase sich balgen. Keck fragte er, was sie hier zu tun hätten, und bekreuzte sich dabei. Der grössere der Raufer entgegnete ihm, er solle sich am nächsten Fronfasttage, nachts zwölf Uhr, mit Pickel, Schaufel und Schubkarren hier einfinden; hierauf verschwanden beide.

Als der Bursche sein Erlebnis am folgenden Tage dem Pfarrherrn erzählte, gab ihm dieser den Rat, dem Verlangen Folge zu leisten, doch wolle er ihm vorher die verlangten Werkzeuge segnen.

Als die besagte Nacht herangebrochen war, stand der Bursche wohlausgerüstet an der Spukstelle. Schlag zwölf erschien der grössere Geist und deutete ihm stillschweigend zu graben. Etwa zwei Meter unter dem Boden stiess er auf Knochen. Der Geist deutete, sie auf den Karren zu laden und ihm zu folgen. Wortlos schritt der Bauer hinter dem rasch Schreitenden her bis auf den Kirchhof von Wittnau. Dort musste er die Gebeine unter dem Kreuze vergraben. «Du hast mich erlöst», sprach der Unbekannte, als der letzte Schaufelwurf getan war, «habe Dank! Einst war ich Knecht auf der Tiersteinburg. Gegen den Willen meiner frommen Mutter, weil mich das wilde Leben lockte, hatte ich mein Elternhaus verlassen. Eines Morgens versalzte ich den Hunden das Fressen. Statt zu jagen, liefen sie mit lechzenden Zungen dem Talbächlein zu, um den Durst zu löschen. Der erzürnte Schlossherr, der sich um sein Vergnügen betrogen sah, erschlug mich auf der Stelle. Seither hatte ich keine Ruhe, bis meine Knochen in geweihter Erde ruhten. Leb wohl!» Zum Abschied reichte ihm der Bauer statt der Hand den Schaufelstiel, und er tat klug daran; denn tief eingebrannt sah man nachher den Handabdruck des Geistes im Holz. Hierauf verschwand die Erscheinung. Die Schaufel soll noch vor hundert Jahren in Wittnau gezeigt worden sein.



Anmerkungen

131 FS 67 f., nach R. II/87 und mündlicher Überlieferung (Wittnau und Umgebung).

Alt-Homburg, Wittnau, LK 1069, 640.27/260.17. Stammburg der Grafen von Homburg. Gründungszeit unbekannt. Zerstört im grossen Erdbeben von 1356. Notdürftig wiederaufgebaut (Sesslehen), 1464 wird sie als Burgstall (Burgruine) bezeichnet.

Über das Ereignis berichtet die Basler Chronik von 1400: «Do lag ein (Burg)frowe von Frik (Homburg) in kintz (-bett), und als das hus fiel, do viel die kintbetterin mit dem hus her ab in die halden uf einen boum, und ir jungfrow (Magd) und das kind in der wagen (Wiege), und beschach in' allen dryen nüt, das ze klagen wer'.»

132 FS 68, nach R. II/117 f., stark gekürzt.

Rochholz erzählt noch: «Das Altarbild in der Kapelle stellt den Ritter auf seinem Schimmel vor. Da aber das Patrocinium der Dorfkirche zu Wittnau in der Ehre des hl. Martinus steht, so erzählen einige Leute, jener Ritter sei der hl. Martinus selber gewesen, und in dieser Kapelle sei sein echtes Ebenbild zu sehen.»

Ewigelder, kirchliche Stiftungen, die zu Leistungen für die Zukunft, z. B. Seelenmessen verpflichten.

133 FS 68, nach mündlicher Überlieferung (Wittnau, Gipf-Oberfrick und Schupfart) R. II/216 erzählt die Sage nicht, bemerkt aber kurz: «Das gleiche (von ledernen Brücken zwischen zwei Burgen) behauptet man von den Ruinen zu Oberfrick und Schupfart», was sich nur auf die Homburg und auf Tierstein beziehen kann.

134 FS 69. Der erste Teil der Sage und der Schluss beruhen auf mündlicher Überlieferung. E: Maria Ursula Erb-Hochreuter (geb. um 1840) von Wittnau; den zweiten Teil (Schweinereiter) erzählt Rochholz (I/100), der die Sage von Andreas Birrcher, Laufenburg, zugestellt bekam (vor 1856).

135 Rauracia. Blätter für das Volk. Herausgegeben von Fr. Aug. Stocker, Frick, 1859, Seite 264. E: H-r. (?).

Reginakerzen, der hl. Maria, der Himmelskönigin, geweihte Kerzen.

Sechstes und siebtes Buch Mosis, Zauberbücher.

136 FS 73. Mündliche Überlieferung aus Wittnau. E: wie 134; dann R. I/261: «Beim Schlosse Homburg suchten ein paar Schatzgräber nach Geld. Da erschien ihnen eine Jungfrau, die sie in ungewohnter altertümlicher Rede ansprach, und verhiess ihnen alle Reichtümer, wenn einer von ihnen eine Nacht bei ihr bleibe; sie möchten nun darüber untereinander das Los werfen. Statt dies zu tun, sprangen die Männer atemlos den Berg hinunter.» Sein Gewährsmann ist wiederum Andreas Birrcher, Laufenburg (vor 1856).

Reichberg (oder Rechberg), Wittnau, Lk. 1 : 25 000, Frick, Bl. 1069, 639. 45/256. 94. Noch unerforschte ur- oder frühgeschichtliche Wehranlage mit Wällen und Gräben ähnlich derjenigen auf dem Wittnauer Horn.

137 FS 70 f., nach R. I/131; auch mdl. Überlieferung. E: wie 134.

Lebhag, Hecke aus Sträuchern und Bäumchen.

138 R. I/135.

139 FS 71 f., R. I/131 ff.; auch mdl. Überlieferung aus Wölflinswil.

140 FS 72 f. Mdl. Überlieferung aus Wittnau. E: wie 134.

141 FS 70. Mdl. Überlieferung aus Wittnau. E: wie 134. Vgl. Nr. 142.

Noch zu Grossmutter's Zeiten hiess man den schneeweissen, achtzigjährigen Müller auf der Wölflinswiler Mühle den Geistmüller. Er hatte seinen Namen folgendem Erlebnis zu verdanken:

In jungen Jahren besuchte er einmal den Fricker Markt. Wider Erwarten konnte er seine Ochsen gut verkaufen, trank hierauf auf dem Heimweg mehrere Gläser über den Durst und wollte, etwas unsicher auf den Beinen, in ziemlich später Nacht heim. Statt der Strasse zu folgen, geriet er auf den Weg, der durch die Blumatt nach Wittnau führt und kam so über das sogenannte Geistwegli. Da fiel es ihm ein, dass man sich von dieser Stelle im ganzen Oberfricktal allerlei seltsame Spukgeschichten erzähle; in seiner Weinlaune schlug er mit dem Stocke auf den Boden und forderte den Geist heraus, er wolle ihn erlösen. Plötzlich stand eine Gestalt in grüner Jägerkleidung vor ihm. Der erschreckte Müller nahm hierauf eiligst Reissaus und rannte atemlos nach seiner Mühle. Die Frau, als sie den schreckensbleichen Mann sah, wollte wissen, was passiert sei, er aber verschwieg es ihr und suchte sein Lager auf. Kaum lag er im Bette, klopfte es ans Läuferlein, und eine hohle Stimme rief: «Komm, komm!» Er richtete sich auf und erkannte im Mondlicht den grünen Jäger vor dem Fenster. So ging es auch in der folgenden Nacht. Der Grüngekleidete liess ihm keine Ruhe. In seiner Bedrängnis wandte sich der Müller an den Ortspfarrer, und dieser gab ihm den Rat, der Erscheinung das nächste Mal zu folgen, und gab ihm dazu seinen Segen. Als die Erscheinung in der nächsten Nacht wieder rief, folgte er ihr. Sie schritt ihm voraus bis zum Geistweglein und von dort zum Tiersteiner Waldbächlein. Hier blieb die Gestalt stehen und erzählte: «Vor Jahrhunderten bin ich Hundewärter gewesen beim Grafen von Tierstein, als sein Schloss noch droben am Berg stand. Einmal hatte mein Herr ein grosses Jagen angekündigt, und zahlreich traf der Besuch auf dem Schloss ein. Aber ich hatte gerade an diesem Tage den Hunden das Fressen versalzen, und wie man sie nun abliess, jagten sie zusammen diesem Bächlein zu. Statt das Wild aufzuspüren, blieben sie wasserlappend hier liegen. Ich wandte alles an, sie auf die Fährte zu bringen. Ich gelobte in meiner Angst sogar eine Wallfahrt nach Maria Einsiedeln, alles half nichts. Da kam der Graf heran, sah, wer ihn um das Vergnügen des Tages gebracht hatte, und, nicht mehr Herr über seinen Zorn, schoss er mich mit einem Pfeile nieder. Seither muss ich ruhelos wandern, bis mich jemand erlöst, der die versprochene Wallfahrt für mich unternimmt.»

Der Müller machte wirklich im nächsten Frühjahr die Wallfahrt nach Einsiedeln. Kaum war er wieder daheim, so stand jener Weidmann wieder vor seinem Fenster und bat ihn, mitzukommen. Die Gestalt war, wie zum Zeichen der beginnenden Sühne, weissgekleidet gekommen, und dies gab dem Müller den Mut, auch diesmal zu folgen. Der Weg ging wieder jenem Bächlein in der Sulzmatten zu. An der gewohnten Stelle hielt der Geist an und sprach: «Hier ruhen meine Gebeine, da hat der Graf mich verscharren lassen; bezeichne dir diese Stelle, damit du meiner Asche ein ehrliches Begräbnis geben kannst.» Als dies der Müller versprochen

hatte, wurden ihm noch drei Wünsche freigestellt, darunter auch der, ob er nun zugleich mit dem Erlösten im Himmel sein wolle. Dazu fühlte sich der Müller nun allerdings noch zu jung und schlug es aus. Dankend verschwand der Erlöste. Als nun der Müller am Morgen aufstand, sahen die Seinen mit Erstaunen, dass er über Nacht eisgrau geworden war. Aber seit jener Zeit nahm sein Wohlstand rasch zu, er wurde sehr reich und starb in hohem Alter. Weil aber sein Weib die ganze Geschichte ausplauderte, so bekam er, seiner weissen Haare wegen, allenthalben den Namen Geistmüller.

Die Leiche des Jägerburschen ist am Geistweg ausgegraben und auf dem Kirchhof in Wölflinswil beerdigt worden. Gleichwohl kann man noch jetzt in jeder Stunde der Nacht auf dem Tiersteinberg und in der unterhalb gelegenen Sulzmaten Hundegebell und Hornstösse hören, als wäre dort eine grosse Treibjagd in Bewegung.

143 NÄCHTLICHER HUND IM BALMENRAIN

Vor Jahren wollte ein Wittnauer auf den Maienmarkt nach Aarau. Morgens um zwei Uhr verliess er das Dorf und benützte den Waldweg, der dem Rande des Gehölzes entlang über Balmenrain—Bohalde nach Wölflinswil führt. Stockdunkle Nacht lag über dem Tal, und der Mann hatte Mühe, den Weg zu finden. Wie er so dahinschritt und für sich sinnierte, hörte er auf einmal ein fernes Rauschen, wie wenn jemand einen Sack durch dürres Laub schleife. Das Geräusch kam immer näher und schwoll gewaltig an, und es schien, als würden tausend Ketten hin und her geschleift, und wie er zum Zwerenweg kam, lag da ein mächtiger Pudel quer über den Pfad und glotzte mit gewaltigen Pflugsrädernäuglein unheimlich in die Dunkelheit. Der Bauer, der sich zu Hause noch mit einem tüchtigen Schluck Kirschwasser gestärkt hatte, fürchtete sich nicht und stiess den Hund kräftig in die Weichen. «He du..., gang zum Weg us!» Da streckte sich das Tier und schwoll bis Mannshöhe an, fauchte fürchterlich, und aus seinen Nüstern stoben Funken. Jetzt wusste der Marktgänger, mit wem er es zu tun hatte, und gleichzeitig erinnerte er sich, dass er am Morgen vergessen hatte, das Weihwasser zu nehmen, also keine Möglichkeit besass, den Geist zu vertreiben. Was sollte er machen? Er setzte sich ans Bord und wartete. Das Tier lag regungslos vor ihm im Wege. Erst als von Wölflinswil her das Betzeitglöcklein bimmelte, verschwand das Tier. Der Mann soll von dort an den Balmenrainweg nie mehr benutzt haben. Seither wurde das unheimliche Rauschen von der Halde her noch oft gehört.

144 DAS FEURIGE ROSS VOM BRÜGGLIHOF

Vom Brügglhof, unten am Örkenbach, sahen nächtliche Wanderer früher einen grünen Reiter auf einem brandroten Pferd, dem ganze Garben von Feuerfunken

aus den Nüstern stoben. In wildem Galopp raste die Erscheinung dem Fürberg zu und verschwand im Gehölz.

Zu gewissen Zeiten konnte man das Ross auch ohne Reiter unter den uralten Nussbäumen gegen Oberfrick weiden sehen.

145 EINE BÖSE HEXE

Die folgende Geschichte hat mir meine Grossmutter erzählt, und sie hat versichert, sie sei selber dabeigewesen.

In der Gemeinde Wittnau trieb vor vielen Jahren einmal eine Hexe ihr Unwesen. Kam der Bauer am Morgen in den Stall, fand er das Vieh mit geflochtenen Schwänzen und halb erstickt vor. Nachts wurden die Leute vom Doggeli geritten, dass ihnen wind und weh wurde. Wollte man Milch kochen, wurde diese blutrot und sauer. Das Butterfass konnte man stundenlang drehen, es gab keine Butter.



Am schlimmsten aber erging es einem Brüderchen meiner Grossmutter. Das wurde von der Hexe unheimlich geplagt. Zuerst schrie es Nacht für Nacht, dann fing es an mit den Zähnen zu knirschen, bis diese auf den Kiefer abgeschliffen waren. Wollte man das Kind nicht sterben lassen, so musste die Hexe unschädlich gemacht werden. Gegen das verhexte Vieh wusste man Rat. Man stellte sämtliche Besen im Hause verkehrt auf den Stiel; dann musste die Hexe auf einem von diesen wieder unverrichteter Sache aus dem Stall reiten. Dem Vieh gab man ausserdem Agathenbrot in die Krippe. In das Butterfass legte man einen Benediktuspennig aus dem Kapuzinerkloster Olten. Dem verhexten Kind aber konnte nur der Rechenmacher, ein altes Mannli aus Kienberg, helfen. Den liess man also rufen. Er erschien eines Abends mit einem grossen Korb am Arm. Er befahl sämtliche Familienangehörige in die Stube. Dann legte er dem kranken Kinde betend die Hände auf. Hierauf entnahm er seinem Korbe drei spitze Messer und schlug sie im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes oberhalb der Türfalle ins Holz. Nun leerte er das Wasser des Knaben in eine Schweinsblase und hängte diese in den Stubenkasten. Darunter legte er drei Buchsbaumzweige vom Friedhof. Schliesslich verschloss er den Kasten und umwand ihn mit einem Seil, in das er drei Knoten schlug. Auf die Kastentüre malte er ein Dreieck. Nun sprach er ein starkes Gebet. «Die Hexe muss nun kommen, ihr dürft ihr aber weder öffnen, noch antworten», erläuterte der Mann. Richtig vernahm man auch bald schlurfende Schritte rings um das Haus, und schliesslich flehte eine weibliche Stimme jammernd um Einlass. Vergebens. «Morgen wird sie wieder kommen und etwas entleihen wollen, gebt ihr aber nichts, sonst bin ich verloren. So wie diese Schweinsblase abdorrt, wird das Weib abmagern und absterben; aber auch der Knabe wird sterben, doch wird er die ewige Seligkeit erlangen.» Dann packte der Rechenmacher seinen Korb wieder zusammen und verschwand, ohne irgend eine Entschädigung anzunehmen.

Am folgenden Morgen stand in der Frühe eine Nachbarin in der Küche und bat um Gottes Willen um ein wenig Salz. Die Urgrossmutter soll sie ziemlich grob fortgemustert haben. Dieser Hexe erging es so, wie der Rechenmacher vorausgesagt hatte, sie kränkelte, wurde von Tag zu Tag gelber, schrumpfte ein und starb. Auch der Knabe war nach einiger Zeit eine Leiche. In Wittnau hatte man aber seither Ruhe vor Hexen.

146 GROSSMUTTER SPUKT IN DER KÜCHE

In einem Bauernhause war die Grossmutter gestorben. Drei Tage nach der Beerdigung kam die Magd des Hauses, eine Schwarzwälderin, vom Herde weg und meldete: «Die Grossmutter ist auch wieder da, draussen in der Küche steht sie und starrt vor sich hin, wie wenn sie etwas suchte!» Anfänglich glaubte man den Worten nicht, doch schon am folgenden Tag erschien die Verstorbene wieder um die gleiche Zeit. So ging es mehrere Tage. Schliesslich fragte man den Pfarrer, was da

zu tun sei. Dieser gab den Rat, die Magd solle das nächste Mal die Erscheinung anreden und sie fragen, was sie suche. Als am folgenden Tage die Grossmutter wieder erschien, fragte sie die Magd herzhafte: «Grossmutter, was willst?» «Es Bä-Bä-Bälleli Anke, im Sant Fridli z Säckige», antwortete diese und hieb dabei der Fragerin eine so tüchtige Mauschelle, dass ihr Hören und Sehen verging. Am folgenden Tag war ihr Kopf maltergross angeschwollen und krebsrot geworden. Als man hierauf eine tüchtige Balle Butter dem Stift Säckingen schenkte, kam die Erscheinung nicht mehr.

147 DER BOHÄDLER

In Wittnau gegen Wölflinswil zieht sich dem Abhang des Altenbergs entlang die Bohalde, eine schöne Waldung. Quer über den Berg, bis hinunter in den Örken führt die Banngrenze der beiden Gemarkungen. Um diese Grenze entspann sich vor Zeiten ein heftiger Streit. An manchen Stellen waren die Bannmarken verschwunden. Um die Grenze nach der alten Bannbeschreibung wieder in Ordnung zu bringen, erschienen eines Tages die Männer beider Gemeinden und setzten gemeinsam die frischen Steine. Bei jedem neuen Bannstein wurde nach alter Sitte je ein Bube der anwesenden Jugend tüchtig ausgewalkt, damit er sich noch bis ins hohe Alter genau an die Stelle erinnere. Die neuen Bannsteine liefen auf dem Berg nach der Abmachung nun schnurgerade auf den Kirchturm von Wittnau zu. Der gegenwärtige Lauf der Grenze ist aber ganz anders, und daran ist der Bohändler schuld, ein Mann, der damals Sigrist und Vogt von Wittnau war. Schon in der folgenden Nacht grub er die neugesetzten Marksteine wieder aus und stellte sie so, dass den Wölflinswilern ihr Bannteil um viele Jucharten geschmälert wurde. Als sie dagegen klagten und einen Augenschein verlangten, fanden sie an der Stelle ihres ersten Weissteines bereits einen prächtigen Birnbaum vor, den der Betrüger hier eingesetzt hatte, und dadurch war die sichere Richtung für alle folgenden Marksteine verloren. Aus Rache nannten die Wölflinswiler in der Folge den trügerischen Vogt Bohändler. Als in späteren Jahren sein Gewissen erwachte, fand man ihn eines Morgens erhängt an den Stricken der Kirchenuhr. Daher neckten die Wölflinswiler die Wittnauer in früheren Zeiten etwa mit dem Gruss: «Hängt der Bohändler noch am Zeitstein oben?» Auch Örkensünder und Balmenrain-sünder wurden sie wegen dieser Geschichte gescholten, und solcherlei Namen, die die Wittnauer natürlich auch nicht schuldig blieben, führten oft zu bösen Räu-fereien zwischen beiden Gemeinden.

148 DAS ÖRKENTIER

Der Joggi von Wittnau war ein Fronfastenkind, d. h. er war an einem Quatember-tag geboren und sah deswegen häufig Dinge voraus, von denen sich seine Wittnauer vorher nie etwas hätten träumen lassen. An einem Sonntagnachmittag wurde er einst von seinem Vater über Feld geschickt ins Dorf Oberhof; hier hatte

der Josi Fridli ein Rind geschlachtet und wog das Pfund Fleisch zu einem Batzen aus; davon wollte man in der nächsten Woche daheim die Arbeitsleute beköstigen, die den Dachstuhl am Neubau aufrichten halfen. Um des Abends beim Viehfüttern rechtzeitig wieder heimzukommen, schlug Joggi den kürzeren Weg ein und machte sich, statt der Strasse längs der Talsohle nachzugehen, über den Abhang des Altenberges. Er hatte eine ziemliche Strecke zurückgelegt, als er einen Mann desselben Weges vorausgehen sah und, in der Meinung ihn zu kennen, anrief: «Wart, Hansli, wart!» Der Angerufene ging ohne zu hören vorwärts, Joggi um so schneller ihm nach. Noch einige hundert Schritte, und der vordere war im Örken, in der Nähe jenes Häuschens, wo das gespenstige Örkentier seine Wohnstatt hat. Hier stand jener plötzlich still und schaute forschend in den Sodbrunnen hinab. Joggi hatte ihn indes bis auf etliche Schritte eingeholt und betrachtete ihn bereits näher, plötzlich aber war der Mann verschwunden und auch nicht die leiseste Spur mehr von ihm zu sehen.

Bedenklich gestimmt setzte Joggi seinen Weg fort, wurde aber plötzlich in seinen Träumereien aufgejagt, denn in kurzer Zeit brach ein ungeheurer Regen los und machte dem ganzen Marsch ein Ende. Volle vierzehn Tage soll das Unwetter angehalten haben.

Wieder einmal an einem Sonntag sollte Joggi in Geschäften nach Kienberg gehen, wohin der Weg durch das Eithal zwischen steilen Waldbergen in einer schmalen Talfläche fortführt. Es wunderte ihn, in dieser durchaus menschenleeren Gegend plötzlich Holzfäller zu hören; er stand still, um zu lauschen, und wirklich, da erschollen Axtschläge, die Buchen krachten und fielen, es war droben am linken Abhang des Berges, kaum sechzig Schritt von ihm entfernt. Ergrimmt über die Vorstellung, dass hier Holzfrevler selbst am Sonntag den schönen Bergwald zuschanden hieben, stieg er waldein immer näher den Arbeitern zu. Er hatte schon die Hälfte des Bergwaldes, endlich auch den Kamm erstiegen, aber da war nichts von allem mehr zu hören, kein Stamm war berührt. Kein Span lag auf dem Moosboden, und still ragten die stolzen Wipfel. Nach seiner Heimkehr erzählte Joggi sein wunderliches Erlebnis und verbreitete damit nicht geringen Schrecken in der Gemeinde. Was man hier vorausbefürchtet hatte, geschah nur zu bald. Der folgende Donnerstag wurde ein Unglückstag für die ganze Gegend. Ein Gewitter folgte aufs andere, um Kienberg und auf dem Passe der Schafmatt gingen Wolkenbrüche nieder, der Wittnauer Bach brach wie ein Fluss zu Tal, riss die Ställe samt dem Vieh hinweg und schwemmte die entwurzelten Tannen und Buchen des Hochwaldes in die Felder hinein. Alles sah nun ein, dass jenes Geräusch im Bergwalde der Vorbote dieser wilden Zerstörung gewesen sei.

Ein andermal im Sommer war Joggi früh auf dem Wege nach Wölflinswil in jene Gegend gelangt, welche Henne heisst, eine grosse Ackerstrecke, welche die Gemeindegrenze von Wölflinswil und Wittnau ausmacht. Hier sah er hundert Schritte von sich entfernt einen feurigen Mann längs der Strasse talwärts bis zu dem Punkte wandeln, wo sich die Landstrasse nach Oberfrick kreuzt. Eben läutete es aus der Dorfkapelle in Gipf zum Englischen Gruss, und mit dem ersten

Glockenton war der Feurige verschwunden. Joggi kehrte nachdenklich um und hütete sich diesmal, sein Erlebnis ändern als den Seinigen mitzuteilen. Joggi hatte Angst, denn er wusste, dass die feurigen Männer sowie alle aussergewöhnlichen Feuerzeichen am Himmel für Vorboten des Krieges und der Seuchen angesehen werden. Zu Hause hatte man seine Erzählung seit dem Frühjahr wieder vergessen, schon war der August mit allen Erntearbeiten herangekommen, da begann das Befürchtete dennoch, denn allenthalben in der Gegend brach nun die Klauen-seuche aus. In wenig Tagen war nur noch eine kleine Zahl von Tieren unange-steckt, ganze Ställe voll Vieh musste man in die Grube werfen, mancher schwere Bauer verarmte auf lange. Doch damit war es noch nicht genug. Von der Masse der kranken Tiere oder der schlecht verscharrten Äser verpestete sich die Luft, und nun wütete das Nervenfieber unter den Menschen. In manchem Hause lagen drei bis vier darnieder, und waren diese etwa dem Tod entronnen, so ergriff die tücki-sche Krankheit die von Nachtwachen und Unruhe erschöpften Wärter. Der Jam-mer und das Elend waren gross, noch heute lebt die Erinnerung daran im Tale, und es fehlte weder damals noch jetzt an solchen, welche behaupteten, die Erscheinung des feurigen Mannes oder jenes gespenstische Holzfällen im Berg-walde oder jener unbekannte Wanderer, der in den Sodbrunnen hinabschaute und dann flugs verschwunden war, sei immer dasselbe Örkentier, ein warnender Vorbote bei jeder dem Tale drohenden Gefahr.

149 BAU DER KIRCHE

Die alte Wittnauer Kirche wurde von den Schweden verbrannt. Nur noch der massive Turm blieb zum Teil stehen. Als die Gemeinde zum zweiten Male an den Bau einer Kirche ging, suchte man sich einen andern, nach der Ansicht der Leute geeigneteren Platz aus. Man bestimmte dazu einen an der linken Bachseite gelege-nen Hügel, von dem aus man die Rebberge hinaufsteigt. Er heisst noch heute Kirchgasse.

Das ganze Dorf war emsig bei der Hand, half den Grund ausgraben und Holz und Steine hinaufführen. Nun brauchten nur noch die Zimmerleute das ihrige zu tun, so musste die Kirche vor dem Lukastag unter Dach sein. Doch gerade als diese mit ihrer Arbeit beginnen wollten, ging alles schief. Die neuen Mauern spalteten sich, sogar die Fundamente rutschten. Zuletzt sah man sich genötigt, die Arbeit einzu-stellen und auf den alten Kirchplatz im Dorf zurückzukehren. Dort wurde die alte Kirche wieder aufgebaut, mit plumpem Käsbissenturm und dem Storchennest auf dem First. Dieses soll den gefährlichen Blitz abhalten. Die Mauern wurden rot angestrichen, das sollte an den früheren Brandschaden erinnern. Jetzt sind sie längst grauweiss.

Als die Franzosen einmal hier plünderten, stürzten sie die grosse Glocke zum Schalloch hinaus, das kleine Messglöcklein aber, das sie hängen liessen, ist weit herum bekannt und viel mehr wert — sein Schall vertreibt die Hagelwetter. Gleich der alten Kirche wurde die neue dem heiligen Martin geweiht.

150 MARTINSBRUNNEN UND MARTINSLAUF

Dem heiligen Martin sind im Gemeindebann Wittnau noch andere Orte geweiht. Durch eine Schlucht, die vom Farental auf den benachbarten Homberg führt, steigt man zur Martinsgasse empor. Von all den zwanzig Bächlein, die mit lautem Brausen vom Abhang des Berges in diese Enge niederstürzen, ist der bekannteste der Martinsbrunnen. An ihm haben einmal die Bergjungfrauen gehaust, mildtätige, schöne Jungfrauen, die das Weidvieh vor den Wölfen bewahrten und den Hirten süsse Kuchen und frische Brote an die Weidgatter legten.

Beim alljährlichen Flurumgang im Mai liefen früher die Knaben um die Wette voraus, um sich den ersten Trunk aus diesem Bergquell abzugewinnen. Die Nachbarn fanden diesen Brauch der Wittnauer auffallend, und sie behaupteten, das Wasser dieses Brunnens mache die Leute toll, und wenn sich etwa ein Wittnauer früher in einer Nachbargemeinde etwas laut und temperamentvoll aufführte, so höhnte man: «Hesch ab s'Martis Brunne gsoffe, as so brüelisch?»

151 DIE VERSCHÄNKTE HOLDE

D Summer- und d Rotelholde hai früejer au den Ammeler ghört. Wil aber d Ammeler mit im Holz, wo si abgmacht hai, eso ne grosse Umwäg hai müese mache über Wytnau und Chienbärg, so hai si die schöne Holde gar nit bsunders gschetzt. Der Gmeinrot het se de Wytnauer verschänkt für es Nachtässe mit Suurchrutt und Späck.

152 DER HEIMATLOSENPLÄTZ

a) Östlich des Dorfes Anwil, wo die drei Bänne Anwil, Kienberg und Wittnau zusammenstossen, befand sich ein steiles, schmales dreieckiges Waldstück von etwa 63 Aren, das keinem Kanton angehörte. Dieses Niemandland hatte den Namen «In der Freyheit» und war der Zufluchtsort der Kessel- und Schirmflicker und anderer fahrender Leute, kurz gesagt der Heimatlosen. Nachdem Verhandlungen über eine Grenzkorrektion im 19. und 20. Jahrhundert fehlgeschlagen hatten, wurde 1930 das herrenlose Gebiet unter die Kantone Baselland, Solothurn und Aargau aufgeteilt. Damit verschwand der Fleck Erde, der niemandem gehört hatte.

b) Von den Festen der fahrenden Leute auf dem Heimatlosenplätz wird erzählt: Was die Frauen in den umliegenden Dörfern «zusammengefochten» hatten: Milch, Mehl, Eier, Butter, Speck und Brot, wurde dort verzehrt. Wenn das Wetter besonders freundlich war, wenn beim «Fechten» viel herausgeschaut hatte, wurde geküchelt. In einer Gebse wurde von Eiern, Mehl, Milch und Salz ein Teig angerührt. Über dem Gluthaufen eines Feuers machten die Frauen in einer grossen

Pfanne Butter siedend. Die äusseren Zweige der am Waldrand stehenden Haselsträucher tauchten sie in den Teig. Dann wurde rasch die Pfanne mit der siedenden Butter darunter gehalten und die Zweige hineingetaucht — und schon hingen die Haselsträucher voller Küchlein, und diese konnten vom hungrigen Volk schnabuliert werden wie im Schlaraffenland.

153 DER LANDHAG

Zur Zeit, als das Fricktal noch zu den österreichischen Vorlanden gehörte, ging die Landesgrenze über den Tiersteinberg. Der Teil, der auf Basler Boden lag, wurde von den umliegenden österreichischen Gemeinden als Schweizerberg bezeichnet. In Kriegszeiten flüchteten oft die Bewohner von Schupfart, Wittnau und Wegenstetten ins Baselbiet hinüber, und viele Verfolgte fanden da sicheren Schutz.

Die Grenzmarken waren gut bekannt. Von dem Buschbergchrüz bis zur Strasse Rothenfluh—Wittnau führte auf Baselbieter Boden ein schöner Grenzweg, der gegen die Wittnauer Bergmatten von einem Hag, Langhag, flankiert war. Dies ist die mundartliche Form für Landhag.

Nicht nur ehrbare Leute flüchteten dem Grenzhag zu; bis weit in das 19. Jahrhundert hinein haben an dieser Stelle Zigeuner und Landstreicher die Polizei gefoppt. Das fahrende Volk kannte alle Schliche; das Dickicht des Landhages bot gute Gelegenheit zum Verstecken. Deshalb war auch die Furcht bei vielen Leuten gross, und die Gegend galt als unghüürig.

Anmerkungen

142 FS 73 ff., nach R. I/202. Vgl. Nr. 141 (Homberg-Tierstein).

143 FS 76. Mdl. Überlieferung. E: wie Nr. 134.

144 FS 76. Mdl. Überlieferung.

145 FS 76 f. Mdl. Überlieferung. E: wie Nr. 134.

Doggeli, siehe Anm. zu Nr. 55.

Agathenbrot, am Agathentag, 5. Februar, von der Kirche gespendetes und geweihtes Brot. An vielen Orten wickelte man es früher noch ein in sog. Agathenzettel, auf denen in lateinischer Sprache ein Segen gegen Feuersgefahr stand, der Agathensegen, den man dann hinter der Haustür aufhängte, um das Haus vor Feuer zu schützen. (Die hl. Agatha erlitt nach der Legende ihr Martyrium, indem man sie auf glühenden Kohlen wälzte.) Krankes Vieh und kranke Hühner heilte man ebenso mit Agathenbrot.

146 FS 77 f. Mdl. Überlieferung. E: wie Nr. 134.

147 FS 75, nach R. II/121, der noch erzählt: «Der Bohändler muss auf allen diesen Stellen umgehen. Im Walde begegnet er den Leuten als Jäger, grün gekleidet und mit breitem Hute; dabei ist seine Frechheit noch immer so gross, dass er gegen manchen Wölflinswiler schon das Gewehr gefällt hat, als wollte er ihn erschiessen. Ruft man hop-hop! in den Wald hinauf, so ist er oft plötzlich zur Hand und schleppt den vermessenen Schreier in den Örkenbach.»

auswalken, eigentlich «gewaltsam in drehende Bewegung setzen, wälzen», dann freier «schlagen, prügeln».

148 Nachlass E. L. Rochholz, Mappe I, Sagen, StAA.

Fronfastenkind, siehe Anm. zu Nr. 1.

Örkentier, vgl. Nr. 162. Der Flurname Örken geht zurück auf den Namen einer im 15. Jh. abgegangenen Siedlung *Nöriken*. S. Schneider Jürg: Die Grafen von Homberg, in: Argovia Bd. 89/1977. Anfangs der 70er Jahre kamen dort beim Bau des Örkehofes Spuren einer bronzezeitlichen Siedlung zum Vorschein. (Mitteilung von W. Fasolin, Wölflinswil.)

149 FS 78. Mdl. Überlieferung.

150 FS 78 f. Mdl. Überlieferung.

151 BS Nr. 334, S. 140. Hans Schaffner, Heimatkunde von Anwil, Liestal 1967, 29.

152 BS Nr. 340, S. 141 f. Schaffner, Heimatkunde 16, 18 und 28.

153 BS Nr. 562, S. 226 (Rothenfluh). E: Josef Ackermann (1873 — 1959), Lehrer, Wegenstetten.

Der erste Ansiedler soll Wülflin geheissen haben. Sein Hof stand unten im Örken. Später bauten auch seine Söhne dort ihre Häuser, so dass ein kleines Dorf entstand. Da aber diese Siedlung in Kriegszeiten immer rasch entdeckt wurde und durch Plünderung und Brandschatzung viel zu leiden hatte, haben sich die Leute später weiter oben, an geschützter Stelle, angesiedelt, da wo heute Wölflinswil liegt. Einer dieser Bauern gründete auf dem Bühl den obern Hof, so entstand Oberhof.

155 WO D CHILLE BOUE WORDEN ISCH

Früener isch bi eus no ke Chille gsi, und d Wiler und d Oberhöfler hai müesse uf Oltige hindere oder uf Frick aabe z Chille. Me sait hütigstags no imene Wäg gege Frick aabe dr Totewäg, will si ame mit de Totebäum dört duure z Grab sy. Das isch wit gsi und im Winter e chli übelzitic, und mängs alts Wybli het müesse deheim blybe, und bi mängem isch dr Pfarrer mit em Verseh zspot cho. Do sy si rötig worde, si wölle en eignigi Chille boue. Deismol isch scho e chllys Schlosschäppeli gstande, do wo jetz d Chille no stoht. Di neu Chille hai si wölle boue uf em Chilchmetrai. Aber seviel Stei und Bouholz si am Tag hääre gfüert hai, morndrigs isch alles äwäg gsi und dört, wo jetz d Chille stoht, gläge. Dernoo hai se si halt dört boue, wo si jetz stoht.

156 VOM SCHALEME

Dr Schaleme isch Pfarer gsi z Wil, vor mänge Johre. D Lüt säge hüt no, dein Heer haig meh chönne weder Brot ässe. I deine Johre hais d Lüt lang guet gha, nie hets ghaglet, nie isch dr Bach überloff, dr Schaleme het s Wätter chönne hi schicke, won er het wölle, uf Chienberg duure oder in d Schwyz ue. Dözmole isch s Obscht alli Johr groote, Frucht hets gäh, as es e Freud gsi isch, und im Herbst sy si chum fertig worde mit drucke, e so hets Wy gäh. Dein Pfarer het aber au chönne Geischer banne und Häxe verjeuke. Einisch sig er ufene Eiche ue und haig afe schüttle, do haigs Dublone und Nüntaler gregnet bis gnuet. Er het au chönne es Loch dur ne Schtrauwelle dure brenne, ohni as si acho isch, und der Tüfel het em müesse folge wie ne Schuelerbueb. Wenns einisch brennt haig, so sig er wie ne Verruckte wie wüetig drümol um s Hus umme gsprunge und haig dr Agetesäge ufgsait, und do sig s Für uf einisch cherzegrad ufgstande und derno eismol usglösche. Einisch, immene heisse Summer, het dr Blitz in Chilleturn gschlage. Es het leschterli gchlöpft, aber süscht hets kei Schade gäh. Do drüberabe het en Ma am Chillhaltig dr Donnerstei gfunde. Wemme de immene Mäntsch a d Stirne druckt het, sen isch er umbürzlet und mustot gsi. Dr Schaleme isch aber gleitig derhär zfäcke cho und het dem Bur de Stei wieder gnoh und het en wieder i Chilleturn igmuret. So verzellt me Stückli vonem.

157 DAS DORFTIER ODER DER BACHPFLOTSCHI

Unter diesem Namen ist in Wölflinswil und Oberhof ein schlimmer Wetterprophet bekannt. Immer folgt Unwetter seinem Erscheinen. In Oberhof watschelt es vom Oberdorf nach dem Unterdorf, grunzend und klitschend. Es hat die Gestalt eines Schweines und wächst haushoch an. Bei der Säge verkriecht es sich unter der Brücke. Wer nachts darüber geht, sieht darunter zwei Mädchen sitzen.

In Wölflinswil erscheint das Tier bald als brandroter Fuchs, bald als schwarzer Hund mit Pflugsrädernaugen. In einem Falle auch als Schwein. Gewöhnlich erblickt man es oberhalb der Ochsenbrücke im Bach, spritzend und fletschend. Oft kommt es aus der Ölegasse, überspringt den Bach unmittelbar unterhalb der Ochsenbrücke und folgt dem Bodenweg. Oft kommt es auch herunter vom Kirchhügel und folgt dem Bodengraben bis in den Bach.

158 DER STÖCKLIGEIST

Die Kirche von Wölflinswil steht zwischen Pfarrhaus und Schule auf einem Hügel, der gegen Norden in eine von Felsen umrahmte Wiese ausläuft, die das Stöckli genannt wird.

Dort stand vor Zeiten eine Burg, und man soll davon vor Jahren noch Mauerreste gefunden haben. Ihr gegenüber an der Weisshalde steht das «Schlössli», ein mächtiges, dreistöckiges Haus, das vor Jahren im untern Stock noch gotische Staffelfenster aufwies. Mit diesem Gebäude war das Stöcklis Schloss durch eine lederne Brücke verbunden.

Tief im Felsen liegt eine eiserne Kiste, prall gefüllt mit blinkenden Goldstücken. Daneben liegt ein mächtiger Pudel mit feuergeleissenden Augen. Schon oft vernahmen Leute im «Boden» sein nächtliches Knurren. In früheren Zeiten versuchten junge Burschen den Schatz zu heben, es ist aber noch keinem gelungen.

Aus dem Stöckli steigt oft ein blaues Männlein auf, oft ein weisses Schaf. Beide kündeten Unwetter an.

159 GESPENST IN GESTALT EINES BIENENKORBES

Am Abhange des Kirchenbühles zu Wölflinswil stand im vorigen Jahrhundert das Wohnhaus des Chruckergalli und zwischen dessen Wohnung und der Kirche dasjenige des Wölflinswiler Sigrists.

Vor Tag im Hochsommer einmal wurde dem Chruckergalli ins Haus hineingerufen, eben stehle man ihm seine Garben vom Feld am Hügel hinter der Kirche, und sogleich rannte der Bestohlene fort an den genannten Ort. Um diese Frühzeit hatten des Sigristen Leute gerade eine Wäsche herzurichten, das Licht in der Waschküche fiel durch die offene Tür ins Freie. Da sahen sie den Chruckergalli auf dem

Rückwege, mit blutgetränktem Hemde sprang er an der Tür vorüber seiner Wohnung zu. Man eilte ihm nach und traf ihn im Sterben; er konnte nur noch den Pfarrer verlangen und diesem das Geschehene berichten. Als er draussen alle seine Korngarben gestohlen sah, griff er in der Verzweiflung zum Taschenmesser und durchschnitt sich den Hals. Am gegenüberliegenden Hügel sass der Teufel und schrie: «Gar us!» Aber auf dem Kirchendache stand ein Engel und rief entgegen: «Nit gar!» Diesem habe er schliesslich gefolgt und sei heimgelaufen. Nach diesen wenigen Worten starb er.

Seitdem muss ein Geist in sonderbarer Weise umgehen; in einen Bienenkorb verwandelt, rollt er vom Hügel herunter der Stelle zu, wo sein Häuschen stand, denn dieses, in dem es allzu schrecklich spukte, hat man vor etwa hundert Jahren gänzlich abgerissen.

160 TANZENDE HEXEN AUF WID

Von Tannwald und niederem Gestrüpp umschlossen, liegt einsam im Mondschein das Wid, die einstige Allmend von Wölflinswil. Da fliegen von allen Seiten leichte Gestalten heran und fügen sich zum Tanz auf dem weiten Plan. Lautlos schlingen sich ihre Glieder im Takt, und ihre nackten Leiber schimmern marmorn im Licht. Doch kommt der Landmann frühmorgens zur Stelle, findet er dunkle Kreise im Grün. Hexenringe nennt er sie, und ängstlich flieht er den Ort.

161 DER GRÜNE REITER ZWISCHEN WÖLFLINSWIL UND OBERHOF

Ein grüner Reiter auf grünem Pferd wurde zwischen Wölflinswil und Oberhof häufig gesehen. Durch den Bach hinunter ritt er bis zur Kelnbachmündung im untern Dorfteil von Wölflinswil. Von dort folgte er dem Kelnbach bis hinter die Kirche, kehrte wieder zurück und verfolgte den gleichen Weg nochmals. Oberhalb Wölflinswil ritt er oft auch ausserhalb des Baches, bis hinauf zu den weissen Steinen. Von dort aus sah man ihn als einen grauen Hund nach der Ochsenbrücke hinunterrennen und unter ihr verschwinden.

162 DAS ÖRKENTIER

Von Wölflinswil aus talabwärts folgt das Strässchen eine Zeitlang der steilen Schlinghalde und durchläuft dann den einsamen Örken, ein leicht hügeliges Gelände. Links steigt die Bohalde schroff an zum Altenberg, und rechts grüssen die Tannen des Fürberges. Recht still ist es, wenn man in später Nachtstunde durch den Örken wandert, so recht die Stimmung, um alten Sagen nachzusinnen und um Geister zu sehen. Hier haust das Örkentier. Sein Weg führt von des Jörlis

Birnbaum an der Schlinghaldenecke bis zum Dreispitz, wo der Örkenbach in den Wittnauer Bach fliesst. Der Geist geht um als Tier oder Mensch. Unser alter Tagelöhner hat uns Buben oft erzählt, er sei einmal spät mit einem Fuhrwerk talaufwärts gekommen. Auf einmal, beim Örkenkreuz, standen die Pferde bockstill. Er habe aber schon gewusst, was Lands, habe die Pfeife angezündet und sei dreimal um den Wagen geschritten, ohne ein Wort zu sprechen, dann habe er sich wieder auf das Gefährt gesetzt ohne zurückzuschauen. Er habe deutlich gehört, wie ein Hund unter dem Wagen hervorgekrochen sei und das Weite gesucht habe.

Als der alte Gipfer Mühle knecht einmal abends von der Kehre heimwollte, stand vor ihm quer über die Strasse ein herrenloses Ross. Er dachte sogleich an das Örkentier, und vorsichtig umging er daher das Pferd, ohne ein Wort zu sprechen. Wenige Schritte weiter aber hatte es sich ihm schon wieder in den Weg gestellt, und abermals musste er es in gleicher Weise umgehen. So trieben beide ein stummes Spiel miteinander, bis sie zum Örkenkreuz herunterkamen, wo der Geist verschwand. Der besonnene Müller knecht hatte gewonnen. Manchmal hielt ihm das Gespenst auch unsichtbar die Räder seines Fuhrwerks an; alsdann umging er dreimal mit frischem Feuer, d. h. mit brennender Pfeife, wortlos den Wagen, und alsdann kamen die Tiere vom Fleck.

Auch in der Gestalt eines grossen Mannes erscheint der Geist und streift, von einem Hunde begleitet, dem Örkenbach entlang auf- und abwärts. Als einst ein Wölflinswiler Bursche vom Kiltgange spät von Wittnau her durch den Örken kam, stand plötzlich ein hoher, breitschultriger Mann, mit einem Knotenstock in der Hand, neben ihm. Wie er freundlich grüsste, war die Gestalt verschwunden, und ein fürchterlicher Sturm brach los, der in der benachbarten Bohalde mehrere Bäume ausriss.

163 JAGDGESELLSCHAFT IM ÖRKEN

Wenn jemand in den zwölf heiligen Nächten nach Weihnachten um Mitternacht beim Örkenkreuz steht, sieht er mit dem letzten Schlag der Turmuhr von Wölflinswil vom Schloss Homberg her eine Jagdgesellschaft daherschweben. Weissgekleidete Männer auf schwarzen Pferden reiten geräuschlos vorüber, einer voraus mit einem mächtigen Horn an der Seite. Langsam verschwinden sie gegen Günschtlete und Fürberg hin.

164 DREI MÄNNER IM ÖRKEN

Mein Urgrossvater führte einst eine Abteilung französischer Soldaten von Oberfrick nach Wölflinswil. In mondheller Mitternachtsstunde trat er den Rückweg an. Wie er hinunterkam zum grossen Birnbaum an der Schlinghalden-Ecke, hörte er in der Ferne lautes Gespräch und erblickte drei Männer, die das Örkengässlein

herunterkamen. Sie trugen weisse Hosen, rote Wämser und lange Mäntel. Die Köpfe bedeckten mächtige Dreispitze. Lange weisse Bärte umrahmten die bleichen Gesichter. Ihr wildes, in fremden Lauten geführtes Gespräch, begleitet von leidenschaftlicher Geste, schwoll an zu heftigem Streit. Beim Örkenbächlein verschwanden die Gestalten im Bach, und ein Lärm begann, wie wenn alle Frösche der Welt ihr Gequak erhoben hätten. Schnellen Fusses verliess der erschreckte Zuschauer den unheimlichen Ort.

Zur Schwedenzeit sind hier drei Soldaten von den im Hinterhalte liegenden Bauern überfallen und auf grausame Art zu Tode gequält worden. Ihre Leichen wurden im Bache verscharrt. Seither sind sie ruhelos und müssen alle Nächte wiederkommen, bis ihre Knochen in geweihter Erde beigesetzt werden.

165 DAS STEINKREUZ IM ÖRKEN

Seit langer Zeit steht im Örken, weit unterhalb des Dorfes, an der Strasse, ein Feldkreuz. Alljährlich wurde es früher als unterste Station der Bannprozession besucht.

Etwas oberhalb stand ehemals am Wege ein anderes, kleines Steinkreuz. Einst wurde hier in einsamer Nacht ein Fuhrmann von ruchloser Hand erschlagen. Niemand hätte früher gewagt, dieses Erinnerungszeichen grausamer Tat zu entfernen. Sooft es auch der furchende Pflug umriss, immer wurde es wieder aufgestellt. Nur einmal soll es ein Besitzer des Ackers weggebracht haben. Als er aber bald darauf krank wurde, liess er es wieder an Ort und Stelle bringen. Heute ist es nun doch unserer nüchternen Zeit gewichen, und mit ihm verschwindet auch seine Geschichte, die noch im vorigen Jahrhundert von alten Leuten erzählt worden ist.

166 DER SCHWEDE IM ÖRKEN

Bei des Jörlis Birnbaum soll früher ein Hof gestanden haben, dessen Scheune man die Schwedenstallung hiess. Dort hauste früher ein Geist. Wenn er am Hause vorbeischnitt, grüsste er den Besitzer jedesmal mit einer tiefen Verbeugung. Er war überhaupt dem Hausbesitzer wohlgesinnt, nicht aber andern Leuten. Das hat besonders der alte Bezirksrichter erfahren, der allwöchentlich mit seinem Fuhrwerk an die Gerichtssitzung fuhr. So oft er an diese Stelle kam, stellte sich sein Rösslein hier bolzgerade auf die Hinterbeine; dann wendete er das Chaislein um, verhielt dem Ross die Augen und führte beides über die Stelle.

Des Jörlis Birnbaum trug früher Frühbirnen. Zwei freche Burschen erstiegen ihn eines Nachts, um ihn zu leeren. Darüber kam ein Mann dazu von geringer Grösse und mit einem breiten Hute, und beide Teile betrachteten sich schweigend. Mit einem Male aber wuchs der Mann immer höher und breiter auf, so dass er drängelnd zwischen die Äste hineinreichte, auf denen sie sassen; zugleich loderte von

allen Seiten ein Feuer mit empor, dass die Obstdiebe eiligst entspringen mussten. Ein andermal stand er als ein grosser Mann an der Ochsenbrücke im Dorf. Er trug eine weisse Zipfelmütze und einen schwarzen, langschwänzigen Rock. Eine vorübergehende Bäuerin grüsste ihn, erhielt aber keinen Dank. Kaum war sie ein paar hundert Schritte weiter, so brach ein entsetzliches Unwetter los.

Dieser Geist soll aus der Schwedenzeit stammen. Die einen behaupten, es sei ein Wölflinswiler Bauer, den die Schweden fingen, ihn mit Mistjauche füllten, einem Ross an den Schwanz banden und so lange im Bach hin- und herschleiften, bis er den Geist aufgab. Andere aber sagen, es sei ein Schwede, der von den lauernden Bauern überfallen und auf ähnliche martervolle Weise umgebracht worden sei. Als nämlich die Schweden von den eroberten Städten Rheinfelden und Laufenburg aus diese kleinen Gebirgstälchen plündernd durchstreiften, wurden viele von ihnen durch die lauernden Bauern getötet. So lag hier am Wege, neben dem Örkenbach, ein schwerverwundeter Schwede. Die Bauern sprangen auf ihn los und zerschlugen ihm die Glieder. Er bat um Schonung; sterben müsse er doch, sagte er, aber trotz aller Qualen werde er nicht vor Sonnenuntergang sterben können, man möge ihn nicht weiter misshandeln. Allein, sie höhnten ihn nur, und als er unter ihren wiederholten Streichen noch immer lebte, banden sie ihn zuletzt an einen Pfahl unter das Wasser des Bächleins. Auch damit war er nicht zu ertränken, sondern soll wirklich erst nach Sonnenuntergang verschieden sein.

167 DIE FRAU IN DER MÜHLEMATT

In der Mühlematt, oberhalb des Dorfes, wurde früher zu gewissen Zeiten eine Frauengestalt gesehen. Sie trug ein weisses Mieder und einen schwarzen Rock. Eine Flut gelber Haare verhüllten Schultern und Nacken. In der Hand trug sie einen irdenen Krug. Suchend schritt sie über die Wiesen und verschwand plötzlich.

168 DIE WEISSE FRAU IM BURG

Steile Felswände schimmern aus sattem Tannendunkel. Seltsame Pflanzen wuchern aus grauem Gestein. Füchse bellen in dunkler Nacht. Die Burg war einst ein gemiedener Ort, Greuel des Schwedenkrieges schrien hier gen Himmel, und nachts geht die weisse Frau um. In lichten Gewändern kommt sie vom Klemphen herunter, lautlos schwebend. Wer sie sieht, muss sterben. Jungfrauen, die im Advent oder in der Fastenzeit geboren sind, bemerken sie selbst am lichten Tag. Einst suchten Mädchen von Wölflinswil in jener Gegend wilde Himbeeren. Wie eines rückwärts schaute, stand dicht hinter ihm eine weisse Gestalt. Das Mädchen erschrak und floh nach Hause. Nach sieben Wochen trug man es zu Grabe.

In der Schlinghalde wurde früher häufig ein Mann gesehen, der, auf einem Markstein sitzend, wehmütig auf einer Fiedel spielte. Er trug weisse Kleidung und walende Haare. Näherte man sich der Gestalt, so verschwand sie plötzlich.

Im Dorfe Wölflinswil stand vor Jahrhunderten ein Adelsschloss. Der Burgherr und seine Frau waren sehr mild gegen ihre Untertanen gewesen; die Tochter dagegen tat äusserst hochmütig und prunksüchtig, dazu presste sie den armen Leuten in diesen rauen Hochtälern auch noch ihr bisschen Geld mit aller Härte ab. Im Schwedenkriege wurde endlich das Schloss zerstört und die Tochter von den Soldaten erschlagen. Nachher sah man ihren Geist in der Ruine umgehen und sich an denjenigen Plätzen niedersetzen, wo in eingestürzten Gewölben das zusammengegeizte Geld in eisernen Kisten verwahrt lag. Alles fürchtete sich gar sehr vor dem Gespenst, nur ein Jüngling aus dem Dorfe nicht. Der hatte sich aus seinem Hause nun schon mehrmals zur Nachtzeit weggeschlichen, und da er kein Kiltgänger und Nachtbube war, so konnte man sich gar nicht denken, wohin er wolle, wenn man sah, wie er gegen die Schlossruine am Berge in der Finsternis seine pfadlose Richtung nahm. Es versteckte sich daher sein Vater nachts in der Ruine und lauerte ihm auf. Kaum war auch der Sohn hier oben angelangt, so trat diesem die Schlossjungfrau freundlich entgegen und bot ihm die Hand. Ebenso vertraut tat der Jüngling. Als wüsste er schon ganz genau, was es hier gelte, nahm er die Jungfrau frisch auf den Arm und begann, sie dreimal um das Schloss herumzutragen. Jedesmal, wenn er an die Stelle kam, wo der Vater im Verstecke war, hielt er inne, setzte die Jungfrau ab, küsste sie herzlich, nahm sie rasch wieder auf und verschwand mit ihr hinter dem Gemäuer. Da er sie nun das dritte und letzte Mal hergebracht und geküsst hatte und sie eben wieder auf den Arm hob, hielt der Vater nicht länger an sich und schrie voller Angst: «Nit, nit, die zwo Schlange bisset!» Es waren aber nur die zwei mächtig langen Zöpfe der Jungfrau, die der Alte für zwei Schlangen angesehen hatte. Über diese wohlbekannte Stimme erschrak der Sohn, liess das Mädchen auf den Boden fallen und entsprang.

Die einstige Seligkeit dieser Jungfrau ist an einen Kirschbaum geknüpft, der im nahen Bergwald Lammetholz steht. Wenn er einmal so dick wie ein Sägbaum geworden und dann zur Wiege verzimmert sein wird, so kann das Knäblein, das man in dieselbe legen wird, der Jungfrau Erlöser werden.

Vor Jahren wurde einmal der Strichen, auf den die Fricktaler als den höchsten aargauischen Bergzug gehörig stolz sind, im Gemeindewerk abgeholzt. Damals

befand sich der Grethans von Wölflinswil eines trüben Wintermorgens ganz allein auf der Höhe dieses einsamen Waldberges und hieb sich das ihm zukommende Teil Reiswellen.

Da trat aus einer unwegsamen Waldlücke heraus plötzlich ein grosser, dürrer Mann zu ihm in völlig roter Tracht. Ein rotes Wollhemd reichte ihm über die Hüfte, er trug rote Kniehosen und rote Strümpfe, Rinkenschuhe mit fingerbreiten funkelnden Messingschnallen und auf dem Kopf einen Dreispitz. Ein solcher Hut, den man mittelst Schnüren in eine dreischnäuzige Form aufbinden, gegen Regen aber als Schlapphut breit auseinanderschlagen konnte, war vor Zeiten hier herum allerdings üblich gewesen. Aber zum Aussehen dieses Mannes passte es gar nicht, der, wenn er zum übrigen noch ein rotes Käppchen getragen hätte, ganz einem stattlichen Schützenzeiger glich. Der Grethans besann sich eben, von welchem Scheibenschiessen wohl der in diese weglose Gegend herkommen könnte. Da begann der Rote, indem er das Tal drunten überblickte: «Vor dreihundert Jahren hättest du wahrlich hier auch nicht so allein Holz gefällt!» Der Grethans dachte bei sich: «Also wieder ein solcher Faulenzer, der zu jeglicher Arbeit einen Gesellschafter haben muss! Und nicht einmal einen guten Tag bietet er dir und duzt dich schon im ersten Augenblick!» Er antwortete ihm daher wie einer, der dem Fopper das gleiche Wort zurückgibt, und sagte: «Freilich hätte ich vor dreihundert Jahren weder ganz allein noch in grosser Gesellschaft, noch auch mit dir mein Brennholz hier hauen können, weil wir ja alle zusammen noch nicht auf der Welt gewesen sind, ausgenommen vielleicht dein Hut da.»

«Das ist nicht die Ursache», sagte der Rote begütigend, «sondern weder ein Mann einzeln, noch viele Männer zusammen würden sich damals hier heraufgewagt haben, so viele Wölfe gab es hier herum. Und dein Dorf Wölflinswil bekam ja von ihnen seinen Namen, damals vor dreihundert Jahren.»

«Das ist aber dann doch nur die Schuld der damaligen Leute gewesen», erwiderte der Grethans, «sie werden eben auch wie du lieber auf das Schützenfest als auf die gefährliche Wolfsjagd gelaufen sein. Hätten sie die Wölfe nur brav zusammengepulvert.»

«Zusammengespiessst, musst du sagen», unterbrach ihn der Rote, «denn in seinem ganzen Hause hatte der Bauer keinen Schuss Pulver vor dreihundert Jahren. Da drunten auf dem Platz in Oberhof, den ihr jetzt Auf der Hofstatt nennt, hat der erste gewohnt, und ausgebälgte Wölfe hingen so viele ringsum unter seinem Dachrande, dass er mehr Stroh, als jetzt auf euerem Felde steht, allein nur in die Wolfsbälge zu stopfen hatte. Aber jetzt ist eben überhaupt nicht mehr der dreifache Ertrag an Frucht und Obst vorhanden wie vor dreihundert Jahren. Sobald im Frühling der Örkenbach gross wurde, schwamm er voll Schwarzkirschen, und im Herbst lag er so voller Äpfel, Zwetschgen und Nüsse, dass meine Base ihre Herbstwäsche statt hier im Bach oben beim Heidenbrünnlein hielt. Dann wurde allemal der ganze Strichenberg schneeweiss, wenn ihrer Schwester Tochter die Bett- und Tischtücher zum Trocknen aufhängte vor dreihundert Jahren.» — «Das muss aber eine schlechte Wirtschaft gewesen sein», erwiderte ihm der Grethans.

«Da hätten sie doch Schnaps daraus brennen sollen und Kirschwasser, anstatt es den Bach hinabschwimmen zu lassen, das viele Obst!»

«Es ist gleichwohl nicht verlorengegangen», sagte der Rote, «denn die Schweine haben sich herrlich damit gemästet. Und trieb sie der Vetter einmal auf den Markt nach Basel, so waren es ihrer so viele geworden, dass er mit den letzten noch nicht im Frickertor stand, wenn die vordersten schon zum Mülhausertor wieder hinauszogen. Seht, da kommen die Roten, riefen alsdann die Basler Metzger und bezahlten sie ihm wannenweise mit Brabantertalern und saumweise mit Elsässerwein, wie er süß und herrlich geraten ist vor dreihundert Jahren.»

Jetzt wusste der Grethans nichts mehr zu erwidern, aber er dachte sich: «Mach dich einmal fort, du Aufschneider!» Da kehrte sich der Rote, ohne Abschied zu nehmen, um und ging in der Richtung nach Oberhof bergab. «Was für einen Weg will er da nur machen über Stauden und Stämme, über Stock und Stein? Denn dort über die bolzgerade Felsenwand hinunter ist wohl vor dreihundert Jahren noch keine Klaue und kein Fuss gekommen!» So sagte der Grethans bei sich selbst, sprang dem Unbekannten ein paar Schritte weit nach und schaute und staunte. Unaufgehalten schritt der Rote ohne Weg und Steg geradeaus über die senkrechte Kluft und jenseits in den Wald hinein, als ob er die dichte Wand der Tannenbäume niedertreten könnte. Der Grethans nahm schnell zum Beten seine Zuflucht, um des Grauens Herr zu werden. Des Roten immerwährendes Wort wurde ihm plötzlich befremdend deutlich. Er wusste nun, was es auf sich hatte, allein gewesen zu sein auf dem Strichenberg vor dreihundert Jahren.

172 DER SIGRIST VON WÖFLINSWIL UND DAS SCHWEDENROSS

Als die Schweden während des Dreissigjährigen Krieges auch das Fricktal heimsuchten und viele Dörfer ausraubten und verbrannten, flohen viele Bewohner in die undurchdringlichen Wälder und in die Höhlen der Juraberge.

Um vor plötzlichem Überfall sicher zu sein, stellten die Wölflinswiler auf der Höhe des Altenberges Wachen auf, die sich untereinander und rückwärts ins Dorf durch Zeichen warnten. Nahten kleinere Abteilungen, schwenkten sie die Hüte, bei grösseren verwendeten sie Fahnen. Als eines Tages das Herannahen eines grösseren Reitertrupps gemeldet wurde, flohen die Bewohner in wilder Verzweiflung hinauf auf die Burgmatten, eine von steilen Flühen gegen Norden und Osten gesicherte Wieseninsel inmitten eines hochstämmigen Tannenwaldes, nahe an der Solothurner Grenze. Ohnmächtig mussten sie von dort aus zusehen, wie ihr Dorf ausgeplündert und verbrannt wurde.

Man rächte sich, wie man konnte. Unterhalb des Dorfes, im Örken, lauerte man den Feinden auf und überfiel einzelne Trupps und floh dann wieder der Burgfluh zu. Mancher Schwede musste so sein Leben lassen und fand im Örkenbach sein ungesegnetes Grab. Noch Jahrhunderte nachher raunt die Sage von Geistern der Erschlagenen, die dort umgehen und keine Ruhe finden können.



Jahrelang blieb der Feind im Lande, und die Bewohner mussten sich versteckt halten und führten ein erbärmliches Leben.

Nur einer verzagte nicht, der Sigrist des Dorfes. Seinen Namen hat die Überlieferung vergessen. Als er die Verzweiflung seiner Leute sah, versuchte er sie zu trösten. Weil kein Priester da war, errichtete er ein Kreuz aus rohen Stämmen und betete der Gemeinde darunter vor, wie früher in der Kirche. Er begrub die Toten und trug die Neugeborenen zur Taufe nach Kienberg. Auf seinen Rat begannen die Bauern auf der Fluh den Boden urbar zu machen, und bald reiften auf dem Rübli, wo heute längst wieder Wald ist, Korn und Gerste. So gelang es, notdürftig über die schweren Tage hinwegzukommen.

Die Zeit verrann, aber immer noch lagen die Schweden im halbzerstörten Dorf. Oft stand der Sigrist am äussersten Rand der Fluh und schaute wehmütig auf den noch unversehrten Käsbissenturm der verbrannten Kirche hinunter. Da überkam ihn eine heftige Sehnsucht nach dem Glockengeläute, das er schon lange nicht mehr gehört hatte. Schliesslich konnte er sich nicht mehr bemeistern; er verabschiedete sich von seinen Dorfgenossen und stieg durch den Wald hinunter, dem Kirchturm zu. Dort ergriff er die noch vorhandenen Glockenseile und fing an zu läuten; allein das Geläute brach plötzlich ab. Schwedische Soldaten ergriffen ihn, schlugen ihn bewusstlos, schleppten ihn hinauf nach Hornussen und warfen ihn in eine Ecke des Dorfplatzes, wo er halbtot liegenblieb. Als er erwachte, sah er um sich. Noch standen die Häuser von Hornussen. Die Bewohner hatten sich mit dem Feinde zu verstehen gesucht, hatten dem General, der dort sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, fette Schweine und Kälber in die Küche geliefert. Aus ihren Glocken wurden Kanonen gegossen, und selbst ihre silbernen Rosenkränze gaben prächtige Uniformknöpfe.

Nach einiger Zeit wurde der Sigrist vor den General gebracht und daselbst über den Aufenthalt seiner Dorfgenossen ausgefragt. Dann führte man ihn wieder weg und warf ihn gebunden in seine Ecke zurück.

Unterdessen war ein schwedischer Reitertrupp ins Dorf eingerückt und veranstaltete mit seinen Weibern ein Saufgelage. Bald lockten die Soldaten ihre Dirnen zum Tanze, aber keine Spielleute waren aufzutreiben. Diesen Umstand nützte unser Sigrist listigerweise aus und bemerkte, er sei Spielmann und wüsste trefflich aufzuspielen, wenn er nur seine Geige hätte, diese liege aber unnütz in seinem Dorfe. Man schrie ihm zu, er solle sie holen. Seine Fesseln wurden gelöst und er mit den Händen an einen Pferdeschwanz gebunden. Ein Reiter sass auf und fort ging's über einen Feldweg nach Herznach, dann bei stockfinsterer Nacht durch das Junkholz, eine einsame Bergwaldung zwischen Herznach und Wölflinswil. Hier kam das Ross nur mühsam vorwärts, der Pfad führte durch einen Hohlweg, an welchem viele Klafter Scheitholz lagen. Blitzschnell packte der Sigrist, dessen Fesseln sich gelöst hatten, ein Scheit von der nächsten Beige und hieb es dem Schweden über den Kopf, dass diesen die Sinne verliessen und er aus dem Sattel kollerte und liegenblieb.

Rasch schwang sich der Sigrist aufs Pferd und raste davon, zu seinen Leuten auf der Burgfluh. Die Freude war gross, wie staunten sie aber über den Hengst, der von lauchgrüner Farbe war! Die Flüchtlinge hatten bisher in grosser Angst gelebt. Da man befürchtete, die Feinde hätten das Versteck entdeckt und würden sich rächen, beschloss man, die Grenzsteine zu versetzen, so dass die Burghalde inskünftig in den Bann der Gemeinde Kienberg zu liegen kam. Dieses Dorf gehörte zu Solothurn und war von der Grenzwache besetzt. So wohnte man hinter der Schweizer Grenze, die von den Schweden respektiert wurde. Hier blieben die Flüchtlinge in den kommenden Jahren auch ziemlich unbelästigt. Das Gebiet, das sie damals unter Schweizerschutz gestellt hatten, gaben die Kienberger später nicht mehr heraus, sondern verleibten es ihrem eigenen Banne ein. Vergebens klagten die Übervorteilten, man verwies auf die versetzten Marksteine, und deshalb verläuft die Grenze noch heute mitten durch die Burgmatten.

Zur Zeit, als der Sigrist zu den Seinen zurückgekehrt war, hatte man die Vorräte aufgezehrt. Ohne Geld war in Kienberg kein einziger Laib Brot erhältlich. Da entschloss sich der wackere Küster, sein feuriges Schwedenross zu veräussern.

Er ritt eines Tages über das Gebirge nach Gösgen und bot dem dortigen Landvogt, der als Pferdeliebhaber bekannt war, den Hengst zum Kaufe an. Wie staunte dieser, als er das Tier sah. Von diesem Schlage hatte er noch nie gehört. Das Tier war am ganzen Leibe lauchgrün. Der gnädige Herr zahlte sofort bare achtzig Dublonen dafür aus. Mit diesem Gelde kehrte der Sigrist zu seiner Gemeinde zurück, und die Summe reichte gerade, um sich der drückenden Hungersnot zu wehren.

Der Landvogt von Gösgen erlebte aber mit dem grünen Schwedenross keine sonderliche Freude. Es war unbändig und warf den geübtesten Reiter ab. Auch wollte bald kein Rossknecht mehr in den Stall; denn in der Nacht wurde das Pferd schwarz, und in seinen Augen glimmte Feuer. So war der Landvogt schliesslich froh, als ihm ein reisender Jude eine geringe Summe dafür bot. Dieser brachte es in das Leimental hinüber und verkaufte es dem Ammann von Leimen. Das ganze Dörflein staunte über das grüne Tier und umstand es gaffend. Auf einmal packte dieses des Ammanns Söhnlein am Hosenband und lief mit ihm zum Dorf hinaus, die ganze Bevölkerung schreiend hintennach. Am Ende setzte es das Büblein unverseht ins Gras und wartete auf das herbeieilende Volk. Hier liess es sich geduldig fangen und binden.

Als die Leute ins Dorf zurückkamen, humpelte ihnen ein alter Mann entgegen, der allein zurückgeblieben war. «Denkt euch», rief er, «der Schwed ist hier gewesen und hat das grüne Ross gesucht, es gehört dem Königselbst; weil aber das Dorf so verlassen war, fürchteten sie einen Hinterhalt und zogen alsbald ab!» — «Das grüne Ross hat uns gerettet», schrien die Leute, «lasst uns eine Prozession abhalten, und alle Glocken läuten ihm zu Ehren!» — «Nein», erwiderte der Greis, «lasst uns das Pferd verkaufen, auf dass es nicht nochmals die Schweden in unser Dorf lockt!» Der Ammann war mit dem Vorschlag einverstanden und ritt das grüne Pferd andern Morgens gen Basel, um es auf dem Rossmarkt zu verkaufen. Doch

auf dem Weg warf ihn das Schwedenross in einen Sumpf bei Benken und war verschwunden.

Seither ist es wieder in Wölflinswil. In der Fastenzeit geistert es vom Örken her durch den Bach bis zu den weissen Steinen und von dort durch das Kelenbächlein bis zur Quelle und verschwindet gegen die Burgfluh. Noch im vorigen Jahrhundert will man es gesehen haben.

Die Wölflinswiler aber sind nach Beendigung des Krieges wieder in ihr Dorf hinuntergestiegen. Nur drei Häuser hatte das Feuer verschont, sie stehen heute noch. Schwedenhäuser heisst man sie im Volksmund. Mit ihren hohen Giebeln und gotischen Fensterkreuzen, von denen die untersten vergittert sind, stechen sie ordentlich ab von den andern einfirstigen Jurahäusern. Von der Kirche war noch der mockige Käsbissenturm stehengeblieben. In zähem Eifer wurde wieder aufgebaut.

Den Sigristen aber, der in all den bösen Zeiten der Gemeinde so treue Dienste geleistet hatte, hielt man hoch in Ehren. Dankbar verliehen die Wölflinswiler ihm und seinen Nachkommen den Sigristendienst auf ewige Zeiten. Einen seiner Urenkel aber, der oft betrunken war, so dass er vergass, die Glocken rechtzeitig zu läuten, setzte man ab; so kam der Sigristendienst an eine andere Familie.

Zur Erinnerung an die bösen Kriegszeiten wurde noch lange im Sommer zwischen Kreuzauffindung und Kreuzerhöhung von den Kindern der Rosenkranz gebetet.

173 DER WALDBRUDER IM BURG

Am Fusse der Burgfluh befindet sich eine mehrere Meter tiefe Kalksteinhöhle. Ein von Dorn- und Brombeergestrüpp verwachsenes, hie und da von herabgebröckelten Steinen verschüttetes Weglein führt zu ihr herauf. Hier soll ein Waldb Bruder lange Zeit gehaust haben, bis er von den Kaiserlichen oder den Franzosen erschlagen worden sei. Die ehemalige kleinste Glocke im Kirchturm zu Wölflinswil soll von ihm stammen.

174 DER KLEINKINDERTROG

An der Burgfluh bei Wölflinswil wird ein isoliert stehender turmförmiger Fels der Ankenkübel genannt. In ihm steht der Kleinkindertrog. Donnert es, so sagt man solchen Leuten zum Trost, die ein Kind durch den Tod verloren haben: «Es ist wieder ein Stein von der grossen Fluh heruntergepoltert, jetzt kann die Hebamme wieder ein anderes herausholen.» Beklagen sich die Geschwister, dass ihnen statt des erhofften Brüderleins schon wieder ein Schwesterchen gebracht worden sei, so entgegnet man: «Die Hebamme muss diejenigen zuerst dort herausnehmen, die am meisten schreien.»

Anmerkungen

154 FS 79. Mündliche Überlieferung. E: Martin Adolf Fricker (1871 — 1940), Lehrer in Wölflinswil.

155 FS 79, nach mündlicher Überlieferung und R. II/299. E: Josef Gerold Fricker (1835 — 1911), Lehrer in Oberhof.

übelzütig, beschwerlich. Bei J. P. Hebel: Hejo, sie het au übel Zit.

Verseh, Versehgang, Gang eines kath. Geistlichen zur Spendung der Sterbesakramente.

156 FS 80, nach mündlicher Überlieferung und R. II/148.

Von 1773 bis 1793 war Johann Baptist Challamel, Dr. theol., von Rheinfelden, der Bruder des Propstes J. F. A. Challamel in Rheinfelden, Pfarrer in Wölflinswil. 1751 war er in den Jesuitenorden eingetreten und wirkte darauf eine Zeitlang als Lehrer der Philosophie und Theologie in Pruntrut. Er war Vizedekan und Kämmerer des Fricktaler Kapitels. Laut einem Eintrag im Sterberegister der Kirchgemeinde Wölflinswil verehrten ihn seine Pfarrgenossen als klugen und unermüdlichen Seelsorger. (S. Josef Fridolin Waldmeier, Der Josefinismus im Fricktal 1780—1830, in: Vom Jura zum Schwarzwald, Jahrgänge 24/25, 1949/50.)

Über die Zauberkünste von Schaleme siehe auch Nr. 185 (Oberhof).

Heer, einst allgemein statt «Herr», heute gelegentlich noch erhalten als Bezeichnung des geistlichen Herrn und in entsprechenden Verbindungen: Heerewäg, Heere-Bungert, Heerehus.

Id Schwyz ue, so pflegte der Fricktaler, der erst 1803 eidgenössisch wurde, die Richtung südwärts, über den Jura in den alten Aargau zu bezeichnen.

verjeuke, heftig verjagen, verscheuchen, mhd. «jeuchen, jouchen, jagen».

Agetesäge, siehe Anm. zu Nr. 145.

Donnerstein, fingerartige Versteinerungsform (Belemnit), nach dem Volksaberglauben der zackige Blitzstrahl, der zur Erde niederfährt.

157 FS 80, nach mündlicher Überlieferung. E: wie Nr. 155.

Pflotschi, siehe Anm. zu Nr. 33, bei Pflätscherli.

klitschen, Schallwort der Volkssprache, verwandt mit «klatschen».

158 FS 80 f., nach mündlicher Überlieferung. E: wie Nr. 154.

Burg, urkundl. nicht nachgewiesen.

159 Aus: Nachlass E. L. Rochholz, StAA, Mappe I, Sagen. E: G. Reimann von Wölflinswil (zwischen 1856 und 1892).

160 FS 84, nach mündl. Überlieferung. E: wie Nr. 154.

Tanzplätze der Hexen, vgl. Nrn. 4, 84, 200.

161 FS 84, nach mündl. Überlieferung. E: wie Nr. 155.

162 FS 82 f., nach R. II/66 ff., auch mündliche Überlieferung. E: wie Nr. 154. Vgl. Nr. 148 (Wittnau). *was Lands*, eigentlich «welchen Landes», also «nach Herkunft und Eigenschaft bekannt».

Kehre, die regelmässige Umfahrt des Müllers von Hof zu Hof zur Entgegennahme des Getreides und zur Abgabe der Mahlerzeugnisse, Mehl, Kleie, Spreu.

163 FS 82, nach mündl. Überlieferung. E: wie 154.

164 FS 81 f., nach mündl. Überlieferung. E: wie Nr. 155.

Dreispez, siehe Anm. zu Nr. 37.

165 FS, 1. Aufl., 1938, 104. Mündl. Überlieferung. E: wie Nr. 154.

166 FS 83 f., nach R. II/66 und mündl. Überlieferung. E: wie Nr. 155.

167 FS 81, nach mündl. Überlieferung. E: wie Nr. 154.

168 FS 81, nach mündl. Überlieferung. E: wie Nr. 154.

169 FS, 1. Aufl. 1938, 105. Mündl. Überlieferung. E: wie 154.

170 Aus: E. L. Rochholz, Naturmythen, 153 f., Leipzig 1862. E: Franz Frey, Landwirt, Wölflinswil, der die Sage vor 1862 Rochholz zugestellt hat.

Kiltgänger, siehe Anm. zu Nr. 37.

171 FS 84 ff. Aus: Schweizersagen von Heinrich Herzog, Aarau, Sauerländer 1882. Seine Quelle: Rochholz I/210.

Rinkenschuhe, Schnallenschuhe.

172 FS 144 ff., nach R. II/380, gekürzt.

173 Mündliche Überlieferung. E: wie Nr. 154. Siehe auch Traugott Fricker, Die Waldbrüder im Burg, in: PRO 4/1967. Durch eine Notiz im alten Jahrzeitenbuch der Pfarrei Wölflinswil wird das Ableben des letzten Waldbruders im Burg belegt (anfangs 18. Jh.).

174 R. I/87.

Frühner hais d Lüt i dem ghüblige Land no besser gha wede hütigtags. Do hai ne ne d Hårdwybli ghulfe. Das sy chlyni Lütli gsi und hai ne Menschefuess und e Gänsfuess gha. Wenn eine z Acher gfahre het und s isch bös gange, so sys em cho hälfe, derno isch es gange wie gweuscht. Derfür het ene derno d Bürene ame e dicke Zibelewaihe uf e Pflueg gleit, und wenn si am Morge wieder cho sy, isch jedesmol e chli Gold druf gsi.

Im Ifang sy dozmoie siebe Hüser gstande. Dörthi sy die Wybli ame z Liecht. Dört hai si inere Frau e Chnule Rischte ge, si söll si spinne, si dörf aber niem öppis säge dervo. Do het die Frau gschpunne und gschpunne, und drü Johr lang isch die Chnule immer glych gsi. Ihres Bäsli het si immer gfroget, wie sis au miech, si spinn alliwyli und haig glych vill Rischte. Zletscht hets eres gsait. Do het si aber umme no zweu Spüeli chönne spinne, derno isch fertig gsi. D Hårdwybli sy aber vo dört a nümme cho.

176 DIE TAUFGE DER ERDLEUTE

Zwei Mädchen von Oberhof waren einst in der Erntezeit am Garbenschniden auf dem Feld. Plötzlich schrie das eine: «Ursi, schau diese mächtige Kröte! Soll ich ihr eins mit der Sichel geben?» — «Nein, Bürgi», rief die andere Schnitterin, «bei Leibe nicht. Schau nur, wie sie dick und aufgeblasen ist, sie wird uns wohl zu Gevatter bitten wollen.» Inzwischen war die Kröte weggekrochen, und die beiden Mädchen schnitten weiter.

In der Nacht, als beide ruhig schliefen, klopfte es hart an ihr Fenster, und eine feine Stimme sprach: «Ursi, denk an dein gestriges Versprechen, steh auf und komm mit!» Ursula hatte auf den ersten Anruf geantwortet und war zur Türe gegangen. Als sie aber die Stimme hörte, erschrak sie; in Angst und Ratlosigkeit öffnete sie doch. Vor ihr stand ein winziges Erdmännchen und bat sie dringend, mit ihm zu kommen. Das Mädchen folgte zögernd. Sie stiegen die Anhöhe gegen Lenzimatt aufwärts. Am Strichen stiegen sie in einen Erdspalt hinunter, den Ursi vorher noch nie bemerkt hatte; hier öffnete sich ihnen ein langer unterirdischer Gang. Diesen durchschritten sie. Schliesslich traten sie auf eine weite taghelle Wiesen-ebene hinaus, auf der eine ganze Zeile zierlicher Häuschen stand. Ein jedes schien aus Glas gebaut, die Lichtlein leuchteten selbst aus dem Dach heraus. In ein solches Häuschen führte der Begleiter das Mädchen. Hier lag ein Erdweibchen ganz blass im Bett und hatte neben sich ein neugeborenes Kind. Dieses gab man dem Bauernmädchen auf den Arm, und sie musste es einem langen Zuge von Erdmännchen voran aus dem Hause tragen. Statt auf den Arm nahm sie das daumen-grosse Kindlein in die hohle Hand. Ihr früherer Führer wies sie in eine ebenso glänzend erhellte Kristallkirche hinein, um hier Kindstaufe zu halten. Sie weigerte sich nicht, und da kein Priester da war, vollzog sie nach katholischem Brauche die

Nottaufe an dem Zwergenkinde. Nachdem alles beendet und das Kleine wieder zur Wöchnerin zurückgebracht war, zog diese fünf Halme aus ihrem Strohsack heraus und bot sie ihrer neuen Gevatterin zum Andenken; für die Schwester Bürgi aber überreichte sie ihr einen kostbaren Gürtel. «Dieser Gürtel gehört deiner Schwester, aber dass ja niemals weder sie noch ein anderes ihn umgürtet, bis ich es einmal werde wissen lassen.»

Das Erdmännlein führte Ursula wieder durch den unterirdischen Gang zurück. Wie sie unter den freien Himmel gekommen waren, zeigte es auf den Birnbaum hinunter, der neben des Vaters Haus stand und den sie im vollen Mondschein wohl erkannte. Dann verliess sie der Kleine. Als sie ihrer Befangenheit losgeworden, fing sie an, über das elende Geschenk zu zürnen und warf von den Strohhalmen sogleich viere aus dem Jüppensack. Wie sie nun aber zu dem Birnbaum kam, fiel ihr ein, gleich hier die besondere Wirkung des Gürtels zu erproben, den man ihr für ihre Schwester mitgegeben hatte. Kaum hatte sie nun den Gürtel um den Stamm gespannt, so zerspaltete der Baum in tausend Splitter und sank zu einem Häuflein Asche zusammen. Tief erschüttert dachte jetzt das gute Mädchen an seine Schwester und wie es ihr hätte ergehen können, wenn ihr das verwünschte Zaubergeschenk jemals zugekommen wäre. Eiligst rannte sie davon, um daheim von der überstandenen Gefahr zu erzählen. Aber zuhause wollte niemand, nicht einmal Bürgi, ihr glauben. Vergebens berief sie sich auf den Gürtel, der war ja mit dem eingäscherten Baume verschwunden, und ihre paar elenden Strohhalme hatte sie weggeworfen. Zuletzt suchte sie nach dem letzten im Sacke und zog einen Schautaler heraus. So wie der Tag anbrach, suchte man am ganzen Strichen nach den andern vier Halmen; aber weder sie noch Schautaler noch Gürtel fand man mehr.

Die Erdleute sind längst aus der Gegend verschwunden. Nur noch das Äschen- oder Heidenbrünnlein, oben am Strichen, erinnert an sie. Alle Freitag im Jahr fliesst es trübe. Dann halten die kleinen Leute Wäsche, tief drinnen im Strichenberg.

177 DER STOLLENWURM

Das kleine Mädchen einer Bauernfamilie von Oberhof hatte den Auftrag, Bohnenstangen in der Bergwaldung Saal zu hauen, und war eben beschäftigt, sich an den Stamm einer jungen Föhre zu machen. Das Bäumchen ragte auf drei gleichmässig emporstehenden Wurzeln dreifussartig aus dem Boden und liess so unter sich einen kleinen Hohlraum leer.

Da kam nach dem ersten Axthiebe ein junger Stollenwurm drunter hervor und auf das Kind los. Er war graufarbig, nicht ganz armslang, in Leibesmitte von Katzendicke, hatte zwei aufrechtstehende rundgeschnittene Ohrlein, fleischig und unbehaart, und lief auf zwei kurzen Vorderfüssen mit breiten Tätzchen. So war die

ganze Erscheinung eine niedliche, allein vorn im Kopfe sassen ihm befremdlich grosse Augen, rund wie Rädlein und hell wie Neutaler. Dieser überaus glänzende Blick trieb das Kind augenblicklich in die Flucht.

Die Erzählerin, welches dieses in ihrer Kindheit erfahren, ist nun eine siebenzigjährige Witwe; sie beharrt nicht nur jetzt noch auf der täuschungslosen Wahrheit des Erlebten, sondern fügt bei, die Erscheinung jenes Stollenwurmes sei zusammengetroffen mit dem damaligen aussergewöhnlichen heissen Sommer.

178 DIE WILDE JAGD AN DER BURGFLUH

In Wölflinswil hört man zu Zeiten eine wunderbare Musik. Von der Burgfluh herunter erklingen Hörner und Trompeten, und über Altenberg und Homberg verliert sich der Klang. Doch auf die lieblichen Töne folgt greuliches Unwetter, ein Tosen und Brausen erfüllt die Luft, und nicht selten bricht ein Hagelwetter herein, das die Arbeit des Bauern in kurzer Zeit vernichtet.

Zwei Burschen gingen vor Jahren von Oberhof nach den Stockmatthöfen. Oberhalb des Stalden hörten sie plötzlich im gegenüberliegenden «Weidli» ein furchtbares Krachen und Tosen. Zugleich erklangen Waldhörner aus dem Berge heraus. Ein Poltern, das alles Gehörte übertraf, liess die Gegend erzittern, und ein Windstoss riss den beiden die Hüte vom Kopf. Wie sie zurückschauten, folgten ihnen zwei kohlenschwarze Hunde mit Augen wie Pflugsräder. Erst bei den Benkenhöfen verschwanden die Gespenster wieder.

179 DER WILDE JÄGER BURKHARD

Unterhalb der Burgfluh erscheint zu Zeiten ein Ritter auf einem weissen Pferd. Auf dem Kopf trägt er einen tief herabhängenden Hut, der das ganze Gesicht verdeckt, und eine jaulende Hundemeute folgt ihm. Er reitet hinunter gegen Wallbach, bis zu der Stelle, wo das Dorf Abbizüs versunken ist. Das ist der wilde Jäger Burkhard. Sein Schloss soll am Sennhof bei der Farnsburg im Baselbiet gestanden haben. Wenn er erscheint, steht ein grosser Krieg bevor.

180 DAS GLÜCKSHEER ÜBER DEN PILGERMATTEN

Auf der Pilgermatte stand ehemals ein Bauernhaus, das die Grenze zwischen dem alten Aargau und dem österreichischen Fricktal bildete. Über diesem Haus und über die Pilgermatte war vor langen Zeiten der wunderbarste Nachtlärm zu vernehmen, bald Geschrei, bald Gesang; bald ist es, als hörte man eine ganze Prozes-

sion zusammen beten, bald als hörte man einen Haufen Verdammter ächzen und brüllen. Bald scheinen sie in der Luft sich zu bekämpfen, bald im Hochwalde drinnen rottenweise gegeneinander zu feuern, bald miteinander lustig zu tanzen. Dann klettern die Tänzer rasch die Tannen hinan, Hörner blasen, Flintenschüsse knallen, die Äste krachen, und wo einer hinangestiegen ist, verdorrt der Baum. Bald nennt man es das Wütigs-, bald das Gutigsheer und das Glücksheer. Wenn es sich zur Erntezeit hören lässt, droht Regenwetter, und man hat sich zu beeilen, die Garben vom Felde heimzubringen. Aber um Weihnachten hört es der Bauer um so lieber; je tönender und voller dann die Kriegsmärsche lauten, um so zahlreichere Garben hofft er im Sommer zu binden.

181 DER GRÜNE REITER AUF DEM GRÜNEN ROSS

Aus der Pfaffenhalde, der Staatswaldung von Oberhof, kommt bei Regenwetter ein grüner Reiter auf grünem Ross herabgeritten. Vor ihm her tönt Hundegebell, und alle Hunde des Pilgers antworten. Vielerlei Menschen und Tiere folgen ihm, ganze Rudel Katzen und dreierlei Schafe. Anfänglich scheinen sie nur von gewöhnlicher Art, doch plötzlich blähen sie sich auf zur Grösse eines Stieres; auch die Mannsgestalten hinter ihm schiessen mit einem Male auf wie rauschende hohe Bäume. Sie füllen das Tal, als müsste drinnen alles von ihrer Überlast erdrückt werden; dann saust und dröhnt es, dass Berg und Wald herabzubrechen scheinen. Dies währt jedoch nur einen Augenblick; denn kaum sind diese Ungeheuer nahe, so sind sie auch schon wieder weg wie Wetterleuchten. Bei Tag jagt er durch die Lüfte, bei Nacht kommt er mit drei Rappen zur Erde gefahren. Sein Weg geht über das Wald- und Ackerland hin, welches der Kapf, das Juch und das Grabmättlein heissen, dann fährt er zuunterst oder zuoberst, entweder durch das Pfeifergässlein oder durch das Küferhansegässlein nach Oberhof hinein, zieht auf der Landstrasse bis nach Wölflinswil, dort hinter der Dorfkirche hinauf auf das Stöckli, wo ehemals eine Ritterburg gestanden hat; von da fährt er noch manche Stunde weiter, vor allem ins Dorf Wittnau hinüber und in die Ruine Homberg hinauf.

182 DIE KRÄNZLEINJUNGFRAU BEI OBERHOF

An der alten Strasse zwischen Wölflinswil und Oberhof floss früher eine Quelle. In mondhellen Nächten sah man dort ein Mädchen mit aufgelösten, goldenen Haaren. Aus Blumen flocht sie ein Kränzlein, und ein irdener Krug, gefüllt mit flüssigem Golde, stand vor ihr. Einem Burschen von Oberhof bot sie einst lächelnd den Krug; doch er floh. Hätte er ihn genommen, er wäre reich und glücklich geworden; denn er hätte die Jungfrau erlöst. So aber verfolgte ihn von der Stunde an das Unglück.

Am Strichen, nahe der Benkenstrasse, ist noch heute in einer Wiese eine ringförmige Vertiefung zu sehen. Dort haben im letzten Jahrhundert einige Oberhöfler Bauern nach Gold gegraben. Das Innere soll nämlich Gold bergen. Daher kommt der goldfunkelnde Lehm, den eine Quelle von Zeit zu Zeit hervorschwemmt. Aus diesem Golde verfertigten die Erdmännlein ihre Goldstücke, die sie früher den Leuten so freigebig schenkten. Ein fremder Bergknappe gab den Leuten Anweisung, wie sie die Arbeit fachgemäss betreiben sollten. Unter seiner Leitung trieben nun die Schatzgräber einen Stollen wohl eine Viertelstunde in den Berg hinein. Doch stellten sie das Unternehmen bald wieder ein, weil die Erfahrungen und die Erlebnisse sie beängstigten.

Am Anfang begegneten die Schaufler einem sich im Innern mächtig auftürmenden Felskegel, der ihnen den Weg zu sperren drohte. Doch da dieser rundförmig wie ein einzelner Turm emporstieg, konnte man ihn leicht umgehen. Zu ebener Erde fand man in seinem Mantel ein eigentümlich schwarzes Loch, und dies reizte einen der Bauern, hineinzusteigen. Er fand das Innere ganz einer Schlossküche ähnlich, von oben her jedoch hing ein einzelner Felsen herab, der wie der Klöppel einer Glocke hin und her pendelte und drohte, den Verwegenen augenblicklich zuzudecken. Weiter innen stiessen die grabenden Männer auf einen Abgrund, der sich aber zu ihrem Glücke nur seitwärts hinzog und ihnen kein Hindernis wurde. Derselbe war so erstaunlich tief, dass man von nun an allen Schutt des Stollens, den man vorher mit Mühe und Zeitverlust zum Berg hinaus hatte karren müssen, in ihn hinunterleeren konnte. Nie aber konnte man aus dem Tone des hinabkollernden Gesteins schliessen, dass der Abgrund sich auffüllen würde. Noch tiefer drinnen erschien der Spiegel eines langgestreckten Sees. Jenseits desselben, so hatte ihnen der Knappe schon vorher gesagt, werde das Goldlager anstehen; denn aus jenem Gewässer müsse die Quelle stammen, die den goldhaltigen Lehm führe. Doch niemand wollte sich entschliessen, dieses schwarze und unübersehbare Gewässer zu überfahren, und die Leute wurden unter sich uneinig. Des Nachts, als sie zusammen in ihrer Kammer lagen, sahen sie auf ihrem Werkzeugkasten eine dünne Flamme langsam brennen. Dies deuteten sie nun auf die nahe Gefahr, die ihrem Leben drohe; sie kehrten heim und liessen den Bau verfallen.

Der Sälibrunnen ist ein frischer Bergquell an der Nordhöhe des Strichenberges. Er gilt im Volke als Eigentum der Erdmännlein. Fünf grosse Zinnkannen stehen um ihn herum, doch nähert sich jemand der Quelle, schlüpfen sie alsbald in den Boden hinein. Dort soll ein Trog voll Gold versenkt sein, der auf den wartet, der ihn hebe. Dies versuchten vor Zeiten einmal ein paar Mannen aus dem Dorfe, und der damalige Ortspfarrer Bürgi versprach ihnen seinen Beistand; er wolle aber keinen Anteil an dem Gelde. Eines Nachts gruben die Männer, wortlos, wie ihnen

der Pfarrer geraten. Bald klirrte die Hacke auf Eisen, und nach kurzer Zeit konnten sie den Trog herausheben. Wie einer sich aufrichtete, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen, erblickte er einen Reiter, der auf einem Schimmel über die Felder dahergestürmt kam. Er glaubte, es sei der Pfarrer, der wegen seines Zipperleins hie und da seinen Schimmel ritt. Schon von weitem rief der Reiter: «I will s halb, i will s halb!» Jetzt ruft der beobachtende Mann zu den andern: «Seht ihr, der Sappermentspfaffe will schon die Hälfte, wenn ihn nur ein Donnerwetter träfel!» Wie er das gesagt hat, verschwindet der Trog mitsamt den Werkzeugen mit lautem Getöse wieder in den Boden hinein. Der Reiter aber war verschwunden. Dieser war nämlich nicht der Pfarrer, der zu jener Zeit samt seinem Schimmel ruhig zu Hause sass, sondern der Teufel, der die Schatzgräber genarrt hatte.

185 DIE HEIDEN AUF DEN PILGERHÖFEN

Im Pilger, das ist ein einsam weltverlorenes Stück Erde droben an der Wasserscheide zwischen Aaretal und Rheintal. Hingeklebt an steile Halden liegen mehrere Gehöfte. Dort oben hielten sich früher Heiden auf. In des Böppelers Haus hatte eine ganze Familie Unterkunft, und der Ludi, dem damals das Haus gehörte, war gar nicht unzufrieden darüber; denn ihr Weib, die Heidenmarie, brachte ihm vielerlei Nutzen. Sie ging häufig nach Oberhof und Wölflinswil hinab, da hatte sie Brotwürfel an einen langen Faden gebunden und schleppte sie hinter sich her durch die Dorfgassen. Gierig schnappten Hühner und Enten, die der Bauer oft zu füttern vergisst, nach den Brotwürfeln, und die Heidenmarie zog sie dann am Faden unter die Schürze und machte sich damit aus dem Staube. Gegen etliche Mass Milch grub sie den Leuten auch Kräuter unter das Haus und schützte es so gegen Blitzschlag und Feuersbrunst. Erhielt sie auf diese Weise nicht überall die verlangte Milch, so merkte sie sich die Namen der Kühe, alsdann band sie zu Hause ihren Kleiderriemen an die Ofenbank, strich melkend daran herunter und murmelte dabei die Namen der Kühe. Da floss Milch in ihren Eimer von jeder der Kühe. Diesen aber schwellen zu Hause die Euter auf, und die Milch verging ihnen. Die Heidenmarie lebte mit zwei Männern, dem Heidentoni und dem Heidenseppli. Wenn diese Speck oder Schnitze für den Haushalt brauchten, so kamen sie hinab in den Pfarrhof zu Wölflinswil, zum Pfarrer Schaleme, der alle Zauberbücher zusammenkaufte und Tag und Nacht darin studierte, ein Hexenmeister zu werden. Gegen einigen Proviant lehrten sie ihn ihre Kunststücke. Als einst der Sigrüst zu ihm ins Zimmer trat, um ihn zum Gottesdienst zu begleiten, hatte der geistliche Herr eben eine Strohwellen vor sich und bohrte mit einer glühenden Eisenstange darin herum. Der Sigrüst fürchtete, das ganze Haus möchte darüber in Brand geraten; also nahm er eilig die Welle und warf sie in den Hof hinaus. Aber lachend kam der Pfarrer nach und trug sie gar in die Zehntscheune hinein. Hier brannte er ein grosses Loch mitten hindurch. Die Strohwellen selbst aber brannte weiter nicht. Dies war eines der Kunststücke, die ihn der Heidenseppli gelehrt hatte.

Einst waren die beiden Heidenmänner samt ihrem Weibe auf den Jahrmarkt gegangen und hatten dabei zuviel Wein getrunken. Auf dem Heimweg gerieten sie miteinander in Streit. Die Heidenmarie wurde des Zankens müde, liess die beiden stehen und war lange vor ihnen zu Hause. Lärmend traten endlich auch die Männer zur Tür herein, und ihr erstes Wort an die Marie war: «Was hast du Gutes gekocht?» Diese aber blieb schmallend und brummend auf dem Ofensitze und gab ihnen keine Antwort. Da nahm der Heidensepp ein grosses Metzgermesser vom Tisch, und mit den Worten pitsch, patsch stiess er es ihr mit rückwärts gestellter Hand zweimal in die Brust. Sie stürzte vom Ofensitz auf den Boden herab und war sofort tot. Die Hausleute waren arg erschrocken, und der Ludi rannte auf der Stelle zum Pfarrer hinunter und fragte, was zu tun sei. Er erhielt folgende Antwort: «Unter der Stuben- und Haustürschwelle müsst ihr ein Loch graben, die Alte an den Karst haken, sie darunter durch zum Hause hinausziehen und draussen verlocken. Macht ihr's anders, so kommt sie euch wieder und geistert.» Der Ludi tat dies pünktlich so und verscharrte sie auf der Hargethalde. Dort geht sie nun als ein rotes Schwein um und schnaubt und tobt oft so, dass man glaubt, die ganze Halde falle herunter. Der Harget-Jakob hat sie oft gesehen. Auch der Heidenseppi kommt im Grabmättli, einem Landstück bei Oberhof, als ein grosser, bärtiger Mann auf die Leute los, wird zusehends grösser und vertreibt namentlich die Holzschelme aus der benachbarten Staatswaldung.

186 DER ERLACHER IM PILGER

Im innern Pilger bei Bitterlis Hof stand noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine alte, verlassene und verlotterte Scheune. Niemand benutzte sie, und der Besitzer umging sie stets mit einer gewissen Scheu. Es war etwas nicht geheuer in diesem Bau. In manchen Nächten erhebt sich droben auf dem Kamme der Egge ein tosender Sturm. Dann durchzieht ein fürchterliches Brüllen, Wehgeschrei und Tosen die alte Scheune. In dem unsäglich wüsten Lärm hört man das Locken der Hunde, das Blasen von Hörnern und den Jagdschrei: «Hup, hup!» Dann rollt es sich aus dem Heustadel gerade über das Gebirge hinab in den Talbach. Hierauf bricht ein fürchterliches Gewitter mit Blitzeinschlag und Donnerrollen über das Tal von Oberhof herein. Das Volk nennt diese Erscheinung den Erlacher und gibt der Sache folgenden Grund:

Der Graf von Erlach war der Schweizer Feldherr gewesen in vielen Schlachten. Zu seinem Schlosse Kastelen im Schenkenbergertal hatte er sich auch die Pilgersennhöfe gekauft. Dort, bei des Böppelers Hof, ist die Stelle des alten Sennhauses, das vor Jahrhunderten noch allein in der Bergeinsamkeit stand. Hier pflegte Rudolf von Erlach in seinen alten Tagen den Sommer und Herbst über Ruhe und Frieden zu suchen; zwei Knechte und zwei alte Jagdhunde machten seine ganze Umgebung aus, und niemand störte ihn in seiner Zurückgezogenheit, wenn nicht zuweilen der ungebetene Rudenz erschien, sein Schwiegersohn, der jenseits der

Aare, oben im Ruedertal, auf Schloss Rued wohnte. Dieser hatte Erlachs Tochter zur Frau, aber er war ein Trunkenbold, der, nachdem er Besitz und häusliches Glück verschleudert und verscherzt hatte, nun dem greisen Schwiegervater zur Last fiel. Zum wiederholten Male schon hatte der Alte für den leichtsinnigen Verschwender einstehen müssen; heute, an einem Herbsttage, erschien Rudenz mit dem gleichen Anliegen wieder hier oben. Als er zu ihm in die Stube trat, hatte Erlach gerade Mittagsruhe gehalten und lag noch auf dem Feldbett, seine beiden Doggen vor ihm. Niemand war sonst auf dem Hofe. Die beiden Diener jagten im Walde.

Rudenz begann mit dem bekannten Begehren, wiederholte es und sah sich wiederholt und entschieden abgewiesen. Da sprang er nach Erlachs Heldenschwert, das ob dem Bette an der Wand hing, und schlug dem Greise das Haupt mit einem Hiebe ab. Dann entfloh er das Gebirge herab zur Aare und wollte sie überschwimmen, aber heulend verfolgten ihn die beiden Doggen und trieben ihn überall vom Ufer weg. So konnte er sein Schloss Rued nicht erreichen und wendete sich fliehend dem Gebirge zu. Immer die Hunde an den Fersen, gewann er das Versteck jener einzeln stehenden Scheune im innern Pilger, warf die Türe zu und verkroch sich ins Heu. Aber auch hier spürten ihn die Hunde auf. Mit fletschenden Zähnen hielten sie draussen vor der Hütte Wache. Ihr Geheul durchdrang den ganzen Berg; in kürzester Zeit musste es Rudolfs beide Knechte hier herauflocken. So sah er sich verraten und gefangen und erhängte sich. Nach seinem Tode fand er aber keine Ruhe und muss nun seither mitziehen in diesem Geisterzug.

Vor Jahren hat einmal ein Bauer aus dem Tal jenen Geist herausgefordert. Er stand im Hargetwald unweit jenes früheren Sennhofes und hörte dem Branden der obern Luft zu, das anschwellend in den Hochwald hineinfiel. Übermütig riss er ein Büschel Bartflechten vom nächsten Baum, hielt es ans Kinn und schrie in den Wald hinein: «Jetzt, Erlacher, han i en Bart wie du!» Da stand auf einmal ein mächtiger Mann vor ihm, und der Bauer flüchtete erschrocken dem Dorfe zu. Als er heimkam, hatte er einen geschwollenen Kopf und musste acht Tage lang das Bett hüten.

187 DER SCHWED IN OBERHOF

Eine Abteilung Schweden kam auch nach Oberhof. Doch schon vorher hatten sich die Bewohner geflüchtet, in eine Höhle an der Burgfluh, wo sie die ganze Kriegszeit über Schutz fanden. In der Eile waren zwei Kinder zurückgeblieben. Diese wurden von den Schweden erstochen. Noch vor hundert Jahren soll man nachts ihr Wimmern gehört haben. In des Deischneiders Haus fanden sie einen alten Mann und zwangen ihn, ihnen alle Vorräte in jedem Hause zu zeigen. Was sie fanden, trugen sie an einen Haufen zusammen. Als schliesslich der Mann nichts mehr anzugeben wusste, gossen sie ihm Öl auf den Kopf und wollten ihn anzünden, so dass er eines qualvollen Todes hätte sterben müssen. Doch da meinte einer

der Soldaten: «Was wollen wir riechen, wie der Hund stinkt», versetzte ihm einen Tritt und liess ihn laufen. Alle Häuser von Oberhof wurden verbrannt, nur des Toniseppis Haus nicht. Dieses brannte nicht, obwohl es die Schweden an allen vier Ecken angezündet hatten. Der Besitzer hatte nämlich gelobt, er werde eine Kapelle bauen, wenn sein Haus nicht verbrenne. Nach den Kriegsnöten wurde richtig die Kapelle an das Haus angebaut, und der Gründer vergabte zu deren Unterhalt ein grosses Stück Land im Grabmättli bei Oberhof. Die Kapelle steht heute noch.

Anmerkungen

175 FS 86 f., nach R. I/270; auch mündl. Überlieferung. E: Josef Gerold Fricker (1835 — 1911), Lehrer in Oberhof.

z *Acher fahre*, pflügen.

gweuscht, siehe Anm. zu Nr. 105 a.

Zibelewaihe, siehe Anm. zu Nr. 104.

z *Liecht*, zum Abendsitz.

Ifang, auch wohl Bifang, Flurname, ursprünglich ein auf dem Brachfeld angepflanzter Acker, der zum Schutze gegen das Weidvieh eingezäunt war.

Chnule, Knäuel.

Rischte, Hanf oder Flachs, der in der Hechel von den kurzen Fäden, dem «Chuder», gesondert worden und nun spinnfertig ist.

miech, den starken Zeitwörtern nachgebildete Bedingungsform zu «machen».

176 FS 87 f., nach R. I/268, gekürzt.

Bürgi, Walburga.

177 aus: E. L. Rochholz, Naturmythen, 188.

Stollenwurm, Lindwurm, Drache.

Anmerkung von Rochholz: «Die alte Bauernfrau Frey, die Erzählerin des Voranstehenden, hat in der Beschreibung von dem feurigen Glanze der Rollaugen des Stollenwurms den Inhalt des Wortes *Drache* richtig herausgefühlt. Der Name Drache bedeutet blicken, blinken, leuchten und lohen, Jakob Grimm, Deutsche Mythologie, 653.»

178 FS 89 f., mündl. Überlieferung. E: wie Nr. 175.

Wilde Jagd, siehe Anm. zu Nr. 85.

179 FS 90, nach R. I/197; auch mündl. Überlieferung. E: wie Nr. 175. Rochholz erwähnt noch, der Jäger rufe «hup-hup!» und verschwinde oft hinter einer Scheiterbeige.

Abbizüs, gemeint ist Rappertshäusern unterhalb Wallbach. Siehe Anm. zu Nr. 272 und 277.

180, aus: Nachlass E. L. Rochholz, Mappe I, Sagen, StAA.

Glücksheer, siehe Anm. zu Nr. 85.

181 FS 92, nach R. II/380, stark gekürzt. Auch mündl. Überlieferung. E: wie Nr. 175.

des Pilgers, die Pilgerhöfe.

182 FS 89, nach R. I/148; auch mündl. Überlieferung. E: wie Nr. 175.

183 FS 88 f., nach R. I/271 f., der noch berichtet: «Je weiter man vordrang, um so richtiger erwiesen sich alle Behauptungen des fremden Bergknappen. Dennoch stockte das Unternehmen gar bald wieder, weil sich, wie die Männer erklärten, eben gar kein Gold finden lassen wollte; aus ihrer Erzählung aber hört sich die Angst vor den im Berge hausenden Erdmännchen so deutlich heraus, dass vielmehr diese die Leute bewogen hat, die Arbeit einzustellen.»

184 FS 90, nach R. I/197 f. Vgl. Nr. 192 (Herznach).

185 FS 90 ff., nach R. II/213.

Heiden, alte süddeutsche Bezeichnung für die aus Indien stammenden Zigeuner.

186 FS 92, nach R. I/189.

Erlach, wohl Hans Ludwig von Erlach, 1596 — 1650, ausgezeichnete Feldherr und Staatsmann aus dem bekannten Berner Geschlechte, im Dreissigjährigen Kriege Generalleutnant Bernhards von Weimar, Herr auf Schloss Kasteln, sein Grabmal in der Kirche zu Schinznach.

187 FS 94, nach R. II/379; auch mündl. Überlieferung. E: wie Nr. 175.

In Ueken lebte vor Zeiten ein reicher Bauer, der viele Äcker und Wiesen besass. Er hatte aber am Ertrag seiner Grundstücke nicht genug, er stahl nachts seinen Nachbarn das Obst und pflügte ihnen am Tag fast die Hälfte ihrer Bündten und Baumgärten weg. Deshalb fand er im Grabe keine Ruhe und muss nachts geistern, bis auf den heutigen Tag. In der Nacht durchzieht er als Hund, Schaf oder Ziegenbock die Dorfgassen. Wenn er Hecken setzt, Hagstöcke frisch in den Boden schlägt, auf Bäume steigt und Obst herunterreisst, dann wissen die Leute, dass Regenwetter bevorsteht. Tagsüber hockt er hinter dem Ofen seines ehemaligen Nachbarn. Nach dem Betzeitläuten macht er sich auf und wandert bis zum Rank



ob Frick, wo er verspäteten Wanderern auflauert und sie in die Irre lockt. Doch kann ihn jeder Pfeifenraucher verjagen; man braucht ihm bloss Feuer aus der Pfeife anzublasen, und er macht sich eilig davon. Als schwarzer Zottelhund stellte er sich einmal zwei Fremden entgegen. Als diesen das Beten nichts nützen wollte, fingen sie an, alle Zeichen vom Himmel herabzufluchen. Jetzt liess er sie unter der Bedingung weiter, dass sie ihn in ihrer Rocktasche hinter den Ofen nach Ueken zurücktrügen. Der eine von ihnen war so töricht zuzusagen; dem presste er blutigen Schweiss aus und trieb ihn auf den Matten herum und über Bäche und Gräben, bis am Morgen.

189 GEISTERMAUER AUF DER EGG

Über die Egg führt ein Weg von Ueken nach Hornussen. Dort soll es nicht geheuer sein; denn schon oft haben Leute dort eine ganze Schar Geister erblickt. Vor Jahren kam einmal zur Nachtzeit ein Mann von Sulz in diese Gegend hinauf. Mit einemmal schien er von einer schwarzen Mauer ringsum eingeschlossen. Er kam darüber fast von Sinnen, verlor den Weg und geriet über den Hügel Murbis in wildes Gestrüpp und Dornenwerk hinein und fand sich beim Morgengrauen auf einem Strohdach in Unterueken, was ihm höchst unbegreiflich schien.

Ein alter Mann von Ueken, der nach Betzeit ebenfalls über die Egg heimwollte, wurde gleichfalls von jenen Geistern auf dem Felde umhergejagt und gequält. Als er sich im Morgengrauen endlich heimgefunden hatte, vermochte er seine Leute nicht einmal mehr zu grüssen; er wälzte sich auf dem Stubenboden bis zum Hühnergitter und biss ein hölzernes Stänglein entzwei. Die Seinen erschrakten, sie rissen ihm alle Kleider vom Leibe und warfen sie unter die Dachrinne. Sowie er entkleidet war, konnte er wieder aufstehen und sprach: «Der Teufel hat mich furchtbar gewürgt; gebt mir nun schnell Brot zu essen!»

Ein anderer Fricktaler Bauer hatte sich von Hornussen nachts um zwei Uhr auf den Weg gemacht, um andern Tags beizeiten im Stifte Schönenwerd seine österliche Andacht zu verrichten. Sein nächster Weg führte ihn über die Egg. In dieser ihm sonst wohlbekannten Gegend verirrte er sich gänzlich, lief bis in die Gegend Weid, suchte da die Richtung nach Herznach einzuschlagen, kreuzte aber seinen vorigen Irrweg noch einmal, und durch die Waldung Buhalde hinab sah er zu seiner Verwunderung sein Dorf wieder vor sich liegen. Nun war's bald Messezeit und nach Schönenwerd zu spät. So weit hatte ihn der höllische Feind herumgeritten.

Anmerkungen

188 FS 94 f., nach R. II/70; auch mündl. Überlieferung. E: Friderich Gerster (1871 — 1941), Lehrer in Ueken.

Pfeifenfeuer als Zaubermittel, vgl. Nr. 162.

189 FS 95, nach R. I/173.

a) Vor hundert oder mehr Jahren berichteten alte Leute aus dem Dorf noch oft und gern über Geister, Spuk und Gespenster.

Um den Felskopf, auf dem die Dorfkirche steht und der Friedhof liegt, trieb im dortigen Buschwerk zu bestimmten Zeiten ein böser Geist sein Unwesen; er fegte im Gebüsch hin und her und versetzte durch sein Wehklagen die Leute in Angst und Schrecken. Auf die wiederholten Klagen der Anwohner liess der Pfarrherr einen Kapuziner kommen, um dem Spuk ein Ende zu bereiten. Dem Ordensmann musste man eine weitbäuchige, mit Strohzöpfen umwickelte, leere Schnapsflasche bereitstellen. Mit dieser begab er sich in die mächtige Pfarrscheune, in der sich der Unhold tagsüber aufhielt. Durch Gebet und Weihwasser drängte er den Geist in die dunkelste Ecke und bannte ihn in die Flasche. Da aber dieses Gespenst die arme Seele eines Mannes war, der zu seinen Lebzeiten eine böse Tat verübt hatte und diese vor seinem Tode nicht mehr sühnen konnte, fand er keine Ruhe. Der Pater Kapuziner beschwor ihn deshalb, dass er von seiner Schuld erlöst werde und den Frieden finde, wenn er jedes Jahr von seinem Verbannungsort aus einen Hahnenschritt auf dem Wege zur Kirche hin mache, bis er dieses Ziel erreicht habe. Alsdann fand man einen gottesfürchtigen, unerschrockenen Mann, der die Flasche mit dem Geist in einer Hütte zum Vondle-Felsen trug, der im Gemeindewald Egg liegt. Aber auf halbem Wege dorthin fing der Geist plötzlich zu toben an, und dabei wurde die Last so schwer, dass der Mann sie auf den Boden stellen musste. Dann sagte der Geist zu seinem Träger: «Hier kommst du nicht weiter, bis du mir versprochen hast, dass auf diesem Platze ein Kreuz aufgestellt wird.» Der fromme Mann versprach es. Es war an dem Ort, im Ebnet, wo noch 1888 das Feldkreuz stand, welches vor einiger Zeit in Richtung Vondle-Felsen versetzt worden ist. Darauf konnte der Mann die Flasche wieder weitertragen. Er kam zur Höhle des Felsens, in der Füchse und Dachse hausten, und stiess sie weit hinein an den Ort der Verbannung.

Ungesehen wird der Vondle-Felsen-Geist seit jenem Tage dem Ziel wohl näher gekommen sein, doch wird weder die jetzige noch die nächste Generation seine Erlösung mehr erleben.

b) Vor undenklicher Zeit raubte und mordete ein fremder Soldat in unserm Dorf. Er wollte in ein Haus eindringen, doch die Türe war verschlossen, und eine schwache Stimme fragte, wer draussen sei. Der Soldat brüllte: «Ich bin's, öffnet mir!» Die Frau aber konnte und wollte auch nicht öffnen, weil sie gerade einem Kindlein das Leben geschenkt hatte. Da schlug der schreckliche Mann so lange mit seinem Gewehrkolben gegen die Tür, bis sie aufsprang. In seinem Rausche stolperte er in die Schlafkammer und befahl der Frau: «Jetzt gibst du mir Wein und Brot!» Von grosser Angst erfüllt, sagte die Frau: «Dort in der Küche ist noch ein wenig altes und trockenes Brot, ich habe kein anderes mehr, hab selber Hunger,

wir sind arme Leute, Wein und Schnaps haben wir auch keinen.» Da wird der grausige Krieger wütend und reißt der schwachen Frau das Kindlein aus den Armen, schwingt es durch die Luft und lässt es der Mutter tot zu Boden fallen. Mit einem schrecklichen Fluch verlässt der Mörder die Kammer und die junge Mutter, die um ihr totes Kind zum Himmel um Rache schreit.

Draussen war unterdessen ein heftiges Gewitter losgebrochen; es blitzte und donnerte. Der gottlose Krieger bekam es mit der Angst zu tun. Er lief der Egg zu, um im Walde bei den Vondle-Felsen Schutz zu suchen. Plötzlich zuckte ein Blitzstrahl durch die Bäume und traf den Mörder mitten ins Herz. Waldarbeiter fanden am folgenden Morgen seinen entstellten Leichnam. Sie legten den unbekannten Soldaten in einen rauhen Sarg und begruben ihn auf dem Friedhof.

Seine Seele aber fand keine Ruhe. Hinter dem Hause, in welchem der Soldat das Kindlein getötet hatte, stand damals die alte Pfarrscheune. In der hintersten Ecke der baufälligen Scheune hörte man nachts den Geist des Soldaten, wie er gleichsam aus der Hölle herauf in grausigen Tönen seufzte und klagte. Als die Scheune abgebrochen wurde, gelang es einem beherzten Mann, nachdem er sich dreimal bekreuzt und den Herrgott um Hilfe angefleht hatte, den Geist in ein Fläschlein zu bannen. Er trug es wohl verschlossen zur Vondle-Felsen-Höhle an jene Stelle, wo der Soldat seinen Tod gefunden hatte. Sein Geist darf sich alle hundert Jahre dem Dorfe und der Kirche um einen Hahnenschritt nähern. Wenn er einst auf seinem Grabe angelangt sein wird, wird seine Seele erlöst sein.

191 DIE HEXE VON HERZNACH

Vor Zeiten wird einmal eine Frau vor dem Richter des Ehebruches beschuldigt. Sie bestreitet jedoch die Anklage und wird peinlich verhört, die Folter soll ihr den Mund öffnen. Die Strecke, die Stachelwalze und die glühende Zange martern ihren Körper fürchterlich; doch unter den furchtbarsten Qualen beharrt sie auf ihrer Aussage. Da treten drei Zeugen auf, die die Anklage bekräftigen. Nun ist die Schuld des Weibes offenbar. Der Richter bricht den Stab über sie und verurteilt sie zum Strang. Unter dem Läuten der Sterbeglocke und unter dem Gaffen einer grossen Volksmenge wird die Frau vom Henker auf die Leiter geführt. Wie nun das arme Weib glaubt, jetzt sei alles vorbei, da reißt der Strick, und sie gleitet zu Boden. «Jetzt seht ihr», ruft der Richter, «sie ist eine Hexe, der Teufel hat ihr geholfen!» Rasch wird ein Scheiterhaufen aufgeschichtet und das Weib als Hexe verbrannt. Wie ihr Jammer verstummt und das Holz verflackert, da reitet der Richter erhobenen Hauptes und hochmütigen Blickes nach Hause. Doch plötzlich scheut sein Pferd und wirft den Reiter ab, und dieser bleibt im Bügel hängen. Das Pferd aber schleppt ihn weiter, bis er tot ist. Das war die Strafe für seinen ungerechten Richterspruch.

Einigen Herznachern erzählte ein alter Pfarrer, dass in Densbüren während den Kriegezeiten viele kostbare Kirchenzierden vergraben worden seien, welche in der Mitternacht unter Beobachtung des tiefsten Stillschweigens gehoben werden könnten. Die Schatzgräber, alles beherzte Männer, begaben sich nun an den bezeichneten Ort und gruben nachts von elf bis zwölf Uhr. Es dauerte auch nicht lange, so fanden sie eine grosse Kiste und hoben diese in die Höhe. Da kam einer auf einem Schimmel drohend auf sie zugeritten. Weil aber der Pfarrer einen ähnlichen Schimmel hatte, sagte einer der Schatzgräber unwillig in der Meinung, es sei der Herr Pfarrer selbst: «Er hat gesagt, er begehre nichts davon, und jetzt will er die Nase zuerst drin haben.» Noch hatte er nicht ausgedet, da war die Kiste wieder versunken, und ein Tosen und Krachen liess sich hören, als ob der Sturmwind alle Waldbäume brechen und entwurzeln wollte, so dass die Männer auseinanderstoben und nach allen Richtungen entflohen. Nur ein alter Mann konnte nicht enttrinnen, sondern setzte sich ruhig an eine Buche, von wo aus er sehen konnte, wie der gespenstische Schimmelreiter im Nebel verschwand.

Anmerkungen

190 a) Mitgeteilt von Josef Müller (geb. 1898), a. Gemeindeschreiber, Herznach. E: Adolf Acklin (geb. 1886), a. Gemeindeammann, Herznach. Eine kürzere, etwas abweichende Version der Sage veröffentlichte Peter Acklin (geb. 1862), Herznach, in seinem Aufsatz «Der letzte Besenbinder aus dem obern Fricktal und seine Zeit», in: Fricktal-Bote v. 26. 3. 1932, Nr. 37.

Weitere Version in: Herznach-Saga oder So könnte es gewesen sein. Erzählt von Lehrer und Schülern der Realschule Herznach. Herznach 1983, S. 53 ff.

Alte Pfarrscheune: 1903 abgebrochen.

b) Mitgeteilt von Josef Müller, a. Gemeindeschreiber, Herznach.

191 FS 96, nach einer Ballade von Franz Xaver Wagner, Laufenburg. Siehe Anmerkung zu Nr. 21. Version a. a. O. S. 47 ff.

192 S: Andreas Birrcher, a. a. O. S. 52. Vgl. Nr. 184.

Stiftshalde heisst jene Staatswaldung, welche sich ob den Weinbergen von Hornussen hinzieht. Dort kannte man in alter Zeit noch das Erdmännliloch, eine Höhle, worin die Zwerge übernachteten; denn ihren Tag brachten sie im Dorfe zu und waren in allen Häusern bekannt. Sie halfen den Bauern auf dem Felde und der Hausfrau in der Küche. Man behandelte sie deswegen so gut, als hätten sie zur Familie gehört; und wenn sie schon mit den Kindern tüchtig zu Mittag gegessen hatten, so bekamen sie doch noch ein bisschen von den Spiegeleiern, die sich die Mutter hinterher machte, wenn sie an schweren Arbeitstagen sich selber etwas Gutes zuhaben wollte. Da hatte nun zu jener Zeit der reiche Müller sich eine neue Mühle gebaut, und es war ihm daran gelegen, diese Männchen als einen Haussegen in seine Wohnung zu locken. An dem Tage also, den er zu seinem Einzug in die neue Mühle bestimmt hatte, mussten alle Räder klappern, musste das Feuer im Herde prasseln und der schneeweisse Schlot sich in Dampf hüllen; und Kuchen hatte er backen lassen, deren Geruch so süß durch die Gasse hinaufzog, dass sogar die Männlein lüstern darnach wurden. Sie nahmen also des Müllers Einladung an. Lange, blaue Zipfelmützen am Kopfe und in langen Röcken, die ganz über die Füße herabreichten, kamen sie zur Stubentüre herein und blieben da zusammen sitzsam stehen. Aber gerade um das Aussehen dieser verhüllten Füße



war es jetzt dem neugierigen Müller zu tun. Deswegen hatte er heute schon, vor ihrem Erscheinen, von der Türe an bis zum grossen, runden Schiefertische Mehl und Kleie über den Boden streuen lassen. Da waren Kraut- und Rahmwähen, Speck- und Zimpärtlikuchen aufgetragen, von einer Grösse, dass sich keine Platte dazu fand, lauter besondere Lieblingsspeisen des kleinen Volkes. Der Müller hiess sie also frisch hersitzen; sie folgten, und nun hatte der Schlaukopf, was er gewollt hatte. Aber während er so ihre Fussstapfen betrachtete und lauter Platsch- und Gänsefüsse sah, hielt er nicht länger an sich, sondern brach darüber in ein lautes, rohes Gelächter aus. Sogleich verliessen die geschämigen Männlein Stube und Haus; seit jener Zeit haben sie auch das Dorf nicht wieder betreten. Bald darauf kam der Müller in den Geldstag, und da sein grosses Gut kein andrer mit Vorteil kaufen und behalten konnte, kam es endlich an das Kloster Säckingen am Rhein.

Die Höhle aber, wo die Erdmännlein einst gehaust haben, ist heute nicht mehr zu finden; nur das erzählten alte Leute noch lange, dass sie im Innern des Berges an einen unterirdischen See führe, über den noch kein Mensch lebend gefahren sei.

194 HORNUSSE HAUSGEIST

Ein reicher Bauer war gestorben, dem die Leute schon zu Lebzeiten allerlei Böses nachsagten. Schon drei Tage nach seiner Beerdigung fand man im Stalle alles Vieh, bis auf eine schwarze Ziege, erwürgt vor. Als sich dieses Unglück wiederholte, suchte man Rat beim Ortsgeistlichen. Dieser suchte dem Übel abzuhelpfen, konnte jedoch nicht herausbringen, wo der Geist des Verstorbenen jetzt seinen



Sitz im Hause aufgeschlagen habe. Eines Abends kam zufällig eine Schar Heimatloser auf den Hof und begehrte Obdach für die Nacht. Man brachte sie in der Scheune unter. Da hatten sie aber eine üble Ruh; die ganze Nacht wurden sie durch Poltern und Krachen erschreckt, und am Morgen konnte keines seine Kleider mehr finden. Erst als man das Tor geöffnet hatte, um mehr Helle hereinzulassen, und einer auf den First hinaufblickte, sah man Hosen und Röcke droben unterm Dach durcheinanderhängen. Jetzt wusste der Pfarrer, wo der Hund begraben lag, und kletterte gleich unter die Dachbalken bis zu Stich und Trem hinan. «Gugg gugg! Wotscht mi? Gäll de häsch mi no-n-it!» so rief ihm der Kobold spottend unter jedem Dachziegel entgegen. Allein der Beschwörer liess sich nicht beirren und stand nun am Walbloch, beim Seilrädchen, an dem man die Garben hinaufzieht. «Du hast auch schon einmal eine Rübe gestohlen, Herr Pfarrer», krächte der Geist. «Ja», antwortete dieser, «weil mich hungerte, aber dafür habe ich einen Kreuzer ins Loch gelegt und dann Reue gemacht. Hättest du das Deine auch bereut —.» — «Du hast ja auch schon einmal eine Geissel gestohlen», schmähte es fort. «Gestohlen nicht», antwortete jener, «sondern nur die Peitsche aufgenommen, um damit zu knallen, und dann Reue gemacht. Hättest du das Deine auch bereut —.» Es half alles nichts, der Geist musste in die vorgehaltene Flasche und wurde darin im Walde vergraben.

195 DER RAINHALDENJOGGELI AM GOLDENEN GEISSWEG

Oberhalb der alten Rebberge von Hornussen ist auf der Höhe des Weges ein Platz, früher «In der Hand» geheissen. Da vollführt der gespenstige Rainhaldenjoggeli, welcher an der Rainhalde haust, sein unverständliches Geschrei. Weiter gegen den Berg hinauf hat man schon in alter Zeit ein Kreuz errichtet, um den Geist unschädlich zu machen, und eben deswegen sah man früher im tieferliegenden Finsterhölzli in manche Buchenstämme die Buchstaben JHS, was Jesus bedeutet, eingeschnitten. Selten erscheint der Joggeli in menschlicher Gestalt, öfter aber kommt er als kreischender, grosser Vogel, der zwischen dem dichten Laubholze schwerfällig sich die Flügel zerschlägt. Man beklagt sich dort auch über einen giftigen Wind, der den Atem stocken lässt und die Glieder lähmt. Dort herum ist auch der Goldene Geissweg, auf dem eine goldige Geiss zum Goldenen Geissbrunnen geht.

Zwei Zimmergesellen, welche nach Feierabend vom jenseits gelegenen Ittenthal ihr Werkgeschirr über diesen Bergweg nach Hornussen heimtrugen, hörten aus dem Walde her den Jagdschrei «Hudada!» und fingen an, den Ruf nachzuspotten. Da liess sich ein grüner Mann in den Gebüschern sehen, dessen Federbusch weit über die Zweige hinausragte; eine ganze Schar Hunde rannte zugleich daher und schien Lust zu haben, sich den Zimmerleuten in die Hutte zu setzen, worin sie ihr Werkzeug schlepten. Keuchend unter ihrer Last entsprangen sie bis zum Kreuz; hier aber verliess sie der Verfolger, denn weiter kann er nicht.

Der Rainhaldenjoggeli ist der ruhelose Geist eines säckingischen Klosterjägers. Er war ein grausamer Verfolger aller Wilderer und schoss einen Fricker Bauern in dem Augenblick zusammen, da dieser einem Reh nachsetzte. Nach dieser Tat verfiel der Jäger in eine schwere Krankheit und starb bald darauf. Einige Hornusser, die ihn zu seiner Lebzeit kannten, erkennen in seinem heiseren Geschrei die Stimme des Verstorbenen; wer sein Krächzen verspottete, erhalte heftige Ohrfeigen und werde erst nach langem Herumirren mit einem geschwollenen Kopf heimkehren.

196 DER GEIST IN DER VOLLENWEID

Ein älterer Hornusser hatte einmal in den Nachbargemeinden Geschäfte zu besorgen und machte sich bei anbrechender Nacht auf den Heimweg. Den Tag hindurch hatte er da und dort eingekehrt und wohl eins über den Durst getrunken, so dass er vom Wege abkam und sich verirrte. Wie er schliesslich gegen die Vollenweid gelangte, sah er dort bei der Brücke einen Mann stehen. Der Irrende winkte ihm, er solle mitkommen. Ohne ein Wort zu sagen, schritt nun der Fremde hinter ihm her, bis nach Hause. Als sich der Bauer daheim auf der Schwelle umdrehte, um sich zu bedanken, war sein Begleiter verschwunden. Brummend begab sich der Mann zu Bett. Um Mitternacht aber erwachte das ganze Haus ob einem furchtbaren Spektakel. Türen wurden zugeschlagen, Fenster öffneten sich, Ziegel klapperten auf dem Dach, Decken wurden ab den Betten gerissen und Kissen flogen herum. Eine volle Stunde war nichts als Lärm und Schabernack im ganzen Hause. So ging es wochenlang alle Nächte. Schliesslich wandten sich die Hausbewohner an den Ortsgeistlichen, und dieser verbannte das Gespenst, dem man all dieses Unheil zuschrieb, in den Mühleberger-Wald gegen Zeihen. Alle Jahre darf es sich aber dem Dorf um einen Mannsschritt nähern, und wenn es einmal wieder im Dorf ist, kann es keine Macht mehr vertreiben.

197 DER GEIST AUF DER EGG

Meine Grossmutter erzählte: Vor vielen Jahren hauste auf der Egg zwischen Hornussen und Herznach ein böser Geist. Damals musste man noch zu Fuss nach Aarau gehen, da es noch keine Autos gab; so gelangten die Leute manchmal erst spät in der Nacht nach Hause. So kam auch der Grossvater einmal erst gegen Morgen heim. Da fragte ich ihn, warum er erst jetzt heimkomme. Er sagte: «Als es zwölf Uhr schlug, war ich schon auf der Egg. Da erschien mir plötzlich ein Geist; ich wollte flüchten, aber ich trat in seine Fussstapfen. Das Gespenst verliess mich nicht mehr, bis am Morgen die Betzeitglocke läutete. Jetzt verschwand der Egg-Geist, und ich langte in wenigen Minuten in Schweiss gebadet zu Hause an.»

Z Hornusse isch amene Ort emol es grosses Burehus gstande. Do isch de Chnöpf-
limacher cho und het gfroget, öb er chönn do übernachtete. De Bur het jo gseit.
Derno isch de Chnöpflimacher is Zimmer gange und het zum Fenster us gluegt.
Druf het dusse eine gseit: «Do a gohts, do a gohts!» De Chnöpflimacher het gfrogt:
«Wo a gohts?» Jetzt hets wieder grüeft: «Do a gohts!» Do isch ers im Bur go säge.
De Bur het gseit: «Das isch e Geischt, de chunt alli Obe.» De Chnöpflimacher het
gmeint: «Das darf nid si.» Er isch i d Chille go bätte. De ander Obe hets wieder
grüeft: «Do a gohts!» De Chnöpflimacher het gseit: «Steck e Stäcke, was a goht!»
De Geischt het em d Hand wölle ge, er tüeg de Stäcke stecke. De Chnöpflimacher
het em aber d Hand nid ge, er het em e Stäcke higstreckt, und de Stäcke isch ver-
brennt. Vo do a het me vom Geischt nüt meh ghört.

199 DREI CHÜE AM GLYCHE STOSS

Wo d Lüt einisch in Stall cho sy, hai si gseh, dass do drei Chüe amene glyche Stoss
abunde sy. Do hai si ame Pater wölle rüefe, de isch aber nid deheime gsi. Jetzt hai
die Lüt afo bätte, nachher sy si wieder in Stall, aber die drei Chüe sy immer no am
glyche Stoss abunde gsi. Under der Zyt isch de Pater heicho. Do sy si ihm nomol go
rüefe. Wo si mit em in Stall cho sy, isch en Geischt dört gsi und het die viert Chue au
no a glych Stoss wölle binde. Die vier Chüe hets fascht verwürgt. Do het de Pater
afo bätte und het de Geischt uf d Egg verbannt. Die Chüe sy nachher wieder vone-
nand cho, und de Geischt het me sit dört nie meh gseh.

200 NÄCHTLICHER HEXENTANZ

Vor Jahren, als noch keine Bahn durch den Bözberg fuhr, kehrte einmal ein Bauer
über den Summel heim nach Hornussen. Es war eine stockfinstere Nacht, und
kein Stern war am Himmel zu erblicken. Auf einmal entdeckte aber der Wanderer
oben auf dem Hügel eine Helle, die beim Näherkommen immer grösser wurde.
Schliesslich stand er vor einer taghell erleuchteten Wiese, die er nie zuvor bemerkt
hatte. Wie er sie betreten wollte, stiess er an einen mannshohen Hag aus gekreuz-
ten Stäben, der den Platz nach allen Seiten abspernte. So blieb er denn stehen und
guckte durch die Hecke hinein. Und was er erblickte, war seltsam genug. Da sah er
Weiber, alte und junge, nackt oder halb bekleidet, die sich übermütig und ausge-
lassen im Tanze drehten. Andere sassen an langen Tischen und schmausten.
Einige kamen ihm bekannt vor, andere waren ihm fremd. Zugleich entdeckte er in
einer Ecke einen Haufen von Ofengabeln und Reisigbesen. Nun wusste er, mit
wem er es zu tun hatte. Das waren ja Hexen, die hier ihren nächtlichen Tanz hiel-
ten. Er verhielt sich mäuschenstill, so dass ihn niemand bemerkte, schob sich

sachte rückwärts und wollte sich entfernen. Da schlug es von der Kirchenglocke eins. Nun erhob sich auf dem Tanzplatz ein lautes Kreischen, und auf Besen und Ofengabeln schnurrten die Hexen, wie eine Schar aufgeschreckter Rebhühner, nach allen Seiten durch die Luft davon, und der heimliche Zuschauer konnte nur noch beobachten, wie einige davon zu Hornussen flink in die Kamme schlüpfen. Mit einem Schlage war es auf der Wiese stockdunkel geworden, und der Mann fand nur mit Mühe und Not seinen Heimweg.

201 DER GROSSVATER UND DER MARKSTEIN

Ein alter Mann hatte einst aus Habgier einen Markstein versetzt; bald darauf starb er.

Einst hütete sein Enkel das Vieh auf der Breite. Da sah er plötzlich einen Geist. Er erschrak, fragte ihn aber doch: «Was willst du da?» Das Gespenst sagte: «Gehe heim und sag deinem Vater, er solle eine Hacke bringen.» Als der Knabe heimkam, erzählte er dem Vater, was geschehen war. Der Vater nahm die Hacke und begab sich auf den Weg zur Breite. Dort gab er sie dem Geist. Als dieser die Hacke wieder zurückgab, waren seine sämtlichen Finger in den Stiel eingebrannt. Plötzlich war das Gespenst verschwunden, aber der versetzte Markstein stand wieder am richtigen Platze.

202 DER SCHWEDENREITER

Es war während des Dreissigjährigen Krieges, als die Schweden das Fricktal heimsuchten. Sie nahmen aus den Kirchen in der ganzen Umgebung alle Glocken und gossen Kanonen daraus. Zur gleichen Zeit entführte einer der Reiter ein Mädchen und schleppte es ins Feld hinunter, wo heute das Kreuz steht. Dort tötete er es und sprengte davon. Zur Strafe dafür muss er jede Nacht um zwölf Uhr über das Feld beim Kreuz drunten reiten, das man zur Sühne seiner Untat dort errichten liess.

203 DER BAUER UND DER SCHWEDE

a) Zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges ging ein Bauer von Hornussen auf seine Wiese, um Gras zu holen. Da begegnete ihm auf einem weissen Pferd ein Schwede, der ihm trotzig zurief: «Geld oder Blut!» «Geld» erwiderte der Bauer, hob aber im selben Augenblick einen Kieselstein vom Boden und schleuderte ihn mit aller Kraft dem Schweden so heftig an den Kopf, dass dieser mit zerschmetterter Hirnschale vom Pferde fiel und starb. Seit dieser Zeit reitet der Schwede nächtlich bei dieser Todesstätte auf und nieder, aber ohne jemandem ein Leid anzutun.

b) Ein Bauer zu Hornussen war zur Zeit des Schwedenkrieges auf seine Wiese hinausgegangen, um Futter zu mähen; sie lag am Gässli, einem Hohlweg, welcher von der Landstrasse rechts auf das Feld Salg führt. Er war mitten in der Arbeit, als ein Schwede auf seinem Schimmel vom Dorfe Frick her auf ihn zugeritten kam und ihm Geld abverlangte. Der Bauer besann sich nicht lange auf Antwort, hieb ihm mit der Sense den Kopf ab und flüchtete sich in die Schweiz. Dahin hatte er nicht weit. Beim Nachbardorfe Bözen erreichte er die Grenze der damaligen Amtei Brugg.

Seit dieser Zeit reitet der Schwede zwischen seiner Todesstätte im Gässli und dem Steinkreuz hin und her, das hundert Schritte näher gegen Hornussen steht. Sein Ross ist ein Schimmel, den Kopf trägt er unterm Arm. Er beleidigt niemand. Doch soll er einen, der ihn höhnte, aufs Pferd genommen und in den vorbeifliessenden Sisselbach gezogen haben.

204 DER HUNGERBRUNNEN

Auf dem Hornusserfelde, genannt Unter der Mühle, befindet sich eine Quelle, die im Volke in hoher Achtung steht und Hungerbrunnen heisst. Seit Menschengedenken ist sie nie gelaufen als nur in den Kriegs- und Teuerungsjahren 1787, 1815, 1830, 1845. Auch im Frühjahr 1848 wollte sie wieder anfangen zu sprudeln.

205 EIN HUSARENSTREICH

Als das Fricktal noch zu Österreich gehörte, brach einmal ein Krieg mit Frankreich aus, und der Kaiser brauchte Soldaten. Damals lebten in unserem Dorfe zwei Brüder, Märke mit Namen; der eine war Küfer, der andere bebaute das Land. Die beiden mussten losen, und Ferdi, der Bauer, wurde frei. Hans, der Küfer, verspielte und wurde Soldat. Nach langem Hin und Her vertauschten sie die Rollen, und Ferdi rückte für Hans ein, weil Hans als Küfer viel Geld verdiente und zudem viel schwächlicher war als sein Bruder. Ferdi, ein guter Reiter, wurde nun bei den gefürchteten schwarzen Husaren des Prinzen Eugen eingeteilt. Unter diesem tüchtigen General hatte er Gelegenheit, seine Tapferkeit an den Türken zu zeigen; er brachte es sogar bis zum Rittmeister. Als solcher wurde er später von den Franzosen einmal gefangengenommen und sollte nun seine Reitkünste zeigen. Sein Pferd wurde ihm weggenommen und drei Reihen Leiterwagen rings um einen Platz gestellt. Die Franzosen gaben Ferdi eins von ihren Pferden, aber ach, mit diesem Klepper konnte oder wollte er nichts unternehmen. Schliesslich gaben sie ihm sein eigenes Pferd wieder zurück. Jetzt zeigte er ihnen seine tollsten Stücke. Zuletzt klopfte er dem Ross auf den Hals, setzte über die Wagen, und wupp war er fort. Die Flintenschüsse, die ihm die Franzosen nachschickten, trafen nicht, und er winkte aus weiter Ferne ade. Gross war die Freude, als Ferdi wieder bei den Seinen war.

206 WARUM DIE HORNUSSE NACH TODTMOOS WALLFAHREN

Vor mehr als hundert Jahren herrschte in unserer Gegend eine Viehseuche. In ihrem Gottvertrauen flehten die damaligen Einwohner von Hornussen die Muttergottes von Todtmoos um Hilfe an. Sie machten das Gelöbnis, jedes Jahr am Montag vor Pfingsten zu Fuss nach Maria Todtmoos zu wallfahren. Das Gelöbnis haben sie gehalten, und Maria hat sie erhört und erhört sie noch heute.

207 DER GÜNGGLERSTEIN

Der Güngglerstein war früher ein Marchstein zu Hornussen, der am Frickberg Staats- und Gemeindewaldung trennte. Die Buben sagten einem Neuling unter ihnen, er solle die Ohren an diesen Stein halten und horchen, wie es drinnen singe und läute. Er tat's, und man stiess ihm den Kopf daran, dass ihm die Ohren sausten. Damit sollte er dieses Günggeln und zugleich den Standort des Marchsteines im Kopf behalten.

208 DIE FRICKTALISCHEN SCHILDBÜRGER

Heute merkt man ihnen zwar nichts mehr an; aber früher galten die Hornusser als eine Art fricktalische Schildbürger. Es waren besonders ihre Nachbarn, die Zeiher, die mit boshafter Freude allerlei zu erzählen wussten. Die Hornusser blieben



ihnen zwar, wie heute noch, nicht alles schuldig. Am bekanntesten sind die Streiche des Hornusser Ammanns. Es waren ursprünglich deren sieben. Es haben sich aber nicht alle erhalten, so dass der Erzähler nur noch zwei ausfindigmachen konnte.

Auf einem Grundstück des Ammanns, hart an der Landstrasse nach Frick, stand ein alter Birnbaum. Dieser streckte einen seiner Äste weit in die Strasse hinein und behinderte mit der Zeit den Verkehr. Bereits hatten mehrere Fuhrleute deswegen Klage geführt, und der Gemeindegewaltige konnte schliesslich nicht anders, er musste den Ast entfernen. Er tat dies auch mit äusserster Umsicht und Klugheit. Er nahm die Säge und setzte sich recht bequem auf den Ast hinaus und fing an, denselben am Stamme abzusägen. Auf einmal brach der Ast, und der wohlbeleibte Ammann landete, zu seinem nicht geringen Erstaunen, unten auf der harten Landstrasse.

Ein andermal wollte er aufs Feld, um einen Acker zu eggen. Als Ammann hielt er es natürlich unter seiner Würde, zu Fuss neben seinem Pferde herzugehen, deshalb nahm er die Egge auf die Schultern und setzte sich gravitatisch auf seinen alten Gaul. Doch dem guten Tier bog sich der Rücken unter der Last, und es ging gar gemach und langsam. Das wurde unserem Bürgermeister zu dumm, er stiess ihm beide Absätze in die Weichen und rief: «Du lahmer Hess, wenn du erst noch die Egge tragen müsstest!»

Der Geist des Gemeindeoberhauptes schien aber bald ansteckend zu werden und fand zahlreiche Nachahmer. So holte erst einer eine Brille zu Hause, um Pfundäpfel aufzulesen, ein anderer nahm, um Erdäpfel auszugraben, statt Karst und Haue seine frischgeschliffene Spaltaxt, und ein dritter bediente sich umgekehrt zum Holzspalten eines Karstes. Ein vierter wünschte endlich, sein Haus zu verkaufen, und er trug ständig einen Stein davon mit sich herum, um jedem Kauflustigen gleich ein Muster zeigen zu können. Auf sonderliche Art ist das Dorf auch zu seinem Namen gekommen:

Einmal regnete es einen ganzen Sommer lang ununterbrochen, und die Bauern konnten ihr Heu fast nicht einbringen. Die Hornusser fanden, es dürfte jetzt genug sein, und beratschlagten, wie sie zu Schönwetter gelangen könnten. Da fand sich ein Schalk ein. Der gab ihnen den Rat, sie möchten in die Apotheke nach Basel schicken und da Schönwetter kaufen. In einer so grossen Stadt sei alles mögliche erhältlich ums Geld. Die Gemeinde schickte also einen Abgeordneten in die Stadt und gab ihm einen Batzen mit. Dort sprach er: «Herr Apitegger, i hätt gärn für e Batze Schönwetter für eusi Gmeind.»

Der Apotheker unterdrückte das Lachen, bot dem Besucher einen Stuhl an, versprach, er wolle das Rezept sofort fertig machen, und verliess die Stube. Nach einiger Zeit kam er wieder herein und überreichte dem Manne eine alte Pillenschachtel mit dem Bescheid, sie ja nicht voreilig zu öffnen, da sonst das schöne Wetter andern zugut kommen könnte. Mit grösstem Vergnügen wanderte hierauf der Bauer seiner Heimat zu. Unterwegs stach ihn die Neugierde immer mehr. Als es aber in der Schachtel immer ärger anfang zu summen und zu brummen, hielt er

den Deckel mit Leibeskräften zu; denn, dachte er, wenn das Wetter vorzeitig herauskommt, dann hat der Teufel seine Schadenfreude an uns. Aber erfahren hätte er doch gerne, wie das Schönwetter aussähe, das man in einer so kleinen Schachtel drin herumtragen könne. Wie er bald in der Nähe des Dorfes war, setzte er sich nieder und rückte ein kleinwenig am Deckel und — summ — summ! brummte eine Hornisse heraus und flog dem Dorfe zu. Mit der unbefangenen Miene der Welt ging er hierauf heimzu, und als ihm alles mit der Frage entgegengelaufen kam, wo er das Schönwetter habe, antwortete er: «Ei, es ist gerade ins Dorf hineingeflogen!» Und seither wird der Ort Hornussen genannt.

Die boshafte Zeiher wissen zwar noch eine andere Herkunft des Namens zu erzählen: Anfangs war das Dorf, wie viele andere, noch nicht getauft. Da führte einmal ein Bauer seine Kuh zur Tränke. Diese wollte aber nicht saufen, sondern nahm Reissaus und rannte Bözen zu. Der Bauer folgte ihr keuchend, bis ihm ein Fremder entgegenkam. Da das Tier den Strick verloren hatte, rief er diesem zu: «Heb si, heb si am Horn usse!» Daher soll der Dorfname kommen.

Anmerkungen

193 FS 98 f., nach R. I/276, der noch berichtet: «Später ging man noch oft in die Erdmännlihöhle hinauf, um vielleicht noch etwas von ihnen zu sehen. Der alte Schullehrer war einmal weit hineingekrochen, fand aber in dem finstern Gewölbe nichts anderes als zahlreiche Fledermäuse; weil man aber damals glaubte, den Erbgrind zu bekommen, wenn diese einem ins Haar geraten, so machte er sich schleunigst wieder heraus.»

Stiftshalde, der Wald gehörte bis 1803 dem Stift Säckingen.

Zimpärtli, auch Zibärtli, kleine grüne Pflaumen, hochdeutsch Zipper, die von der Insel Zypern stammen sollen.

Geldstag, Tag, an welchem durch eine amtliche Versteigerung Hab und Gut des Schuldners zu Geld gemacht wurde, um die Gläubiger bezahlen zu können; Konkurs, Bankrott.

Erbgrind, Milchschorf, der nach volkstümlicher Ansicht «vererbt», d. h. übertragen werden konnte.

194 FS 97 f., nach R. II/142.

Stich und Trem, Balken.

Walbloch, offenes Fenster in der Giebelseite, im Walm des Hauses.

195 FS 1. Aufl. 1938, S. 133 f., nach R. I/292 f. Letzter Abschnitt: Nachlass E. L. Rochholz, Mappe I, Sagen, StAA. Sein E: Louis Bürgi von Hornussen.

Hutte, Rückentragkorb.

196 FS 100, nach mdl. Überlieferung. E: Franz Keller (1854 — 1928), Lehrer in Hornussen.

197 FS 1. Aufl. 1938, S. 135. E: A. S., Schüler(in) von Hornussen.

198 FS 1. Aufl. 1938, S. 134 f. E: H. M., Schüler(in) von Hornussen.

Der verbrannte Stecken weist auf einen Brännlig hin, vgl. Nr. 11.

199 FS 1. Aufl. 1938, S. 134. E: M. S., Schüler(in) von Hornussen.

Stoss, siehe Anm. zu Nr. 55.

200 FS 99 f., nach mündl. Überlieferung. E: wie Nr. 196.

201 FS 1. Aufl. 1938, S. 137 f. E: M. H., Schüler(in) von Hornussen. Vgl. mit Nr. 75.

202 FS 1. Aufl. 1938, S. 136. E: O. U., Schüler(in) von Hornussen.

203 a) Andreas Birrcher, a. a. O. 49.

b) Aus: Nachlass E. L. Rochholz, Mappe I, Sagen, StAA. E: Louis Bürgi von Hornussen (zwischen 1856 und 1892).

204 E. L. Rochholz I/40. Vgl. Nr. 292.

205 FS 1. Aufl. 1938, S. 137. E: E. B., Schüler(in) von Hornussen.

Prinz Eugen, Franz Eugen von Savoyen (1663 — 1736), berühmter Feldherr und Staatsmann in österreichischen Diensten.

206 FS 1. Aufl. 1938, S. 138. E: Ch. H., Schüler(in) von Hornussen.

207 S: E. L. Rochholz, Steinkultus, 93.

208 FS 1. Aufl. 1938, S. 129 ff., nach Andreas Birrcher a. a. O. 13 f.

Wenn man mit dem Zuge aus dem Bözbergtunnel herauskommt, erblickt man rechts die Widderegg, oben einen schönen Tannenwald und am Abhang gutgepflegte Rebberge. Das kleine Tälchen am Fusse des Hügels wird von einem lauschigen Wiesenbache durchflossen, der im Walde drinnen einen kleinen Wasserfall bildet, die Iberger-Waag geheissen. Oben am Waldrand der Widderegg liegt verborgen eine grössere Höhle. Dort hausten die Erdweibchen. Noch heute sieht man darin muldenförmige Vertiefungen, die den Trümmern eines Backtroges und eines Tisches ähneln. Das alles haben die Erdweiblein aus den Felsen herausgegraben, nachdem sie von den hartherzigen Menschen aufs Feld gejagt und mit dem Tode bedroht worden waren, sofern sie sich je wieder in den Dörfern würden blicken lassen. Und doch war die Furcht der Effinger und Zeiher töricht; denn die Weiblein taten den Armen nur Gutes und niemandem etwas zuleide. Jedem Holzhacker im Walde halfen sie, seine Reiswellen zusammenzubinden; den Mädchen, die Erdbeeren suchten, pflückten sie ganze Körbe voll. Nach und nach wurde man ein wenig duldsamer gegen sie und schloss nicht mehr jede Türe vor ihnen; aber immer noch war die Scheu vorhanden, wenn man ihre dicken, kraushaarigen Köpfe betrachtete und das tierisch gestaltete Ohr. Es nahm die Leute vor allem wunder, warum sie ihre Füsse immer unter ihren langgefalteten Röcken versteckt hielten. Um das zu erfahren, streute man Asche in die Wege neben den Weinbergen, und bald darauf sah man dort lauter Gänsefüsse eingedrückt. Als nun aber die Erdweiblein merkten, dass man sie erkannt hatte, flüchteten sie sich in die Iberger-Waag hinauf, und als das Volk mit Prügeln und Heugabeln hinaufzog, um sie als Hexen zu vertreiben, verschwanden sie auch da. Nun sieht man sie nur noch an der heiligen Weihnacht; prozessionsweise kommen sie in schimmernden Gewändern von der Höhle nach jenem Wasserfall gegangen, jedes mit einem kleinen Kinde auf dem Arm.

210 DAS BLAUE MÄNNLEIN BEI DER SÄGEMÜHLE

Auf dem Weg, der vom Bahnhof Effingen durch ein kleines Tälchen nach Linn hinaufführt, erscheint zu gewissen Zeiten das blaue Männlein. Es wandert von der Sägemühle bis zur Iberger-Waag. Es trägt eine blaue, welsche Bluse und eine schwarze Zipfelmütze. In der Hand schwingt es einen knorrigen Stock, und an seinem Rücken hängt eine schwere Hutte. Sobald man ihm näherkommt, verschwindet es im benachbarten Hag. Es kündet Unwetter.

211 ERLÖSUNG DURCH EINEN LIEDVERS

Auf dem Rothenrain bei Zeihen traf ein Bauer öfters beim Einnachten sowie am frühen Morgen eine weissgekleidete Jungfrau an. Sie trug einen Blumenkranz im

Haar und sang im Dahinschreiten leise den Liedvers vor sich hin: «Wohl zu der Englein Schar!» Der Mann erzählte sein Erlebnis dem Pfarrer zu Herznach und erhielt den Rat, sobald die Jungfrau wieder komme und jenen Vers wiederhole, so solle er die Fortsetzung dazu singen: «Und selig bei dir sein.» Das tat der Bauer das nächste Mal, und die Jungfrau war erlöst.

212 WOHER ZEIHEN SEINEN NAMEN HAT

a) Wo s Dörfli ordli gross gsi isch, hai si-n-em immer no kei Name gha. Do hai sie emol Gmeind gha inere grosse Schüre-n-inne und hai birote und birote, aber i keim het öppis rächts wölle z Sinn cho. Do läuft grad der Tüfel verbi und ghörts. Do nimmt er e Hampfle Dräck vo der Stross und haut-e-nes as Tännstor a und rüeft: «Do hait er es Zeihe!» Do hai si de Ort Zeihe tauft.

b)

*Vo Zeihe,
O heie!
Die Holzbire hai gfehlt.*

«O heien!» mag entstanden sein, weil wir dahinten im engen Tälchen am Fusse des Hombergs wohnen. Zeihen dagegen ist so alt, wie die Schöpfung selbst. Der Herrgott, nicht der Teufel, wie Herr Rektor Birrcher in Laufenburg . . . kalkuliert, hat dem Dorf den Namen gegeben. Es steht nämlich nicht weit davon eine kleine Anhöhe, Rutschenbühl genannt, welche aus rötlichem Lehm besteht und beinahe kahl dem Fremden sogleich ins Auge fällt. Der kam so dahin: Als Gott der Herr mit der Erschaffung der Erde fertig war und an seinen Fingern natürlich noch Lehm klebte, so warf er diese Überreste vor den Homberg und sprach: «Da will ich ein Zeichen machen, dass die Schöpfung vollendet ist.» Bekanntlich sagt man in der Volkssprache Zeihen statt Zeichen. Als daher später beim roten Hügel Ansiedlungen entstanden, hiess man sie Zeihen.

Ein anderer, der bei der Dorftaufe eben nicht Götti gewesen ist und uns die Ehre der Taufe durch Gott missgönnt, leitet den Dorfnamen von den grossen Marksteinen, Markzeichen, die früher die Grenzlinie zwischen Österreich und der Schweiz bezeichneten, ab. «Bei den Zeihen oben» soll's geheissen haben.

213 DIE ENTSLÖCHER

Noch nicht untersucht sind die sogenannten Entslöcher, die sich im Fricktal mehrfach vorfinden sollen, so z. B. auf dem Sommerhaldenhübel in der Gemeinde Zeihen. Die Sage berichtet, die Franzosen hätten dieselben gegraben, nämlich jene Voltaireschen aus der Zeit des Konvents, die mit Gott gebrochen

hatten. Daraus ist zu schliessen, dass man diesen Entslöchern gleichfalls eine diabolische Entstehung zuschreibt. Ihr Name selbst verweist auf Riesen: ags. ent, pl. entas, ahd. antrisc, bezeichnet das Riesige ... enterisch: bair. riesig, ungeheuer und nicht geheuer, enterische Plätze: verschwundene Hölzer und dem Teufel verschriebene Schluchten ...

Anmerkungen

209 FS 96 f., nach R. I/272; die erwähnte Höhle liegt zwar im Effinger Banne, doch wurde die Sage auch in Zeihen von alten Leuten erzählt. Rochholz bemerkt noch: «Die Dorfbewohner wissen, dass ein heiliger Waldbruder vor Alters hier (Höhle) sich aufgehalten hat; sie malen sich in den Felstrümmern die Trümmer eines Raubschlosses aus, das da sein Schatzgewölbe hatte (1856).» Auffallend ist die feindliche Einstellung der Bevölkerung gegenüber den Erdweiblein, so dass diese schliesslich, als Hexen verschrien, gewaltsam vertrieben werden.

Widderegg, auf der Lk. 1:25 000, Bl. Frick, «Widräk» mit «Häxenplatz».

210 FS 97, nach mündl. Effinger und Zeiher Überlieferung.

211 FS 96, nach R. I/259. Die Sage wurde Rochholz von Andreas Birrcher, Laufenburg, vor 1856 zugestellt.

212 a) Andreas Birrcher, Laufenburg, a. a. Ort 13 f. Siehe Nr. 212 b.

b) Aus: A. Wülser, Lehrer in Zeihen, Geschichte der Ortschaft Zeihen. Ein Beitrag zur Fricktalschen Landeskunde, in: Rauracia 1860, 22 f.

213 E. L. Rochholz, Steinkultus 85.

Konvent, Bezeichnung der französischen Volksvertretung (1792 — 1795) während der Französischen Revolution (1789 — 1799).

Entslöcher, Ernzt- d. h. Erzlöcher. Auf der Sommerhalde beutete man im 18. Jh. Bohnerz für die Eisenwerke in Wehr und Albbruck aus.



Bezirk Rheinfelden

RHEINFELDEN

214 DIE ALRUNE UND DER SCHNEIDER

Die Alrune, so sprach der Rheinfelder Kapuziner zu einem armen Schneider, ist ein wunderliches Tier, das nachts mit Rollaugen umläuft. Wenn du dir aber meine Vorschriften merkst, so kannst du es leicht fangen und brauchst dann weder am Tage Hosen zu bletzen noch abends erst Mist zu stehen, um deinen kleinen Acker düngen zu können. Aber ihr selbst musst du hübsche Kleider machen und alle Tage frisch anlegen. Dies liess sich der Schneider nicht zweimal sagen und lauerte gleich in der ersten Nacht bis zwölf Uhr auf dem Kreuzweg. Das Tier erschien. Zwar passte es nicht genau zur Beschreibung des Kapuziners und glich, wenn man die funkelnden Augen des unbegreiflichen Kopfes übersah, nur einem mittlern Haushund. Um so geschwinder ging der Schneider auf das Glückstier los, packte es in seine Hutte und warf es daheim in den Geissenstall; aber ehe er wieder zuschloss, legte er ihm den einzigen Spartaler sorgfältig unter den Bauch. Er konnte den Morgen nicht recht erwarten und war kaum wieder in den Stall getreten, als er statt des einen nun hundert neue Taler auf der Streue fand, dem gestrigen ersten haargleich. Schnell raffte er die Taler alle zusammen, kaufte den an sein



Rübenfeld stossenden Acker des Nachbars um hundert und einen Taler, und morgen, dachte er sich, wenn ich den Stall wieder aufgemacht habe, zahle ich ihm die daran grenzende Wiese dazu. Der Morgen kam, der Alraun lag geduldig auf der Streu, aber nicht ein einziger Taler dabei, kein Rappen war zu sehen. Der Schneider hatte den erst gelegten Taler zu behalten vergessen, nun war dieser ausgegeben und die Zauberkraft des Tieres mit versiegt. Was war zu tun? Er holte seine Hutte, trug das Tier in den Wald zurück und sprang heim, um sein neues Feld schnell wieder zu verkaufen. Allein nun schwanden nicht bloss die hundert Taler, sondern der Schneider wurde noch viel ärmer als zuvor, und seit man ihn bei der letzten Hungersnot begraben, sieht man auch den Alraun stets bei seinem Totenkreuze liegen.

215 ZAUBERMELKEREI

Ein Steinhauer aus Zell erzählte: «Ehe ich Meister war, schaffte ich eines Winters in einer Steingrube bei Rheinfelden. Neben mir arbeitete ein Geselle, der, wenn er Durst hatte, seinen Spitzhammer in den Gerüstbalken schlug, auf dem sein Arbeitsstein lag, sodann aus dem Stiele des Hammers Milch in seinen Filzhut molk und daraus nach Herzenslust trank. Als er mir auch einmal zu trinken anbot, dankte ich, weil ich nicht wisse, was das für Milch sei, und darauf erwiderte er: <Dies ist gewöhnliche Kuhmilch; der Bauer, welchem die Kuh gehört, weiss aber nicht, warum sie ihm so wenig Milch gibt, und noch weniger, dass er mich, einen Steinhauer, zum Melker hat>.»

216 VOM SCHARFRICHTER MENGIS

Der Scharfrichter Mengis war, wie der Gewährsmann sagt, weit herum bekannt als Heilkünstler; er arbeitete mit Sympathie und auch mit Spiegeln. Folgende Geschichte wird von ihm erzählt: «Einer aus der Landschaft arbeitete in Basel an einer Kanalisation. Unterwegs hängte er den Kittel auf. Der Zahltag war drin. Abends war der Zahltag verschwunden. Am Sonntag darauf ging der Mann zum Mengis, um den Dieb feststellen zu lassen, denn Mengis hatte den Stein der Weisen. Mengis sagte dem Mann, er sei zu spät gekommen, der Stein sei trüb, der Dieb bleibe unsichtbar.»

217 HEXENGLAUBE UND MENGIS

a) Die Tochter eines Posamenters kann, wenn sie einmal angefangen hat, die Webstange zu ziehen, nicht mehr aufhören, bis ihr jemand aus der Familie die Stange anhält. Sie laufen zum Scharfrichter, der hilft.

Meine Mutter kannte als ledig eine alte Nachbarin, d Gschworene-Hansene. Diese konnte weder lesen noch schreiben; man sagte auch von ihr, sie sei eine Hexe. Manche Kunst hatte sie sicher von den Zigeunern, die oft in ihrem Wagenschopf übernachteten durften. Einmal macht sie folgendes: Im Erdgeschoss ihres Hauses wohnten Posamenter mit zwei jungen Mädchen. Diese beiden konnten plötzlich nicht mehr mit Weben aufhören, bis Vater und Mutter sagten: «Se, hör au!» Das ging so acht Tage. Da ging der Vater nach Rheinfelden zum Scharfrichter Mengis. Der sagte: «Die, won Ech das ato het, isch nit wyt; wenn Der hei chömmet, isch si uf der Laube und luegt Ech bös a.» Alles stimmte — und seit damals hörte es auf.

b) In Schloss-Diegten gibt es ein Haus, das man das Höfli nennt. Darin lebte vor vielen Jahren eine Frau, die mehr konnte als Brot essen. Einem Nachbarn war sie besonders übel gesinnt. Diesem fiel eines Nachts auf, dass die Kühe im Stall so brüllten. Als er am andern Morgen nachschaute, hatte jemand ihre Schwänze ineinander geflochten. Eines andern Morgens waren alle Tiere losgebunden, obwohl er sich erinnerte, dass er sie vor dem Schlafengehen angekettet hatte. Als aber seine schönste Kuh eine Missgeburt zur Welt brachte, ging er nach Rheinfelden zum Scharfrichter Mengis und bat ihn um Abhilfe. Mengis steckte ihm ein Bildchen einer Frau zu. Das sollte er in den Kaminschoss hängen und davor beim Einnachten dreimal einen Spruch aufsagen, den ihm Mengis aufschrieb. — Der Mann tat, wie ihm geheissen. Und alsbald hörte man im Haus der Übeltäterin ein fürchterliches Wehgeschrei. Im Stall aber herrschte von nun an Ordnung, und die Tiere gediehen.

218 MENGIS ENTDECKT EINE HEXE

Eine Hexe hatte ihrem Nachbarn das Kind verhext, dass es keine Ruhe mehr fand. Der Familienvater suchte Hilfe beim Scharfrichter Mengis in Rheinfelden. In aller Frühe trat er seine Wanderung nach Rheinfelden an; denn er durfte niemanden grüssen, der ihm unterwegs begegnete.

Mengis führte ihn in ein dunkles Zimmer vor einen Spiegel und hiess ihn hineinblicken. Mit einem Ausruf des Entsetzens fuhr der Vater des Kindes zurück: «Der Tüfel nähm mi, es isch d Jörkene!» Mengis verkündete nun dem erschrockenen Manne, die Hexe werde am folgenden Tage zu ihm ins Haus kommen, um etwas zu entleihen. Man solle ihr aber die Türe nicht öffnen und keine Antwort geben, sonst stürbe das Kind.

Es kam wirklich so; die Jörkene erschien am andern Tage und wollte etwas leihen. Leider hatte die Frau Erbarmen mit ihr und gab ihr Bescheid. Das Kind aber starb, wie der Scharfrichter vorausgesagt hatte.



219 SCHARFRICHTER UND HEXE

Meine Grossmutter, geb. 1863, erzählte mir: Als deine Mutter klein war, wollte sie nie wachsen und lachte auch nie. Da ging dein Grossvater nach Rheinfelden zum Scharfrichter Mengis. Der liess ihn in einen Spiegel schauen und sagte: «Die Frau, die ihr seht, wird in euer Haus kommen. Stellt ihr Brot und Wein auf! Wenn sie nach dem Abschneiden das Brot verkehrt auf den Tisch legt, dann hat sie Euer Kind verhext, und Ihr sollt sie nie mehr ins Haus lassen.» Mein Mann schaute und erschrak — er sah die Hebamme. Zu Hause befolgte er den Rat, und alles stimmte. Da wurde die Hebamme nicht mehr hereingelassen. Das Kind aber wuchs und lachte wie die andern.

220 MENGIS IST STÄRKER ALS EINE HEXE

Mein Grossvater in Rünenberg hatte viel Unglück im Stall. Als er keinen Ausweg mehr wusste, ging er zum Scharfrichter Mengis nach Rheinfelden. Dieser gab ihm ein Bündelchen mit, das er im Stall aufhängen musste. Kurze Zeit nachher kam die Chleijoggene, eine Hexe aus Zeglingen, und verlangte die Entfernung des Bündelchens. Sie überschritt aber die Türschwelle nicht.

221 DIE MÖRDEREICHE

Auf der Wintersingeregge steht im Lebhag eine Eiche, die von den Maisprachern Mördereiche genannt wird. Über die Entstehung dieses Namens wird berichtet: Ein Posamenter aus Wintersingen hatte sein Bündelpack fortgetragen und befand sich mit dem Lohn auf dem Heimweg. Doch einer, der heiraten wollte und Geld brauchte, lauerte ihm in der abgelegenen Gegend auf, überfiel und erstach ihn. Die Leiche des Ermordeten hat man im Gemeinderatszimmer in Maisprach aufgebahrt.

Das junge Eichlein, das am Tatort stand, liess man aufwachsen. Auch wenn man den Lebhag zurückschnitt, blieb es verschont und trug hinfort den Namen Mördereiche.

Der Mörder konnte sich seines Raubes nicht lange freuen. Als er am Unterdorfbrunnen zu Maisprach seine blutbesudelten Hände wusch, ahnte er nicht, dass er bald erwischt und enthauptet werden würde. Der bekannte Scharfrichter Mengis von Rheinfelden musste auch diesen Übeltäter, einen Handwerksburschen aus Deutschland, hinrichten.

Von Mengis Richtschwert, das gewöhnlich an der Wand hing, erzählte man, «es haig afe gampe, wenn er gly wider öpper haig müese chöpfe».

222 MENGIS HILFT GEGEN HEXEREI

Eine Familie in Gelterkinden wurde heimlich von einer Hexe geplagt. Als die Not kein Ende nehmen wollte, beschlossen die Leute, den Scharfrichter Mengis in Rheinfelden um Abhilfe zu bitten. Mengis übergab dem Abgesandten der Familie eine Nadel. Diese sollte hinter sieben Schlössern verwahrt werden; ausserdem durfte man keinem Menschen etwas davon sagen. Der Rat wurde befolgt und die Nadel in eine Kasette mit sieben Schlössern eingeschlossen. Bald darauf kam eine Frau ins Haus und forderte die Entfernung des Schutzmittels. Zuerst zögerte man; auf ihr dringendes Bitten entsprach man schliesslich ihrem Wunsche. Bevor sie das Haus verlassen konnte, musste sie «das Wasser fahren lassen».

223 SCHARFRICHTER MENGIS ENTDECKT GESTOHNES

Dem Vater meiner Grossmutter, welcher fürs Leben gern jagte, war eine hölzerne Fuchsfalle abhanden gekommen, die er im Wald gestellt hatte. In der Hoffnung, der Rheinfelder Scharfrichter werde sie wieder beibringen können, begab er sich dorthin. Weil er unterwegs mit keinem Menschen reden durfte, brach er schon früh um vier Uhr auf und wanderte über den Berg, um ja niemandem zu begegnen. Erst um acht Uhr kam er in Rheinfelden bei dem Manne an, von dessen geheimen Kräften er sich Hilfe versprach. Er durfte aber sein Anliegen nicht vorbringen.

Mengis fragte ihn: «Ist etwas verloren gegangen?» — «Nein.» — «Aber gestohlen worden?» — «Ja.» — «Geht jetzt nur heim, Ihr werdet das vermisste Geschirr in dem hinteren der beiden Heiterlöcher im Giebel gegen das Gässlein finden.» Als man nachsah, steckte die Fuchsfalle richtig dort.

224 DER NAME SCHINDERMÄTTELI

Zuhinterst im Hefletentälchen liegt das Schindermätteli. Dort hatte früher der Wasenmeister von Tenniken alle Tiere, die auf der Landschaft Basel abgetan werden mussten, getötet und verscharrt. Einer der letzten Wasenmeister soll Mengis geheissen und der Scharfrichterfamilie von Rheinfelden angehört haben.

225 E WOHRSÄGERE HILFT

Inere Familie het eis vo de Chinder immer brüelt und nit welle schlofe. Derno sy si uf Rhyfälde zunere Wohrsägere. Die het gsait, das Chind wärd vo öpperem plogt, si müese jeden Obe s Bettli miteme Stücke uusschmire. Si haige das gmacht, und s Chind haig besser gschlofe.

226 RHEINFELDER KAPUZINER ENTLARVT EINEN ÜBELTÄTER

Zwei Wenslinger besassen je eine Steingrube und stellten Wassersteine her. Der eine war geschickter als der andere, und dieser wurde neidisch. Plötzlich wurde jedesmal, wenn der Schnellere einen Wasserstein fertig hatte, dieser über Nacht zerschlagen. Wenn man früher etwas auf dem Herzen hatte, ging man ins Kloster nach Rheinfelden. Das tat auch der Geschädigte und fragte einen Kapuziner um Rat. Der zeigte ihm einen Spiegel und sagte: «Schau hinein, dann siehst du ihn!» Da sah er den von der anderen Steingrube. «Jetzt darfst du ihm etwas anwünschen», sagte der Kapuziner. «Nein, ich will nur, dass er sich bei mir entschuldigen muss.» — Tatsächlich kam der andere und bat um Entschuldigung.

227 DER FORSTJOGGELE

In dem Oberschwörstadt gegenüber gelegenen Forst auf der Schweizer Seite jagt zur Nachtzeit der Forstjoggele. Er hat früher die Lachsfischer ins Wasser geworfen und ihnen die Beute abgenommen. Jedes Jahr am ersten Adventssonntag darf er einmal «Hohopp!» rufen, damit gelangt er jedesmal einen Hahnenschritt näher nach Rheinfelden. Aber erst, wenn er ganz dort angekommen ist, wird er erlöst sein.

Manchmal schon stieg er abends zu den Fischern, die vom Rhein heimkehrten, plötzlich in den Kahn. Sobald sie aber auf die Rheinmitte kamen, verschwand er und hinterliess einen solchen Gestank, dass die Fischer betäubt in das «Gewild», die Stromschnelle oberhalb Beuggen, hinabtrieben und ertranken.

Wer nachts nach Betzeitläuten auf dem Wege von Möhlin (Schweiz) zum Niederschwörstadter Fahr ruft: «Joggele, kumm!», den schlägt er auf den Boden, dass er bis zum Läuten der Morgenglocken liegen bleibt.

228 GRAF HIRMIGER BESIEGT DIE UNGARN

Im zehnten Jahrhundert überschwemmte das wilde Reitervolk der Ungarn fast Jahr für Jahr die deutschen Lande. So kamen sie auch an den Rhein. Nachdem sie St. Gallen und Reichenau geplündert, lagerten sie sich vor dem damals auf einer Rheininsel gelegenen Kloster Säcking. Da sie keine Fahrzeuge hatten, gelang es ihnen vorderhand nicht, hinüberzukommen.

Damals herrschte im Frickgau Graf Hirmiger. Auf dem sogenannten Herrenrain gegenüber der heutigen Dorfkirche in Schupfart soll seine Burg gestanden haben. In aller Stille liess er die Fricktaler Bauern aufbieten. In der Gegend von Hermenstal war der Sammelpunkt, und von dort brach er mit den Seinigen durch das Burstel hervor. Es war Nacht, und alles im feindlichen Lager schlief. Beim Vorrücken liess der Graf die brennenden Fackeln in irdenen Krügen und Töpfen verbergen und diese dann vor den hunnischen Zelten unter gewaltigem Kriegsgeschrei plötzlich zerschlagen. Das Geklirr und Gekessel der zersplitternden Gefässe, die plötzlich erleuchtete Nacht, das irre Fackellicht in aberhundert erhobenen Händen trieb den erschreckten Feind, der sich einem gewaltigen Heer gegenüber vermutete, in eilige Flucht. Von diesem Geräusche wurde die ganze Gegend später die Rüschehen geheissen. Ein Teil der Fliehenden ward in den Rhein gesprengt, ein anderer stromabwärts verfolgt. Noch in Rheinfeldern versuchte sich ein Haufe festzusetzen, aber auch hier warf sie Graf Hirmiger hinaus, und das Tor, durch welches sie entrannen, hiess davon früher Hermännlistor, nun aber Fuchsloch.

229 DIE RÜSCHELENSAGE

In grauer Vorzeit zogen die Hunnen von Ungarn her bis zum Bodensee. Ja, nicht genug, sie folgten dem Rhein nach Westen, nahmen Laufenburg und Säcking ein und überschwemmten auch die Gegend von Rheinfeldern. Die Stadt Rheinfeldern selbst sollte in ihre Hände fallen.

Auf dem Kapuzinerberg errichteten sie ihr Feldlager und begannen, von dort aus die Stadt zu bedrängen. Voller Angst und wildem Schrecken hatten sich die Bewohner des Städtchens und der Umgebung in die nahen Wälder geflüchtet. In

einer Nacht versammelten sie sich auf der Höhe des Olsberger Berges. Unter grossem Geschrei und Ruuschen oder «Rüüschen» stürzten sie vereint den Berg hinunter auf den Feind. Der ergriff in völliger Überraschung die Flucht, und Rheinfelden war gerettet.

Seit jener Zeit heisst der Abhang oberhalb der Brauerei Feldschlösschen, von dem aus seinerzeit der Angriff erfolgte, Rüschelen.

230 HÜNINGEN

Im Anfang der Regierung Heinrichs I. (919 — 936) zogen die Ungarn durch Schwaben und nach einer vergeblichen Belagerung von Konstanz in das Rheintal, wo sie alles mit Mord und Brand verwüsteten. Auch Säckingen soll bei diesem Anlass mit fast allen seinen Einwohnern der Verwüstung erlegen sein. An beiden Ufern des Rheines schwärmte der schreckliche Feind. Da stellte sich ein Graf oder Edler aus dem Fricktal, namens Herminger, mit sechs wackeren Söhnen an die Spitze schnell gesammelter Scharen. Anfangs musste er sich vor der Übermacht hinter Rheinfelden zurückziehen, dann aber stürzte er sich im Dunkel der Nacht auf den schlaf- und weintrunkenen Feind, während auf den Bergen ringsum Flammenzeichen leuchteten, und was dem Schwerte entging, fand sein Grab in den rauschenden Fluten des Rheines.

Jetzt zimmerte sich der Hunne Fährn aus den Tannen des Schwarzwaldes, setzte bei Hüningen über den Rhein und lagerte sich drüben auf der Stätte, wo jetzt noch, nach der Sage, Grosshüningen des Volkes Namen tragen soll.

231 DIE SAGE VOM SANKT-ANNA-LOCH

Dort, wo der grüne, wildschäumende Rhein nördlich des Burgkastells vorüberzieht, liegt das von den Schiffen gefürchtete Sankt-Anna-Loch. Seinen Namen hat es von der Burgkapelle Sankt Anna erhalten, die einst nebenan auf dem Königsschloss, dem Stein zu Rheinfelden, gestanden hat. Der Rhein soll hier eine unheimliche Tiefe aufweisen. Unter den gischenden Wellen fahren scharfzerklüftete Felsen im Zickzack in den Abgrund und bilden Höhlen. Noch nie hat hier der Strom die Leiche eines ertrunkenen Menschen, die da hinuntergespült wurde, freigegeben. Es ist dies die Stelle, an der der Bruchrand einer zweihundert Meter tiefen Verwerfungsspalte quer durch den Rhein zieht.

Vor vielen hundert Jahren kamen von Osten her in unser Land die gefürchteten Ungarn, auch Hunnen genannt. Sie plünderten, mordeten und brannten und zerstörten Städte und Dörfer. Es gelang ihnen, auch das Städtchen Rheinfelden einzunehmen. Seine Bewohner und die Bevölkerung der umliegenden Dörfer hatten

sich vor ihnen in die Wälder geflüchtet. Von Hunger und Kälte geplagt, unternahmen sie voll Verzweiflung in einer finsternen Nacht einen Angriff auf das besetzte Städtchen. Ihr Heldenmut wurde reichlich belohnt. Völlig überrascht und in grosser Bestürzung floh der Feind aus dem Städtchen über die Rheinbrücke.

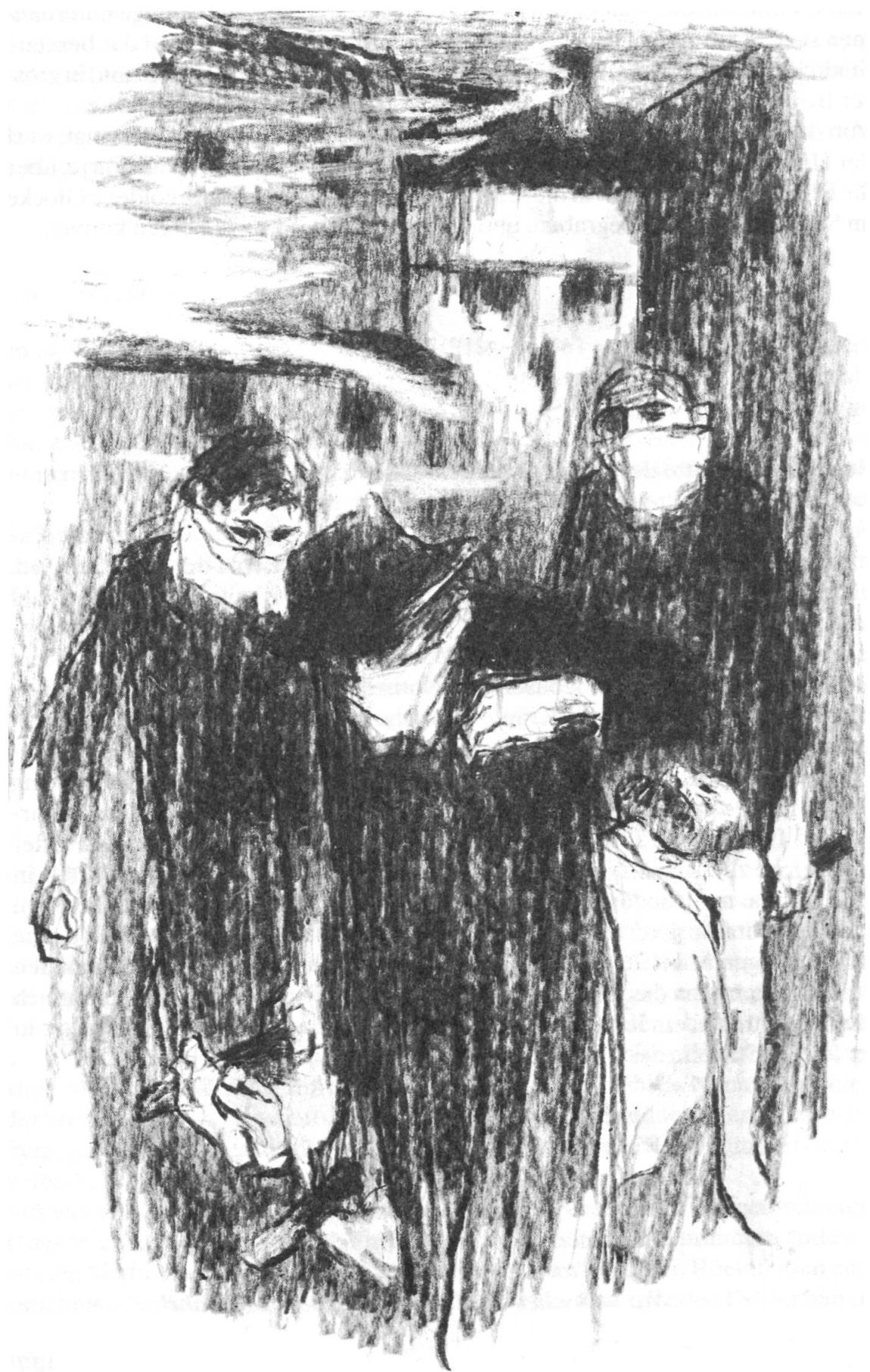
Von den nachdrängenden bewaffneten Bürgern und Bauern hart bedrängt, warf der Hunne voller Hast eine goldene Glocke, die er als Raub mit sich führte, über die Rheinbrücke hinunter in die schwarze Flut. Seither liegt diese goldene Glocke im Sankt-Anna-Loch begraben, und kein Mensch wird sie je bergen können.

232 DIE SEBASTIANIBRUDERSCHAFT

Noch um die Mitte des letzten Jahrhunderts erzählte man in Rheinfelden eine Sage über die Herkunft der Sebastianibruderschaft:

Vor vielen Jahrhunderten kam die Pest den Rhein hinauf und wütete gar schrecklich in Basel. Tausende von Menschen starben. Bald erreichte der Schwarze Tod, wie die Leute sagten, auch das benachbarte Städtchen Rheinfelden. Schon bald fand sich kein Totengräber mehr, und die Leichen lagen unbeerdigt vor den Häusern auf der Strasse und verpesteten die Luft. Alles starb hin bis auf zwölf alte Männer. Die riefen den hl. Sebastian als Nothelfer an. Da sang ein Vögelein vom Himmel herab von heilenden Kräutern; solche pflückten die Männer und erhielten sich damit am Leben. Dann einten sie sich zu einer Totenbruderschaft, pflegten die verlassenen Kranken und bestatteten die Toten. Diese Verbrüderung besteht heute noch. An dem Tage, da jenes Vögelein erschien, müssen nun alljährlich zwölf Ratsherren oder auch sonst hiefür bestimmte Bürger den Morgen in der Stadtkirche zubringen. Nachmittags ziehen sie zu einem gemeinsamen Mahle in ein Haus, das man für das älteste der Stadt hält. Es soll aus Heidenzeiten stammen und ein Schatz darin verborgen liegen. Zu Weihnachten um Mitternacht halten sie dann in langen Mänteln und Laternen tragend einen Umzug und singen an den alten Stadtbrunnen das uralte Weihnachtslied «Die Nacht, die ist so freudenreich allen Kreaturen»; am letzten Tage des Jahres, am Silvesterabend, erbitten sie in der letzten Strophe des Neujahrsliedes den Beistand des hl. Sebastian:

*Wir wünschen Euch zum neuen Jahr,
Den heiligen Sebastian,
Dass er in Kriegs-, Pest- und Todesgefahr
Mit seiner Fürbitt uns wolle beistahn
Er wird uns beistahn und das ist wahr,
Wir wünschen Euch allen ein gutes neues Jahr!*



Vor mäng hundert Johre sy uf dene Berge und Hüble im Fricktal, im Solothurner- und im Baselbiet zentume gar viel so hochi Schlösser und Burge gstande. Me gseht jetz nur no verrissni Mure dervo, d Flädermüs und Nachtheuel halten ihri nächtliche Musterig drinn. Dört hän richi, vornehm i Herre gwohnt. Und die hän denn au d Rhifelder nit am beste möge, wils die scho doz mole alli wil mit de Schwizere gha hän.

Sellemols het en riche Müller z Rhifelde uf der Herremühli gwohnet, er isch selber im Stad trot gsi und wie me seit, Burgermeister derzue. Und ebe dä hets mit däne Ritters verabredet, wien er ihne d Stadt welli verrote. Und er het eim e heilige Eid gschwore, se znacht am zwölfi bim Sanct Johannstörli inezloh, wenns em e paar tusig Gulde gäbe.

S isch scho spot im Herbst usse gsi, vor Allerheilige zue, wo inere finstere Nacht der Sturm hätt solle losbreche. Kei Seel het dra denkt, alles het ruehig gschlofe. Sogar d Wächter bim Rhitor und am Obertor hän in ihre Wachtstüblene guetherrlich gschnarchlet. Au d Chatze hän sie scho lang vo alle Dächere abe gmacht, hän d Schwänzli gringlet und sin au iduslet. Lislig isch do der bös Müllermeister Gast umedüset, het ei Sack um de ander dusse vor sim Hus ufbunde und het d Sprür uf d Strossestei sürle lo, so tief, ass me drinn het chönne wate. Got echter d Welt zgrund, chunt bald der jüngst Tag, ass de Gizchrage si türi War eso verzettlet? Nei, wie d Mitternacht ummen isch und s am Turm zwölfi schlagt, so rite si zuem Rhitor ie, und so mängs Rossyse über die Sprür do unghört bis zum Stadtbrunne füre cho cha, so mängs tausig Gulde isch em vom Find zuegseit.

Aber die liebi Muettergottes selber hets nid wölle, ass e sone schwarze Verrot sött glinge. Und do isch sie uf dene Stadtmure zrings umegloffe und het alli Uhre vorgeichtet, eb der Gast no fertig und der Find vor em Tor parat gsi isch. Do chunts denn em Schmiedlehrbueb im Sanct Johannesgässli so vor, as wenn scho wött der Morge abreche, es het aemel schints justamänt vieri gschlage. Er stoht weidli uf und will am Storchenest-Brunne go Wasser reiche für d Schmieds-Ess. Do gseht er bin ere unbegriffliche Helli z erst d Gass dick mit Sprür bestrait und hoch uf em Obertorturm d Muettergottes bi der Uhr, mit ere prächtige Chronen uf em Hor und vo me Chranz umgäh; und es isch em, as gsehn er, wie sie mit ihre eige wisse Finger der Uhrezeiger vo zwölfi uf de Morge am vieri anedreit. De Bueb gseht das, lauft gschwind zruck is Hus und weckt si Meister. Dä springt uf, macht Lärmen, und die ganz Nochberschaft verwacht. Ghöret ihr jetz d Sturmglocke lüte und gsehnt er, wie d Burger mit Spiess, Äxt, Hellebarte und Sägesse zämespringe, d Ringmure go bsetze? Und der Find? Woner das gseht, ass alls überen isch, so isch em s Herz i d Hose gheit, und er het si dervo trausst.

Was meinet ihr aber, was me mit em Verräter selber agfange het? In e gross Chessi voll siedigs Öl häns en gsetzt, dört, wo jetz im Rothus d Fürspritze stöhn, und hän en läbendig versotte, ass Hut und Hor vonem gfahren isch. Und s isch em gar recht gscheh.

Chum aber häns en gricht gha, do het d Angst und s Elend in der Stadt erst recht gregiert. Denn ebe der bös Gast, wo läbig scho alles an Für und Schwert het welle usliefere, het au no sim Tod nonig ufghört. In der Gestalt von eme Pudel oder von ere schwarze Chatz isch er mit fürige Auge dur alli Gasse gloffe. Wer em zuefälligerwis um en Ecken umen entgege gloffe isch, oder wer erst no der Betzit heim cho isch, de het die ganz Nacht nümme chönne bete oder schlofe; s isch em gsi, der ganz Sunnberg lieg em ufem Herz. Doch das alls isch no lang nit gnueg gsi. Wenn i dene Winterobede, bsunders in der Adventszeit, wo jeder si vorbereitet uf d Wiehnächt, d Burgerlüt mit ihre Chindere um de Tisch gsesse sin und Legände gläse hän oder e Rosechranz z säme betet, so het do der Gast vo der Gass unten uf sis grüslig Gspängstergsicht z eimolen dur d Fenster dure gstosse und iegstreckt. Und i hätt s niem grote, öppe d Fenster ufztue und em nozschaue, woner hiegiengi; er hätti si Wunderfitz gwüss tür müesse büesse. Denn der Chopf wär em ufgschwulle wie ne Cherneviertel, und er hät en nümme zuem Fenster ine brocht.

Mängs liebs langs Johr isch es eso gange. Do endlich het e fromme Kapuziner dä wüest Gast ine benedeit und ine bannet in e Burgunderschlegel und het en selber usetreit in de Grüttgrabe und dört am Rhi wit dusse verlochert, tief in der Erde. Aber es het der Gast halt dört au jetzt no kei Rueh und lasst ander Lüten au ekeini. Wer jetzt no über sälle Grabe gumpe will, chunt gwüss nit übere. Und alli Johr i der Wiehnächt, wens znacht am zwölfi mit alle Glocke lütet, so chunt er allimol em Städtli um so viel nächer, as e Güggel uf eim Fuess erschrite mag, und do brüelet er derzue, ass zringsum der Erdbode chracht. Chunt er emol bis zum Obertor ine, so hemmer der jüngst Tag. Min Grossvater seliger het mer mängsmol gseit, dä Gast sei jetze bereits scho bis zuem Rosegässli füre cho, ussevor an de Dreikünige, grad hinderem Dreifaltigkeits-Chapälleli; und do isch es numme no öppe zweihundert Schritt in d Stadt ine. Und wenn do d Wallbacher oder d Schwörstetter Schiffflüt so ame chalte Winterobed still uf em Rhi durab fahre, so höre si grüslig brüele; denn mache si s Chrüz und bete. Denn es isch der bös unruehig Gast, wo in der Oedi duss sis Fägfür no nit rächt gfunde het.

234 DER LÄLLI

Zu jener Zeit, als die Schweden die Stadt belagert hielten, bestachen sie drinnen einen reichen und gewalttätigen Bürger mit einer grossen Summe, dass er ihnen die Festung in die Hände spiele. Dies war der Bürgermeister Gast, der da auf der Herrenmühle sass. Nachts elf Uhr öffnete er dem Feind ein Tor beim Storchen- nestturm und liess einen nach dem andern leise herein, bis sich zuletzt bald eine Schwadron Schweden innerhalb der Mauern befand. Und weil er vorher die Strasse vorsichtig mit Spreuer bedeckt hatte, so vernahmen die Einwohner den Huftritt nicht und schliefen fort. Aber in jener Nacht wandelte die Mutter Gottes auf den Ringmauern und richtete alle Uhren von zwölf Uhr, zu welcher Zeit die

Schweden anrücken sollten, auf morgens vier Uhr, da die Handwerksleute aufstehen. Als mit diesem Glockenschlage die Gesellen der Knappenschmiede, die beim Storchennestturm lag, zur Werkstatt gingen, wateten sie erstaunt durch lauter Spreu. Aber sogleich bemerkten sie auch den Haufen Feinde in Pickelhauben und Brustharnischen, der still am Tore stand. Da griff ein Schmiedemeister zum grossen Hammer und rief seinen Burschen zu: «I gseh scho, ihri Hube sind nit recht gschmiedet, sie händ d'Hämmer no nötig!» Nun augenblicklicher Lärm; die Bürger sprangen allenthalben herzu, und wer von den Reitern nicht entrann, wurde erschlagen. Ein anderer Teil der Einwohner eilte auf den Sammelplatz zum Rheintor hinab; mit Zorn sah man, dass hier die Fallbrücke niedergelassen war, und zog sie schnell wieder auf. Als nun hier der Feind im Dunkeln ebenso anmarschierte und statt der verhofften Brücke einen Abgrund voll strömenden Wassers vor sich fand, riefen seine ersten Reihen den nachdrängenden Kameraden zu: «Z'ruck, z'ruck!» Diese aber verstanden: «Druck, druck!» und drückten mit solcher Heftigkeit nach, dass sie ihre eigenen Leute in den Strom stürzten. Erst als sie den Rhein voll Sturmhüte schwimmen sahen, merkten sie den Irrtum und flohen. Damit war die Gefahr abgewendet, nicht aber die Hungersnot. Das Korn im Felde hatte man unreif schneiden müssen, um nur dem Feinde zuvorzukommen. Es soll gar sieben Jahre lang in der Gegend kein Pflug mehr gegangen sein. Als man die Spreu, welche den schwedischen Reitern gestreut gewesen war, von der Gasse in den Rhein warf, fischten die ebenfalls hungernden Schweden sie für Weizen auf und wurden um so lüsterner nach den grossen Vorräten, welche sie in der Stadt vermuteten. Dies brachte die Bürger auf eine List. Sie hatten nur noch eine Kuh und ein Viertel Korn im Orte. Das Tier war schon so abgemagert, dass sich daran das noch übliche Sprichwort knüpfen soll: «Driluege wie d'Chueh im Schwedechrieg». Sie gaben ihr das Viertel Korn zu fressen, umwickelten ihr das eine Horn mit einer Flachsriste und das andere mit einem Zettel, auf dem geschrieben stand:

*«So ring, as disi Chueh lehrt spinne,
Wird der Schwed Rhifelde g'winne».*

So jagte man die Kuh zum Tor hinaus. Als sie der Feind schlachtete, fand er verwundert die Menge Frucht in ihrem Magen; er meinte also diesen Ort nicht aushungern zu können und zog gegen das Nachbarstädtchen Laufenburg ab. Alle Rheinfelder aber waren überzeugt, dass der misslungene Handstreich gegen das Städtchen von einem der ihrigen herrühren müsse. Sobald nun der Feind fort war, versammelten sich Rat und Zünfte und hielten Umfrage, welche Strafe den Verräter treffen müsse, wenn man ihn je entdecken würde. Bürgermeister Gast hatte hier zuerst seine Stimme abzugeben und suchte nun den Verdacht dadurch von sich abzuwenden, dass er sogleich das höchste Strafmass beantragte:

«Mä söttä z'Rieme verschnide und im Öl versüde.»

Man nahm ihn bei seinem eigenen Worte und zwang ihn, sein Verbrechen endlich zu bekennen. Er sollte also in einem Kessel siedenden Öls getötet werden. Es brauchte noch Zeit, bis man soviel Öl in der Nachbarschaft aufgebracht hatte; denn gar viel Dinge hatte die Kriegszeit weggezehrt. Endlich ward Gast in den Kessel geworfen und gesotten. Als von anderthalb Saum kein Tropfen mehr übrig war, sprang ein schwarzer Hund aus dem Kessel hervor und eilte davon. Nun ging eine neue Not im Städtchen an. Der Böse trieb sich als Schimmel um oder biss als Hund die Herden auseinander, auf der Strasse wälzte er sich den Leuten als Mehlsack zwischen die Beine, und nach Betzeitläuten erkletterte er die Ringmauer, schaute den Leuten im oberen Stockwerk ins Fenster und verhöhnte sie durch Herausstrecken der Zunge (Lälle). Daher bekam er auch den Namen Lälli. Streckte einer nach dem Läuten der Torglocke noch den Kopf neugierig zum Fenster hinaus, der brachte ihn gewiss nicht anders als wie ein Malter geschwollen wieder zurück. Und immer pflegte der Geist bei solchem Unfug drohend zu rufen: «Ich will's euch entgelten!» Ein Pater musste ihn endlich in eine Glasflasche bannen. Man verstopfte sie und brachte sie in den Grütgraben, eine Wüstung am Rheinufer, die eine halbe Stunde von der Stadt entfernt ist. Vorher aber musste man eine förmliche Übereinkunft mit dem Unhold abschliessen, und der gespenstige Hund unterschrieb sie mit der Pfote. Von seinem Kiesgraben gegenüber Beuggen darf er sich der Stadt jährlich um einen Hahnenschritt nähern; alle dreissig Jahre aber wird er mit sämtlichen Glocken der Stadt um dreissig Mannschritte zurückgeläutet. Gleichwohl ist er jetzt schon bei der Dreifaltigkeitskapelle angelangt, andere sagen, sogar schon im Rosengässli, nahe beim Wirtshaus zu den drei Königen. Ist er einmal wieder im Tore, so bringen ihn kein Kapuziner und kein Jesuit mehr hinaus.

Am Tage kann man ihn sehen, wie er im Graben liegt, zusammengeschrumpft im Weingeistfläschchen. Ein unwissender Hirtenjunge öffnete es einmal, da brach eine ganze Herde Schweine daraus hervor und jagte seine eigenen in die Flucht. Nachts fliegt er als Strohgarbe von einem Grabenende zum andern; auf seiner Bahn lässt er Geld fallen, es ist aber nichts als Trug und Schein. Gar manche Bewohner des rechten Rheinufers lassen sich heute noch ihre Furcht vor dem Geist nicht nehmen; sie schläfern mit seinem Namen sogar ihre unruhigen Kinder ein, und will man diesen eine Ungebühr verweisen, so sagt man etwa: «Du wüeste Gast!» Wenn die Schiffer aus dem Schwarzwald früher zwischen Weihnachten und Neujahr den Rhein hinabfahren und von der Schweizer Seite her das Krachen des Eises hörten, so sagten sie: «Der Gast brüllt wieder.»

235 WIE SICH RHEINFELDEN DURCH LIST RETTETE

Vor dreihundert Jahren war ein langer, schrecklicher Krieg. Da kamen die Schweden aus ihrer fernen, nordischen Heimat bis an unsern Rheinstrom herauf. Sie waren ein kriegerisches Volk. Die Leute hierzulande fürchteten sich darum und wollten rechtzeitig vorsorgen. Sie ernteten ihre Feldfrüchte, ehe sie reif waren.

Auch die Rheinfelder schnitten ihre Frucht ab, bevor die Halme gelb und die Körnlein hart geworden waren. Und sie taten gut daran; denn kaum waren sie mit der Ernte fertig, stand der Schwede mit Ross und Mann vor ihren Toren und schloss das Städtchen ringsum ein. Auf dem Stoppelfeld aber errichtete er sein Heerlager mit vielen Zelten. Er wollte nicht wegziehen, bis Rheinfelden in seinen Händen wäre.

Die Bürger verteidigten sich tapfer. So oft auch die Stadtmauern bestürmt wurden, die Feinde mussten jedesmal unter dem Spott der Rheinfelder abziehen. Da verschor sich der schwedische General, er werde nicht weichen, bis das Städtchen erobert sei, und wenn er es aushungern müsse. Gerade das war es, was die Stadtbürger fürchteten. Es waren keine grossen Vorräte vorhanden, und die halbreifen Getreidekörner waren in der Mühle arg zusammengeschrumpft. Das Mehl, das aus ihnen gewonnen wurde, hätte kaum gereicht, um dem Müller den Mahllohn zu bezahlen. Es ging auch bereits gegen den Winter.

Um die Belagerer zu täuschen, sammelten sie die wertlose Spreu und warfen sie in den Rheinstrom. Das sahen die Schweden und meinten, es habe noch grosse Vorräte in der Stadt. Es herrschte aber zuletzt bitterer Mangel. Alle Tiere waren geschlachtet, und die Vorräte gingen zu Ende. Seit Wochen hatte man sich nicht mehr satt gegessen. Nur noch wenige Tage, und man musste sich dem Feinde ergeben, wenn man nicht mit Weib und Kind Hungers sterben wollte. Es war nichts mehr übrig als ein Viertel Korn und eine abgemagerte Kuh. Diese sah so elend aus, dass seit jener Zeit ein Sprichwort heisst: «Driluege wiene Chue im Schwedechrieg!» Man beschloss, diese Kuh den Schweden auszuliefern. Vorher aber gab man ihr noch das Viertel Korn zu fressen, dann jagte man sie zum Tor hinaus. Um eines der Hörner hatte man ihr einen Zettel gewickelt, auf dem geschrieben stand:

*«So schnell wie diese Kuh lernt spinnen,
wird der Schwed Rheinfelden gewinnen!»*

Als die schwedischen Soldaten das magere Tier erblickten, fingen sie es ein und schlachteten es. Sie waren verwundert, als sie in seinem Magen eine Menge Korn fanden. Der schwedische General sagte: «Wenn da drinnen das Vieh noch so viel Getreide zu fressen bekommt, so haben die Leute noch lange keinen Mangel an Brot.» Die Belagerung von Rheinfelden war ihm auf einmal verleidet. Er liess noch am gleichen Tag das Lager abbrechen und rückte weiter rheinaufwärts gegen Laufenburg.

236 EIN SCHNEIDER BEFREIT RHEINFELDEN

Wo die Not am grössten, ist gewöhnlich ein Schneider am nächsten. So war es vor Zeiten auch in Rheinfelden. Wochenlang lag der Schwed schon vor den Mauern und Wällen des Städtchens. Ständig krachten Harkebusen, brüllten die Kanonen

und surrten die Pfeile. Doch vergebens, die schwersten Kugeln prallten ab wie Schneebälle, die Festung war nicht einzunehmen. Doch ein anderer Feind nagte langsam im Innern, der Hunger. Wohl zogen die Wächter den Leibriemen immer fester an; das leere Gefühl liess sich nicht vertreiben. Damals wohnte beim Tor ein Schneider. Schon hatte er seinen Ziegenbock geschlachtet und verzehrt und betrachtete sinnend die leeren Knochen und das aufgehängte Fell. Da kam ihm ein guter Einfall. Er nahm das Fell herunter, kroch hinein und nähte es von innen kunstfertig zu. So angetan, kroch er auf die benachbarte Ringmauer, ahmte Mekern und Bewegungen des Bockes kunstfertig nach und suchte emsig nach ein paar Halmen zwischen den Scharten. So erblickte ihn die schwedische Wache. Dem Soldaten wässerte der Mund; denn längst ging es auch im schwedischen Lager schmal zu. Schon hob er die Waffe, um sich des saftigen Bratens zu versichern, als unser Schneider auch schon den Pfeffer roch und sich blitzschnell auf die innere Seite der Mauer kollern liess. Der Soldat machte bei der Ablösung von dem Vorfall Meldung. Der Wachtmeister rapportierte an den General, und dieser erklärte: «Wenn Rheinfelden noch so viel Vieh in der Stadt hat, dass der Ziegenbock noch frei herumlungern kann, so werden wir die Stadt nie erobern können.» Er liess die Belagerung aufheben und zog weiter nach Laufenburg. Zur Erinnerung an diese Tat durften in Zukunft alle Schneider zu Rheinfelden den Geissbock im Wappen führen, und eine Gasse der Stadt heisst heute noch Geissgasse.

237 DER MESSERTURM

Der dreieckige Turm bildete den Abschluss der östlichen Ringmauer und steht noch heute hart am Rheinufer. Er war ursprünglich der Folterturm, wo im «obern stüblin», in der Folterkammer, die Gefangenen peinlich befragt wurden, wenn sie nicht gütlich gestanden. Später hiess der Folterturm auch Diebsturm oder Messerturm. Die Sage hat sich der unheimlichen Vorgänge im oberen Stüblein bemächtigt und weiss von einer Einrichtung zu erzählen, wonach unter dem Gefangenen, der beseitigt werden sollte, eine Falltüre sich öffnete, so dass er durch einen mit Messern bespickten Schacht hinunterstürzte und, in Stücke zerschnitten, von den Wellen des Rheins fortgeschwemmt wurde.

238 DAS UNTERGEGANGENE DORF HÖFLINGEN

Zwischen Rheinfelden und Magden lag vor Zeiten ein Dörflein, es hiess Höflingen. Heute ist es spurlos verschwunden. Das kam so: Eine mächtige Feuersbrunst äscherte in einer wilden Sturmnacht alles ein. Fast alle Bewohner kamen in den Flammen um. Nur drei Frauen konnten sich retten. Diese waren sehr reich; denn ihnen gehörte der ganze Steppberg. Aber trotzdem hatten die drei Frauen kein Stück Brot mehr zu essen. In ihrer Not wandten sie sich nach Magden und baten

um Aufnahme. Gerne hätten sie die Magdener aufgenommen; doch sie hatten gerade selber eine Hungersnot und selber nichts zu beissen. Traurig zogen die Frauen wieder ab und klopfen ans Tor der Stadt Rheinfelden. Freundlich wurden sie dort aufgenommen und mit Lebensmitteln versorgt. Sie blieben in der Folge dort und schenkten aus Dankbarkeit der Stadt den ganzen Steppberg.

Anmerkungen

214 FS 117 f., nach H. Herzog, *Schweizersagen*, neu herausgegeben und bearbeitet von Arnold Bächli, I. Bd., S. 87. Die Sage geht auf R. II/42 zurück, dessen ursprüngliche Fassung (unser Text) vorzuziehen ist.

Alrune, siehe Anm. zu Nr. 82.

215 Baader, Bernhard, *Volkssagen aus dem Lande Baden*, Karlsruhe 1851, Nr. 19. Kammerer, Immanuel, *Rheinfelden thu aufwachen*, Rheinfelden 1951, S. 38.

Zaubermelkerei, vgl. Nr. 58.

Zell, Dorf im obern Wiesental.

Steingrube, Steinbruch.

216 BS 1014. Regionale Sage (Baselland).

In Rheinfelden stellte die *Familie Mengis* von 1582 bis in unser Jahrhundert den Scharfrichter. Siehe S. Burkart, *Geschichte der Stadt Rheinfelden*. Aarau 1909, 243 f. Auffallend ist, dass in der Stadt selber und im Fricktal überhaupt keine Mengis-Sagen erzählt werden; unsere Beispiele stammen alle aus dem Baselbiet.

Sympathie, hier Heilung von Krankheiten mit Geheimmitteln.

Stein der Weisen, Stein von besonderer Substanz, durch deren Beimischung zu unedlen Metallen man früher Silber und Gold gewinnen wollte. Bei Mengis eine Art von Spiegel, in welchem man den Übeltäter erkennen konnte.

217 a u. b: BS 812 d u. f.

Posamenter, Seidenbandweber.

Ineinanderflechten von Kuhschwänzen, vgl. Nr. 145.

Kaminschoss, Rauchfang, früher häufig zum Räuchern von Fleisch benutzter, trichterförmig sich nach oben verjüngender Teil über dem offenen Herdfeuer, der den Rauch auffängt und zum Schornstein ableitet.

218 BS 701, Zunzgen.

219 BS 700, Zunzgen.

220 BS 675, Zeglingen.

221 BS 473, Maisprach.

222 BS 385, Gelterkinden.

223 BS 329, Anwil.

224 BS 619, Tenniken.

Wasenmeister, Abdecker, der auf einem dazu bestimmten Rasenplatz verendete Tiere verscharrt. Zu «Wasen» siehe Anm. zu Nr. 3.

225 BS 1056 (Nachlese, Baselbieter Heimatbl. 1978, Nr. 4), Gelterkinden.

226 BS 636, Wenslingen.

Wasserstein, Schüttstein, siehe Anm. zu Nr. 3.

227 I. Kammerer a. a. O., S. 12. Aus: Künzig, Johannes, Schwarzwald-Sagen, 1. Aufl. 1930.

Forst, der Wald zwischen Möhlin und Wallbach.

Hahnenschritt: Gewöhnlich darf sich der gebannte Geist seinem ehemaligen Wohnort jährlich um einen Hahnenschritt nähern.

«*Gewild*», «*Gwild*», seit dem Kraftwerkbau überstaut.

Fahr, Fähre.

228 FS 140, nach Rochholz II/252.

Die *Ungarn* brachen im 10. Jahrhundert in Westeuropa ein und stiessen bis nach Frankreich und Norditalien vor. 917 verwüsteten sie Basel, 926 plünderten sie das Kloster St. Gallen. Ihre Angriffe hörten erst auf, als Otto der Grosse sie 955 bei Augsburg geschlagen hatte. — Diese und die folgenden Sagen beziehen sich offenbar auf den Zug der Ungarn in die Gegend von Basel. Sie fussen auf einem Bericht in der St. Galler Klosterchronik (*Casus monasterii Sancti Galli*) Ekkehards IV., der uns aus Scheffels Roman bekannt ist. Nach Ekkehard fand die in den Sagen erwähnte Schlacht bei Säkingen bzw. Stein statt, nach späterer Überlieferung auf dem Möhlinfeld, und die Rüschelensage (Nr. 229) verlegt sie in unmittelbare Nähe Rheinfeldens. Scheffel beschreibt sie im Kapitel «Hadumoth» seines Romanes.

Scheffel nennt die Ungarn Hunnen, in den Sagen wechseln die beiden Bezeichnungen. Das verwundert nicht; denn die Hunnen, die unter Attila (Etzel) bis nach Frankreich vorstiessen (451 Niederlage auf den Katalaunischen Feldern bei Troyes), operierten von Ungarn aus.

Frickgau: Er umfasste ungefähr das Gebiet zwischen Möhlinbach, Rhein und Aare.

Graf Hirmigersoll nach Ekkehard 926 die Ungarn überfallen haben. Walther Merz (Die mittelalterlichen Burgen und Wehrbauten des Kantons Aargau, 2. Bd., Aarau 1907) bezweifelt, dass es einen Grafen dieses Namens gegeben habe. Vgl. Nr. 349 (Schupfart).

Burstel, LK 1068 (Frick) 1982: Buchstel.

Zerschlagenes Geschirr als Kriegslist: Vgl. die Kriegslist Gideons in Richter 7.

Rheinfeld bestand damals als Stadt noch nicht. Es wurde ums Jahr 1130 gegründet.

Hermännlistor, *Fuchsloch*: Das Hermannstör befand sich im Hermannsturm beim heutigen «Schützen». 1745 sprengten die Franzosen den Turm. An die Stelle des Tores trat ein enges Pfortchen, das sog. Fuchsloch.

229 E: Albert Mauch, Lehrer, Rheinfeld.

Die Städte *Laufenburg*, *Säkingen* und *Rheinfeld* bestanden damals noch nicht, wohl aber die Abtei Säkingen.

230 I. Kammerer, a. a. Ort, S. 39.

231 E: Albert Mauch, Lehrer, Rheinfeld.

Burgkapelle St. Anna: St. Anna war die Mutter Marias. — Die Burgkapelle wird um 1300 zum erstenmal erwähnt. Sie war mit Fresken ausgeschmückt. (Vgl. Karl Schib, Geschichte der Stadt Rheinfeld, S. 45 und 110.)

Verwerfungsspalte: Das Gebiet vom Burgstell an aufwärts ist gegenüber der stehengebliebenen Scholle westlich davon um rund 150 bis 200 m abgesunken. Dabei bildete sich eine etwa 100 m breite

Verwerfungsspalte, die oberflächlich im Schützengraben in Erscheinung tritt. (Vgl. Carl Disler, Geologie des Bezirks Rheinfelden und der angrenzenden Gebiete; Rheinfelden 1931, und Geologisches aus der Umgebung von Rheinfelden, Rhf. Njbl. 1949.)

232 FS 130, I. Kammerer, a. a. O. S. 13, Rochholz, II/385 ff.

Die *Sebastianibruderschaft* soll 1541 gegründet worden sein. Vgl. Gottlieb Wyss, 1541 — 1941. Vierhundert Jahre Brunnensingen der Sebastianibruderschaft; Rheinfelden 1941; Fritz Münzner, Das Brunnensingen der Sebastianibruderschaft in Rheinfelden, Rhf. Njbl. 1971, 7 ff. — Der hl. Sebastian ist Schutzpatron gegen die Pest (zusammen mit dem bei uns weniger bekannten hl. Rochus). Ähnliche Brudergesellschaften zu Ehren des hl. Sebastian bildeten sich auch anderswo, zum Beispiel die Singergesellschaft zu Pforzheim.

Pest in Rheinfelden: Der Chronist Wurstisen berichtet, dass 1541 in Rheinfelden 700 Personen an der Pest gestorben seien. Burkart (S. 347) bemerkt dazu, wahrscheinlich sei damit die Herrschaft und nicht die Stadt Rheinfelden allein gemeint, da diese damals nur etwa 1100 Einwohner zählte. (Vgl. Hektor Ammann, Wirtschaft und Lebensraum der mittelalterlichen Kleinstadt: I. Rheinfelden. In «Vom Jura zum Schwarzwald», Jg. 22/1947, Heft 2/3.)

Weihnachtslied und Neujahrslied: siehe I. Kammerer, a. a. O. S. 14 f., und Das Rheinfelder Sebastianilied. Schweiz. Archiv für Volkskunde, Bd. 42 (1945), Heft 1.

233 FS 126 f., Rochholz II/362 ff. Mundart der Stadt Rheinfelden um 1850.

Die Sagen vom Burgermeister Gast und vom Lälli beziehen sich auf den misslungenen Überfall einer bernischen Freischar in der Nacht vom 15. Dezember 1464. 1415 wurde Rheinfelden zum zweitenmal reichsfrei, doch war die Reichsfreiheit ständig von Österreich bedroht. 1445 verbündete sich die Stadt zur Sicherung der Reichsfreiheit mit Basel, was ihr den besonderen Hass der umliegenden österreichischen Adeligen eintrug. 1448 überfiel Hans von Rechberg mit anderen österreichischen Adeligen Rheinfelden, und 1449 musste die Stadt Österreichs Herrschaft endgültig anerkennen. Offenbar blieb aber ein Teil der Bürgerschaft eidgenössisch gesinnt, was sich die Berner bei ihrem Anschlag 1464 zunutze machten, indem sie einen eidgenössisch gesinnten Rheinfelder dazu bewogen, ihnen ein Tor — wahrscheinlich das Rheintörchen bei der Johanniterkommende — zu öffnen. Der Name dieses Rheinfelders geht aus den Akten nicht hervor, fest steht nur, dass er Müller war. *Herrenmühli*, Kirchgasse 4. — Aus den Akten ist nicht ersichtlich, dass der Täter auf der Herrenmühle sass.

Bürgermeister war er auf keinen Fall. — Dass der Täter in der Sage als Bürgermeister bezeichnet wird, mag mit der Erinnerung an die schmachvolle Flucht des Stadtschultheissen vor der schweren Belagerung von 1634 zusammenhängen (Vgl. Burkart S. 387.)

Verabredung mit den Rittern, mit den *Bernern*, nicht mit dem österreichischen Adel.

Sanct Johannstörli, wahrscheinlich das Törlein bei der Johanniterkapelle.

Rhitor, Tor gegen die Brücke zwischen dem heutigen «Schiff» und dem Zollamt.

Sprüe, Spreu.

sürle, Verkleinerungsform zu «sure», mit leise surrendem Ton zur Erde rinnen.

Die *Muttergottes* errettet auch andere Städte aus Feindeshand (Köln, Konstanz, Gebweiler); Basel wurde vor einem Überfall bewahrt, indem der Turmwächter auf Weisung eines unbekannten Warners die Turmuhr um eine Stunde vorstellte.

Nach Burkart wäre das Eingreifen Marias ein Zug, welcher der Sage erst nach der Reformation beigefügt worden sei. Seit 1553 beging man nämlich die Erinnerung an den misslungenen Handstreich der Berner durch eine kirchliche Feier, und weil der 15. Dezember acht Tage nach Mariä Empfängnis ist («was der achtend tag conceptionis»), «so musste es die hl. Jungfrau sein, welche, mit dem Jesuskind im Arm auf den Ringmauern herumwandelnd, durch Vorrücken des Zeigers an der Uhr die Stadt vor dem Untergang gerettet hat.» (Burkart S. 151.)

Tod in siedendem Öl, Strafe, die nach der damaligen Rechtsordnung verhängt wurde, zum Beispiel für Falschmünzer.

Gast erscheint nach seinem Tode in Gestalt eines *Pudels* oder einer *schwarzen Katze*. Auch die Seele des Wucherers Fritz Böni (Nr. 265) erscheint als Hund oder als Katze. Weitere gespenstische Hunde sind in Sagen aus Gansingen, Gipf-Oberfrick, Kaisten, Obermumpf, Schupfart, Sulz, Ueken, Wegenstetten, Wittnau und Wölflinswil bezeugt. Fausts Pudel gehört ebenfalls zu diesen Gespensterhunden.

Cherneviertel, altes Getreidemass, ungefähr 1,45 kg entspelzter Dinkel (Cherne). Dass der Kopf nach einer Begegnung mit einem Gespenst aufschwillt, ist in den Sagen üblich.

Kapuziner: Wenn man einem Übel mit natürlichen Mitteln nicht mehr Meister wurde, rief man gerne einen Kapuziner zu Hilfe (so noch bei Gotthelf). Die Rheinfelder mussten dabei nicht weit suchen, da sich ein Kapuzinerkloster in der Stadt befand.

Dä wüest Gast: Aus diesem Ausdruck erhellt der Name «Gast». Er wird hier appellativ als Scheltwort gebraucht. Später muss der Ausdruck als Geschlechtsname aufgefasst worden sein, weshalb die Sage den Titel «Bürgermeister Gast» trägt.

benedeien, aus lat. «benedicere» = segnen, hier «beschwören».

Burgunderschlegel, enghalsige Flasche aus dunklem Glas. Geister werden gerne in Flaschen gebannt, zum Beispiel in Obermumpf (Nr. 343 b), in Leidikon bei Sulz (Nr. 47), in Möhlin (Nr. 265). Vgl. auch Grimms Märchen «Der Geist im Glas».

Grüttgrabe, wahrscheinlich der Chleigrütgraben zwischen kleinem Grüt und Wäberhölzli, der unterhalb des Stauwehrs in den Rhein mündet.

Dreifaltigkeitskapelle: rechts vom Eingang ins Rosengässchen; 1899 auf Abbruch verkauft.

234 FS 127 ff., Kammerer 7, R. I/204 ff.

Hier wird der Überfall den *Schweden* zugeschrieben. Dies ist verständlich, wenn man daran denkt, dass die überaus schwere Zeit des Dreissigjährigen Krieges die Phantasie viel mehr beschäftigte als die Episode von 1464.

Flachsriste, spinnfertiger Flachs.

Gespenstische Pferde kommen in Sagen aus Schupfart, Schwaderloch, Wegenstetten, Wittnau und Wölflinswil vor.

Mehlsack, vgl. gespenstiger Sack im Finstergässchen (Wallbach).

Lälle, vgl. den Basler Lällekönig. Ähnliche Figuren erscheinen auch anderswo.

Malter, altes Getreidemass, von «mahlen»; was man auf einmal zum Mahlen geben kann. Je nach Getreideart verschieden (1 Malter Dinkel = 150 kg, 1 Malter Roggen = 264 kg).

Hahnenschritt, ähnlich die Sage von Fritz Böni und vom Geist im Wolfisgraben bei Leidikon.

Schweine als Gespenster kommen in Sagen aus Schupfart und Wölflinswil vor. Christus bannt die Dämonen in eine Herde Schweine (vgl. Luk. 8, 26 – 33).

235 Hans Mülli: Traute Heimat. Lesebuch für die 4. Klasse der aargauischen Gemeindeschulen. 2. Aufl., Aarau 1952.

Nur die Belagerung von 1633 begann unmittelbar vor der Ernte. Damals ergab sich die Stadt aber nicht aus Lebensmittelmangel, sondern weil die Besatzung zu schwach war und zu wenig Munition hatte, auch weil der Adel, ein Teil der Geistlichkeit, die herrschaftlichen Beamten und sogar höhere Offiziere vor der Belagerung geflohen waren. (Vgl. Burkart S. 381.)

1 Viertel Korn, ungefähr 780 g Dinkel (Korn). Aus diesem Unternehmen spricht nicht nur die Verzweiflung der Belagerten, sondern ebenso der Hohn auf die hungernden Belagerer, deren missliche Lage man genau kannte. Nach Burkart (S. 397) rief man ihnen zu: «Wenn sie Lust hätten zu accordieren (sich zu ergeben), so lasse man sie mit Sack und Pack abziehen.»

Nach Rochholz I/209 ist die Kriegslist der Belagerten, den Feind durch Zutreiben des letzten noch vorrätigen Tieres zum Abzug zu nötigen, uralte und wird an verschiedenen Orten erwähnt, wobei die Tierart wechselt.

236 FS 125, nach H. Herzog, *Schweizersagen* 230; dessen Quelle: *Die Schweiz. Illustrierte Zeitschrift*, Bern 1863, V, S. 375.

Während des Dreissigjährigen Krieges wurde Rheinfelden wie folgt von den Schweden belagert:

1633 5. — 15. Juli (Übergabe)

1634 3. März — 19. Aug. (Übergabe)

1638 5. — 28. Febr. (Entsatz durch die Kaiserlichen)

9. — 23. März (Übergabe)

Harkebusen, Hakenbüchsen.

Gegen Ende der *Belagerung von 1634* sollen in der Stadt Hunde, Katzen und Ratten teuer bezahlt worden sein (Burkart S. 400).

Eine ähnliche *Kriegslist* wird aus Neustadt an der Aisch (NW Nürnberg) und aus Kaufbeuren (zw. Bodensee und München) berichtet. Burkart schreibt S. 397, gegen Ende der Belagerung von 1634 seien die Schweden «vom Hunger ermattet» gewesen, da sie in den ausgeplünderten Dörfern der Umgebung nichts mehr erbeuten konnten und die Zufuhren aus dem Breisgau ausgeblieben seien.

237 S. Burkart S. 244.

238 Mündliche Überlieferung aus Magden. E: Hans Rudolf Burkart (1881 — 1969), Pfarrer der christkatholischen Kirchgemeinde Obermumpf-Wallbach.

Höflingen, abgegangenes Dörflein südlich von Rheinfelden.

1634 wurde Höflingen von den Schweden vollständig niedergebrannt und erstand nicht mehr; die schon vor der Belagerung von Rheinfelden geflüchteten Bauernfamilien fanden Aufnahme in der Stadt. Ein ähnliches Schicksal erlebte Rappertshäusern unterhalb Wallbach. Vgl. Nr. 272.

(Die Anmerkungen zu den Nrn. 227—237 stammen von Arthur Heiz. Siehe Rhf. Nbl. 1968, S. 81 ff.)

a) «Vil minder ist auff des Pöfels Rede zuo halten, das dieses Gewölb jrgent zuo einer verdampften Jungfrawn und einem Schatz, von etlichen grewlichen Hellhünden verhütet, abführe, in welches sich etliche bey unserer Elteren Zeiten begeben, deren einer viel Gelt mit sich herauss gebracht, andere nachmalen kaum halb todt widerumb an das Taglicht herfür gekrochen: Weil gewüss, das der Sathan, ein Herr der Finsternussen, die Menschen durch viellistige Verwehnung und Gespengnuss, sonderlich durch Begierd des zeitlichen Guots, in forcht, angst, schrecken, den zeitlichen und ewigen Todt zuo stürzten understeht.»

b) «Um das Jahr 1520 lebte in Basel einer namens Leonhard, genannt Lienimann, eines Schneiders Sohn; er war blöde von Verstand und stotterte. Um die genannte Zeit nun gelang es ihm durch gewisse Künste wiederholt in jene unterirdische Höhle zu Augst hinabzusteigen, und er drang weiter vor, als je einer vor ihm. Lienimann zündete eine geweihte Kerze an und stieg in den Gang hinunter. Hier nun — so pflegte er zu erzählen — gelangte er zuerst an eine eiserne Türe. Durch diese trat er in Kammern ein, von einer in die andere, bis sich vor ihm prächtige grüne Gärten eröffneten. In deren Mitte stand ein herrlich geschmückter Palast. Da erblickte er eine wunderbare Gestalt: ihr Oberkörper bis zur Scham war der einer schönen Jungfrau, mit goldenem Diadem auf dem Haupt, von dem flatterndes Haar herabhing, der Unterleib ging in eine gräuliche Schlange aus. Die Gestalt führte Lienimann an der Hand zu einer eisernen Kiste, auf der zwei schwarze Hunde sassen und mit schrecklichem Bellen die Nahenden wegscheuchten. Aber die Jungfrau bedrohte die Bestien und hielt sie zurück; sie nahm von dem Schlüsselbund, den sie am Hals trug, einen Schlüssel, öffnete damit die Kiste und holte alle möglichen Münzen daraus hervor, goldene, silberne und eherne. Lienimann behauptete, von der freigebigen Jungfrau eine ganze Menge bekommen zu haben. Sie habe ihm erklärt, sie sei eigentlich eine Königstochter und einst durch greuliche Zaubersprüche in diese Gestalt verwandelt worden; gerettet könne sie nur werden, wenn ein reiner und keuscher Jüngling sie dreimal küsse. Dann werde sie ihre ursprüngliche Gestalt wieder erhalten und der Erretter werde als Lohn alle hier verborgenen Schätze davontragen. Lienimann erklärte, zweimal habe er sie geküsst, da habe sie, aus Freude, erlöst zu werden, so schreckliche Gebärden gemacht, dass er fürchten musste, von ihr bei lebendigem Leibe in Stücke gerissen zu werden. Nachdem er aber von schlimmen Gesellen in ein Hurenhaus geschleppt worden, habe er den Eingang zum Gewölbe nie mehr finden können. Unter Tränen klagte der arme Kerl öfter über dieses Ende. Wer sieht nicht, dass das ein teuflisches Gespenst gewesen ist?»

c) «Von jenem einfältigen Lienimann und ebenso von jener Jungfrau und dem Schatz von Augst geht bei uns eine bekannte Fabel um, wie Rhenanus ... in seiner Germania unter Augusta Raurica berichtet. Einige der Unsern haben Bergknappen angeworben, um jenen Ort säubern zu lassen, was Du wohl schon durch Deinen Sohn erfahren hast ... (er spricht im folgenden von den Ausgrabungen). Aber

um auf die Jungfrau und den Schatz zurückzukommen: Irgendein Bauer hat zu Anfang dieser Ausgrabung behauptet, in nächster Nähe der Burg eine Frau mit entblössten Schenkeln unter einem Baum sitzen gesehen zu haben; darauf habe er ihre Gestalt ins Unermessliche wachsen sehen. Vielleicht wollte sie auch diesen zu Küssen anlocken, oder, da sie sah, wie ihr die unterirdischen Gänge der Knappen zu Leibe rückten, anderswohin verschwinden, besonders da ihr Wachthund gestorben war — ein eisernes Hundehalsband ist nämlich ausgegraben worden. Und dies letztere allerdings ist wahr, ebenso sieht jeder, dass das übrige ... (unleserlich) und Altweibergeschwätz ist! Von Lienimann habe ich auch einigemal meinen Vater sagen hören, er habe Münzen zum Vorschein gebracht und hier und dort verkauft; es ist auch möglich, dass unter denen, die ich von meinem Vater geerbt habe, die eine oder andere hierzu gehört; doch wie er jene Münzen erworben hat, ist mir nicht bekannt: Denn was er selber berichtet hat und was im *«Theatrum»* berichtet wird, ist wirklich Lienimanns würdig.»

d) «Als die kaiserlichen Truppen 1814 im Fricktal lagen, hatten zwei Soldaten, die zu Magden im Quartier waren, von einem Tausendkünstler den Ort des Schatzes erfahren sowie die Art und Weise, wie dieser zu heben sei. An einer Freitags-Mitternacht begaben sie sich mit Osterkerzen und andern geweihten Schutzmitteln in das Gewölbe und streuten behutsam Spreuer hinter sich her, um den Rückweg sicher wieder zu finden. Eine Eisentüre öffnete sich auf ihr Anklopfen, und eine Jungfrau, die unten in einem Schlangenleib endigte, wies sie zu einer Truhe, von der herab zwei Hunde mit Feueraugen bellten. Der Deckel ging auf, und die beiden konnten Geld nehmen, soviel sie mochten. Schon waren sie wieder vor der Höhle, als der eine der Soldaten gewahrte, dass er drinnen sein Seitengewehr hatte liegen lassen. Trotz der Vorstellungen seines Kameraden ging er sogleich zurück, um es zu holen, und ist nie wieder zum Vorschein gekommen.»

e) Einmal «hat der Aristorfer Bote dort im Vorbeigehen eine silberne Kette schimmern sehen und sie nachher in Basel um hohes Geld verkauft. Auf der andern Seite des Baches diente im Landgute Spitzmatt jüngst noch der sogenannte Talweber Marti. Wirklich sah er einst mit eigenen Augen jene oft besprochene weisse Jungfer, die dort Kisten Goldes hütet. Sie winkte ihm im Vorübergehen und wusch sich dabei im nahen Ergolzbahe die Hände wund, bis Blut herausquoll; als er jedoch unerschrocken an sie trat, spie sie Feuer und Flammen. Aber auch der verstorbene Ratsherr von Giebenach konnte sie fast jedesmal erblicken, wenn er früh am Morgen nach Basel in den Grossen Rat fuhr.»

240 DER ARME SCHATZSUCHER IM HEIDENLOCH

«Das gewöhnliche Volk erzählt eine Wundergeschichte: Es sei hier unter der Erde eine Schatzkammer verborgen, die eine grosse Menge Gold enthalte, welches von den Römern dorthin gebracht worden sei. Zu dem Ort gelange man durch diese (vorher genannten) Gänge. Die Kammer sei durch eine Eisentüre verschlossen.

Ein Hund halte Wache und sperre das Maul auf, als wolle er die, welche allzu nahe herankämen, verschlingen. Deshalb fand sich bis anhin keiner, der so kühn gewesen wäre, es mit dieser Bestie aufzunehmen.

Aber vor wenigen Jahren — ich erzähle kein Märchen — war da einer, der in grösser Armut lebte und dem es trotz allen Anstrengungen auch nicht zu einem bescheidenen Leben reichte; er hatte aber Weib und Kinder zu ernähren, es herrschte Teuerung, und ein Handwerk konnte er nicht. Da beschloss er, sein Glück zu versuchen, denn er dachte, es sei besser, einmal zu sterben, als Tag für Tag so grosses Ungemach zu tragen, gegen das kein Kraut gewachsen sei.

Also kroch er, in der Hoffnung, den Schatz zu gewinnen, ganz allein tief in das unterirdische Gewölbe hinein und irrte lange darin herum. Als er aber, wie er meinte, zur Schatzkammer gelangt war, erblickte er dort Menschenknochen, die ihm anzuzeigen schienen, dass da einst Menschen, die dasselbe gewagt hatten, zerrissen worden waren. Als er auch noch — ich weiss nicht, was für welche — Gespenster sah, wurde der Unglückliche so von einer plötzlichen Furcht befallen, dass er lange einem Toten gleich liegen blieb. Nachdem er sich endlich ein wenig erholt hatte, kroch er, von allen Kräften verlassen, langsam wieder heraus. Er ging heim, und am Tage darauf starb er . . . Aber dergleichen Dingen darf man nicht Glauben schenken.»

241 SCHATZGRÄBEREI BEI DEN «NEUN THÜRME» UND IM DORF (1727)

a) Der Angeklagte Jacob Abt von Arisdorf, 61jährig, sagt aus: «Nach Augst zu den «neun Thürmen» sei er von Wilhelm Gysin (Schuster in Liestal) geholt worden, da dort eine goldene Krone und ein Scepter lige; er habe aber dort nicht gegraben.»

Wilhelm Gysin sagt aus: «Bei den «neun Thürmen» hätten sie gebetet: «Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut» und «O höchster Gott» und «Unser lieber Herr», welches Er aus einem Psalmenbuch Ständigen gelesen.»

b) Die Schatzgräber benützten Zauberschriften und ein in Basel am Spalenberg gekauftes Harnglas, tauglich zum Entdecken von Dieben und von verborgenen Schätzen. Die Hauptangeklagte Anna Saxer sagt aus, in dem Haus «spuckte» es; es sei da «Ein Geist . . . der gantz weiss . . . Sie habe in der Cammern geschlaffen und nicht ruhen können, weil bald etwas gefallen, gebolderet oder als wenn man etwas ausschütte gewesen.» Ein anderer Bewohner sagt aus: «Man sehe ein Lichtlein im Haus herumb fahren, wie ein angezündet Schwebelhölzlin. Sein Fraw und Er sehens öfters und komme des Nachts noch alzeit bis in Ihr Stuben . . . Es komme zu Zeiten biss ins Bett.» Mehrere Beklagte haben in dem Glas den Schatz gesehen; die Hauptangeklagte «habe auch ins Glass gelugt . . . und in einem Tröglein ein guldenen Scepter und Cron gesehen.»

242 DIE GEISTER IN DEN RÖMISCHEN RUINEN

«In den römischen Trümmern . . . trifft man am Karfreitag zwei schwarze Geister, die den Neugierigen dort in der Irre umführen, bis ein weisser dritter dazu kommt und ihm wieder den Ausweg aus dem unterirdischen Gange zeigt.»

243 DIE PUDEL BEIM SCHÖNENBÜEL

Beim Schönenbüel sind oft zwei schneeweisse Pudel gesehen worden, immer unzertrennlich nebeneinander. Jedenfalls müssen es zwei gute Geister sein, und wer's verstünde, könnte von ihnen leicht zum reichen Manne gemacht werden.

Anmerkungen (nach BS 72, gekürzt)

239 Die Überlieferung der Geschichten von der Schlangenjungfrau ist mit der Erforschung der Ruinen von Augusta Raurica durch die Basler Humanisten vom Ende des 16. Jh. verknüpft.

a) Christian Wurstisen, *Baßler Chronick* 32 (1. Aufl. Basel 1580). Er setzt die Geschichte von der Jungfrau, den bewachenden Hunden und den erfolgreichen (siehe b) und erfolglosen Schatzsuchern (siehe Nr. 240) als bekannt voraus.

b) Theodor Zwinger, *Theatrum humanae vitae*. Basel 1586, Bd. 3, Buch 1, 594. Die Geschichte von Lienimann ist öfters nacherzählt worden, siehe u. a.: Rochholz, *Schweizersagen* I/251; nach ihm FS 137 f.

c) Aus dem lateinischen Brief des Basilius Amerbach (1534–1591) an den Augsburger Arzt Adolf Occo III. Neu entziffert und übersetzt von Dr. Frank Hieronymus, Basel, 1975.

Amerbach war der Initiant der 1582 begonnenen Ausgrabungen; er war der Schwager Theodor Zwingers (siehe b). Bezeichnend ist der ironische Ton, in dem der aufgeklärte Humanist auf volkstümliche Anschauungen eingeht.

d) Rochholz, *Schweizersagen* I/251, nach ihm FS 136 f.

e) Rochholz, *Schweizersagen* I/250.

240 Beatus Rhenanus, *Rerum Germanicarum libri tres*. Basel 1531, 3. Buch, 135 f., übersetzt von Eduard Strübin, geb. 1914, Dr. phil. h. c., Reallehrer, Gelterkinden.

Zur Lokalität: Johannes Stumpf, *Gemeiner loblicher Eygnoschaft . . . beschreibung*, Zürich 1548, 12. Buch, S. 381: «Ob disen türnen (Nüntürm) ein guten wäg hinauf wirt noch gesehen ein gang under der erden, gewelbt, und mit gefügten quadern gantz sauber gemauret, gadt weyt under der erden hin.» — Die Ruinen «der alten heydnischen Gebäw zu Augst» nach einem amtlichen Schreiben von 1734: «Die Neun Thürn (das Theater), ein alt Gemäur. Linker Hand der Giebenacher Strass stehet wider ein Gesträuch, darinnen ein Eingang in die Erden, so das Heydenloch genennet wird: ist aber fast völlig mit Grund (Erde) bedeckhet, und dahero gesäubert werden solte . . .» (Nach Theodor Burckhardt-Biedermann, *Basler Jahrbuch* 1892, 55). Rudolf Laur-Belart, *Führer durch Augusta Raurica*. 4. Aufl., Basel 1966, 44, 48, 154: Es handelt sich bei dem Gewölbe wohl um den Ausgang der Abwasserleitung (Kloake) an der NW-Ecke des Hauptforums. Ein ähnlicher, am Anfang noch begehbarer Kanal führt vom Theater gegen die Ergolz.

241 a) und b) Eduard Hoffmann-Krayer, *Schatzgräberei in der Umgebung Basels* (1726 und 1727), in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 7 (1903), 12 ff.

242 Rochholz, *Schweizersagen* I/250.

243 Gustav Müller und Paul Suter, *Sagen aus Baselland*, 109. Liestal 1937.

Unterhalb des Augster Stiches, im Gebiet der Rheinau, befand sich eine sehr alte Woog, der Geiger genannt. Dieser geheimnisvolle Name beruht auf Wahrnehmungen von Fischern, welche auf dieser Woog im Sommer gehütet haben: Schon seit uralter Zeit hörte der Fischer jeweilen eine kurze Zeitspanne während des Sommers beim Fischen auf der Woog zwischen zwölf und ein Uhr nachts ein wundersames Geigenspiel vom Wasser her. Dies wiederholte sich jedes Jahr. Im letzten Jahrhundert nun fischten zwei Kameraden zusammen. Der eine schlief, der andere wachte. Drei Nächte hatte der eine eben diese Musik gehört. Er traute aber seinen Ohren nicht, und als der Kamerad ihn ablöste, blieb er selber wach, ohne es merken zu lassen. Punkt Mitternacht hub die zarte Musik wieder an. Der Kollege schüttelte ihn: «Hörst du die Geige spielen?» Beide hörten es und täuschten sich nicht.

245 OHRFEIGE VON UNSICHTBARER HAND

Der alte Heldemarti wohnte, bevor er von der Gemeinde in das Kantonsspital eingeliefert wurde, allein, arm und elend auf der Wacht. Nach seinem Tode in Liestal nahm es den Gemeindeweibel Schaffner wunder, ob einer nur da erscheinen könne, wo er gestorben war, oder ob seine Macht noch weiter reiche. In einer klaren, mondhellen Nacht rief er auf der Strasse bei der Wacht in den drei höchsten Namen Heldemartis Geist. Plötzlich erhielt er von unsichtbarer Hand eine gewaltige Ohrfeige, dass er taumelte und der Hut bis zur Haustüre der Wirtschaft zum Rössli flog. Am andern Tag war sein Kopf so gross wie ein Sester geschwollen, und er musste drei Tage lang das Bett hüten.

Anmerkungen

244 Karl Ruther (1901–1979), Rheinfelden: Von der Salmenfischerei bei Rheinfelden, in: Rhf. Njbl. 1959, S. 34. E: A. Schauli, Fischer, geb. 1857, dessen Urgrossvater von 1829 bis 1835 Rheinvogt war. Woog, Waag, siehe Anm. zu Nr. 20.

Auf der Woog hüten, auf der Woog fischen.

245 BS 143. E: Jakob Schaffner-Sutter, Gemeindeweibel, Augst.

«Wacht» ist ein Kaiseraugster Flurname, Hinweis auf frühere Grenzwache, Strassensperre.

Sester, früheres Getreidemass von etwa 7 l.

Beseits von Rheinfeldern hinauß ist ein thälin, dadurch laufft ein wässerlin in Rhein, genannt die Feer, zwischen zweien hohen bergen vnd wälden. Do ist gelegen ein closter, wie etlich meinen dodannen also benamset, das es gleich dem thal zu Hierusalem, do der Oelberg, daran Christus angehnder seiner marter gebetet. Nun weiß man je kein gewüsses (von wegen zweier verderblicher brünsten, darinnen dieses Gottshauß vmb das jar zwölffhundert vnd hernach im jar vierzehnhundert an gut vnd brieflichen vrkunden schweren schaden erlitten, stiftungen vnd vergabungen darzu verloren); aber nach fleißigem meinem nachgrübeln vnd auf die verzeichnung, so mir auß befelch der Ehrw. Edl. Frauwen, Frauw Katharina von Hersperg, Aptissin doselbst, MGFrw., zugeschickt, will mein vermutung sein, vnd gibts auch die außrechnung der zeit, vnd die landrüchtig alt benamsunge vmbgelegener orten, daß dieses closter fast vmb das jar tausent n. Chr.G. gestiftet vnd erbauwen worden.

Dann alß darvor etwas bey sibentzig jaren die Hewnen Teütschland überfallen, den Bodensee, auch den Rheinstrom gantz verwüstet hatten, Sant Gallen Closter geplündert, die Reychenaw angriffen vnd Seckingen beläget: doselbst theilten sie sich, schickten den einen hauffen über den Rhein, der meinung, gegen den Schwartzwald zu wäre leichter zu prucken vnd zu stürmen. Doch bleib jren der meistetheil auf diser seiten des wassers ligen. Nun saß domals in dem Aragaw, das ist jetzt in dem Sißgöw ein Grave mit namen Cadeloch. Der hatt auch von dem Röm. Keyser innen zu lehen vnd zu verwalten das Frickthal; darinnen hatt er ein statthalter, Hirminger genant. Den mahnet er auff, vnd dieweil er selb ein verrümpter kriegßmann, versamlet er bald ein volck im land, vnd schickt jm auch grave Cadeloch die besten, so er gehalten mocht, die Vngern anzugreifen. Hirminger hat der schantz acht vnd verkundtschafft, wie das etliche der Vngern dem Rhein nach herab streiffen, da auff beüt vnd fütterung zugen, schier bis gen Mely vnd Rheinfeldern ruckten, im willen die thalg'lend doselbst außzuplündern. Des erwartet er einer nacht, das sie sich abermals außgelassen vnd im läger emplöbt. Dem Graven gab er etlich wenig volks zu, der solt ein halt stecken ob der höhe des bergs, so noch zwischen dem Closter vnd Rheinfeldern am höchsten vnd sich biß gen Eyken hinauf zeucht. Derselbig stellt sich rottenweiß nacheinander auf die höhe, mit dem befelch, daß auf angehende Kreyden (Chrie) jede ein groß feüwr mächte vnd «Christoleyß» schreiend. Dann die alte griechische wörter Kyrie eleyson, Christe eleyson seind so ausgesprochen vnd gemeinlich jr Kreyden gewesen. Wo das Getrösch wider die Vngläubigen angangen, vermeint man vnd sieht schier der warheit gleich, diser berg heiße noch doselbst här an etlichen orten Reuschlinsberg, von dem geräusche vnd getöb, so do fürgangen; an etlichen orten auch Hirmingersberg, oder Hirmlinsberg.

Nun Hirminger griff oben an, überfiel die Hewnen im läger. Was jenseits Rheins war vnd den lermen hört, mocht doch nit herüber kommen (dan Hirminger daselb versehen hatt); sie schossen mit flitschen, warfen mit schlingen, heulten wie



das vieh, aber sie mußten sehen vnd hören, das die jren litten. Was auf der fütterung vnd peuth was, das war do auch geschlagen. Dann Grave Cadeloch, der ließ überall seine zugerüste wällenhaufen anzünden: das gab ein schein viler haufen volcks, also das do nichts was, dann fliehen von den Hewnen, in den Rhein sprengen, überschwimmen; doch mochten jr wenig zusammen kommen, sie wurden an allen orthen getrennet, in summa erschlagen. Der raub, so do die Hewnen überall zusammen gesacket, erlangt do der Grave vnd Hirminger, die selbige peuth vergaben sie zum theil an das closter *Seckingen*. Vnd dieweil der Grave anfangs gelobet, er wolte der enden etwo ein gottshauß in der ehr Christi stiften (dieweil er mit der kreyden Christoleyß den feiend angriffen vnd auß Christi gnaden überwunden), also ward auch das gut zu demselbigen ort eins theils neben sich gelegt. Dieweil aber nach abgang Arnolphi des Keysers vnd seines suns Ludovici in teütschen landen stäts große spaltung vnd krieg, die Capetischen stäts mit den Carolinern sich zanckend vnd sie verjagten auß Gallien, also das die Caroliner hin vnd wider in disen bürglanden sich behelffen, an Rhein herauß hausen mußten: kondt Grave Cadeloch sein gelübt vnruhw halben nit volbringen, sunder es stund an, bis sein sun, auch Cadeloch genannt, nun veraltet vnd wol sahe, das er wenig erben zu erwarten: fieng an ein stillen platz zu suchen mit rath, auch hilff seiner schwäger, der graven zu Homberg vnd Froburg, so domals gar mächtig vnd bei den abkommenden Carolinern in hohem Ansehen. Vnder disen, die sich künig in Franckreich vnd hertzen von Lothringen schreiben, was auch Carolus, änkell des Caroli, den Capet in gefencknuß getödt, hauset zur selbigen zeit herauß am Rhein umbher, vnd thet ein große steür zu solichem bauw; vnd wie Fraw Elßbeth Oettlin, die jetzige priorin meldet (welche ein Fraw auff 90 jar, über die 70 jar im Closter gewohnet), so ist ein Cron mitten im Chor gehangen, mit frankreichischen vnd lothringigen waapen geziert vnd mit der übergeschrifft eines frankreichischen Königs, der sie dohin begabet hab, ist im Bawrenkrieg, Anno 1525 jar, wie anders mehr, hingerissen vnd verwüstet worden: eben diselbig sol diser Carolus dargaben vnd das Closter hoch begabet haben. Als nun Cadeloch der jünger mit tod abgangen, ist Agnes, ein geborne von Mörsperg, sein nachgelassenes gemahel, von deswegen das sie on leibserben, in den geistlichen stand getretten, hat zu jr genommen des vmbgessnen adels töchtern, zu ehr vnd lehr auffgezogen vnd also ein stiftung gethan, das zu folgenden zeiten allwegen vom Adel, vnd sunst keine, in disem Gottshauß als Closterfrauwen aufgenommen werden solten, ja das dieselbigen solten durch acht anen erweisen mögen jr adelich herkommen. Also das nun, wiewol nicht gewisses, dannocht zu vermuten, dises Gottshaus habe den nammen Mons Christi, der doch jm abgangen, von der kriegßkreyden Christoleyß, oder aber von dem ersten fundator vnd stiffter Cadeloch Cadolßberg sein nammen bekommen, der hernach durch auslassen der ersten sylben Olßperg verbliben.

a) Graf Chadeloch, der Gründer des Klosters, hatte seine Stiftung reichlich begabt, und seine frommen Nachkommen vergrösserten noch seine Schenkungen. Man sagt, des Stiftes Besitztümer hätten einst bis nach Strassburg hinab gereicht. Damit wuchs mit der Zeit auch der weltliche Sinn in seinem Innern. Im Kloster gab es bald lauter Spiel und Vakanztage. Der Basler Bischof beschloss schliesslich, solchem Treiben Einhalt zu tun und schickte einen Abgesandten ins Stift, der es zu den Regeln der strikten Klausur zurückführen sollte. Allein man hatte das Gehorchen verlernt, man wollte nichts mehr vom Bischof mit allen seinen Gesandten wissen. Der ganze Konvent stellte sich daher im Chore der Kirche auf und eröffnete dem unwillkommenen Boten, dass man einmütig den Beschluss gefasst habe, jeden ferneren Überbringer solch unliebsamer Aufträge an dieser Stelle totbeissen und -kratzen zu wollen. Der fromme Mann bekreuzte sich und ging. Aber beim Austritt aus dem entheiligten Gotteshaus drückte er seine Hand tief in den linken Torstein, als wäre er weiches Wachs, und rief zu den Nonnen zurückgewendet mit prophetischem Schmerze:

*«Nie ist Olsberg ohne Brot,
Aber niemals ohne Not!»*

Die Spur dieser mit ihren fünf Fingern ins Tor gedrückten Priesterhand war noch bis zu den Zeiten zu sehen, da die Schwaben ins Land fielen und da die Bauern im Bauernkrieg die Schlösser und Klöster wegbrannten.

b) Die Gräfin Bertha von Tierstein, welche eine Äbtissin war des ehemaligen Klosters Olsberg, hatte einen Hofmeister oder Kastenvogt, welcher gegen die armen Leute rauh und unmild war. Auf eine Zeit kam ein Mann, der klopfte an dem Tor des Klosters an und begehrte etwas um Gottes willen. Der Torwächter aber wies ihn ab und sagte, das Kloster hätte viel durch Brand gelitten und man hätte nichts auszugeben. Der Mann aber wollte sich nicht abweisen lassen. Da ward es dem Hofmeister angezeigt, der ging stracks heraus, den Armen unwirsch zu behandeln. Wie er aber unter das Tor kam, da sagte der Arme: «Date et dabitur vobis», und mit diesen Worten verschwand er. Der Hofmeister erschrak sehr und erzählte es alsbald der Äbtissin, die ihn schon oft um seiner Rauheit willen mit ernstesten Worten gestraft; da befahl sie, man solle künftig niemanden mehr mit leerer Hand gehen lassen, der ein Almosen begehre.

Als aber der Arme jene Worte: «Date et dabitur vobis» sprach, drückte er seine offene Hand in einen Stein, der beim Tore war, und es blieb die ganze Form der Hand in dem Steine, wie wenn sie in Wachs gedrückt wäre. In dem Bauernkriege hat man den Stein hinweggeführt, er ist aber noch in einem nahen Dorfe vorhanden.

a) «Zuo diser aeptissin zeit (Elsbeth von Eptingen 1339) entstuond ein grosse dürre, also das ein grosser mangel an wasser (dann seyde des closters anfang und hernach), ist diss gottshaus nie in grösserem ansehen und wesen gestanden als domols. Nun hatten die frauwen ein beichtvatter, Gottfrid genannt, welcher ein gantz streng from leben fuort und in höchster noth Gott aus hertzlichem glauben anrufft, der gab ein brunnen, so noch under dem altar ist, und nit weit darvon ist des frommen mans grab noch vorhanden. Der christlich erbar wandel und getreuwe emsige leer dises mans bracht dem closter vil zuolauffs, ansehens und gaben. Er wirt noch für heilig gehalten bey den umbgesessnen.»

b) Bei einer lang anhaltenden Landesdürre im Fricktal litten die Nonnen im Kloster Olsberg besonders und hatten fast kein Trinkwasser mehr. Da geschah es, dass der Messpriester im Frühgottesdienst eben bei der heiligen Wandlung war und innerlich seufzte, dass er zwar Wein, nicht aber auch ein Tröpflein Wasser in den Kelch zu schütten habe; da geschah es ferner, dass hinter dem Altar ein weissgekleidetes Knäblein erschien, dem Pater den Kelch abnahm, auf die linke Seite trat und ein Tröpfchen Wein auf den Boden goss, den Kelch zurückstellte und hierauf so geräuschlos wieder verschwand, wie es gekommen war. Augenblicklich fing es unter den Stufen des Altares an zu sprudeln und da man den Stein abhob, trat eine starke Quelle mit gutem Trinkwasser hervor.

Wer nun die alte Klosterkirche in Olsberg besucht, wird dorten das Brunnengewölbe sehen, in dem ein schöner in Sandstein gehauener Trog liegt, und dieser füllte sich im Jahre 1851 wieder mit Wasser, als eine anhaltende Dürre war, und ist seither in den nassen Jahrgängen wieder leer. Er heisst Hungerbrunnen.

249 DAS VERHEXTE PFERD

In Olsberg/Baselland erkrankte das Pferd eines Hausvaters; dieser glaubte, einige Schwarzwälder, die sich damals im Dorfe als Teufelsbeschwörer ausgaben, hätten ihm das Pferd verhext. Als kein Mittel half, verschaffte man sich vom katholischen Olsberg/Aargau jenseits des Violenbaches ein Enthexungsmittel: eine Handvoll geweihter Palmen. Das Tier wurde in den Schopf gestellt und «geräucht». Es half aber nichts, und das Ross ging drauf.

250 DAS REITERSPIEL AUF DEM GEISSPITZ

«Will man von Arisdorf nach dem angrenzenden Fricktal, so kommt man über die Käsehütte, Sennweid genannt, zu einem gewaltigen Stein, der die Marke zwischen den Kantonen Aargau und Basel bestimmen soll. An seinem Fusse entspringt der Violenbach, der eine kurze Strecke beide Kantone teilt. Rechtshin gegen das

Dörfchen Nussdorf liegt ein abgeplatterter, fichtenbewachsener Berg, Geisspitz geheissen, auf dem noch im vorigen Jahrhundert die Burg Geiseck zu sehen war. Noch steht in kleiner Entfernung davon des Grafen unansehnliche Kapelle mit einem geringen Türmchen, die der Bauer im nahen Pechhof als Holzschoppen und Heubücke benutzt. Die Überreste der Burg sind keinem recht bekannt; doch ist gewiss, dass noch Kellergewölbe vorhanden sind, deren verschüttete Zugänge unsere gar nicht abenteuerliche Jugend aufzuspüren versäumt. Besser wissen darum herumziehende Kessel- und Wannenflücker, Lumpensammler und Vogelsteller, die oft darin einen Teil des Winters zubringen sollen. Geht man nun nachts über diese grosse Ebene, welche das Reiterspiel heisst, so sieht man, wie der Graf von Geiseck vom Berge herunter reitet und seine Rittergeschwader ordnet. Nun geht es an ein Turnieren, die Rosse scheuen und bäumen sich, die Ritter heben sich aus dem Sattel, andere sitzen ab und fechten zu Fuss. Aber auch mittags von elf bis zwölf wollen erfahrene und alte Leute diesen Waffenübungen schon zugesehen haben und deutlich den Grafen von Geiseck erkannt haben, wie sie ihn noch auf alten Bildern gesehen hätten; während andere behaupten, Berner seien's, die hier im Schwabenkriege fielen und noch für die Verwüstung büssen mussten, mit der sie damals das Fricktal heimgesucht haben.»

251 HOLLÄNDERS HAUS

Das grosse Bauernhaus mit dem weit ausladenden Dach und den gotischen Fenstern in Hersberg kennt man unter dem Namen s Holländers Huus. Es war früher eine Freistatt, wohin Übeltäter aus den Dreizehn alten Orten flüchten konnten. Eine alte Jahrzahl und die an das Haus gemalten Kantonswappen sind übertüncht worden, damit nicht alle Leute, die vorbeigehen, das Haus angaffen (!).

Jenseits des Strässchens stand früher eine grosse Linde. Diese wurde von einem Sturmwind zerrissen. Jetzt steht eine junge dort. Die ehemalige Kantonsgrenze ging mitten durch die Linde hindurch. Es soll an dieser Stelle viel geschmuggelt worden sein. Ein früherer Besitzer des Hauses habe sich durch diesen Schmuggel grosse Reichtümer erworben. Man habe die Schmuggelware auf dem Gempenstollen ausgetauscht.

Zu einer Zeit soll das Haus dem Kloster Olsberg gehört haben. Damals lag ein grosser Teil des Hersberger Bannes im österreichischen Fricktal, später im Aargau, und war steuerfrei. Als in Baselland die Staatssteuer eingeführt wurde (1892), wurde eine Grenzregulierung zwischen den Kantonen Baselland und Aargau vorgenommen.

Anmerkungen

246 FS 140 ff., nach R. II/249 ff., gekürzt.

Die vorliegende Gründungsgeschichte des Klosters Olsberg erschien zum erstenmal in einer deutschsprachigen Neuauflage von Sebastian Münsters «Cosmographia universalis» im Jahre 1561. Sie stammt von Johannes Herold (geb. 1511), der seit 1539 für längere Zeit in Basel lebte und diesen Gründungsbericht als Mitarbeiter der Neuauflagen in die Kosmographie Münsters eingeschoben hat. Zur Kritik an Herolds Bericht und zur urkundlich begründeten Entstehungsgeschichte des Klosters: Georg Boner, Zur ältesten Geschichte des Klosters Olsberg, in: «Vom Jura zum Schwarzwald», Jahrgänge 1961–1963.

«Hunnenschlacht» (Ungarn), *Hirmiger*, siehe Anmerkungen zu Nr. 228.

Feer, sonst nirgends erwähnter Name; das Kloster liegt im Talgrunde des Violenbaches.

prucken, berücken, belagern.

Mehly, Mundartform des Ortsnamens Möhlin.

Kreyden (Chrie), Schlachtruf, Feldgeschrei.

Getrösch, Gezänk, Streit.

Flitschen, Pfeile, franz. flèche, dazu «Flitschbogen, Flitzbogen».

Arnolph, Arnulf, römisch-deutscher Kaiser, geb. um 850, gest. 899.

Ludwig, das Kind, Sohn des Vorigen, geb. 893, gekrönt 900, gest. 911.

Die *Capetischen*, die Kapetinger. Die Sage spielt an auf den Streit zwischen den Karolingern und den Kapetingern und die Begründung der französischen Königsmacht durch die letzteren.

247 a) FS 138 f., nach R. II/280 f.

Rochholz II/281 berichtet noch: «In die grossen schattigen Buchenwälder des Jura zog man hinaus und hielt da Maiensesse und Sommerfrische; nicht aber nach der einfachen Weise des Landvolkes ... Nein, auf den Matten und in der Bergluft der Rüschen schlug man Hütten auf zu unerlaubten Lustbarkeiten und vertanzte die Gebetstunden mit den jungen Ratsherren der benachbarten Stadt Rheinfelden.»

Chadeloch: Nach Johannes Herold soll «Graf Chadeloch der Jüngere» das Kloster um das Jahr 1000 gegründet haben, was sich aber als Irrtum erweist. Siehe Georg Boner a. a. O. S. 12. Vgl. auch die Anmerkungen zu Nr. 246.

Schwabenkrieg 1499: «Ende August fielen die Berner ins Fricktal ein, plünderten Frick und Umgebung aus und verbrannten vier Dörfer und einige Häuser in Möhlin.» Siehe Seb. Burkart a. a. O. S. 171. Es ist möglich, dass damals auch das Kloster Olsberg gebrandschatzt wurde.

Bauernkrieg 1525: «Am Sonntag, dem 30. April, überfielen die Bauern der Umgegend, darunter auch Eigenleute aus Magden und Augst das unter österreichischem Schutze stehende Kloster Olsberg, schmausten, zechten und fischten die Teiche aus.» Auch die Klosterbibliothek wurde verwüstet. (D. K. Gauss, Geschichte der Landschaft Basel und des Kantons Basellandschaft, Bd. I, 376, Liestal 1932).

b) R. II/282, nach Johannes Herold in Sebastian Münsters Kosmographie, Ausgabe von 1567, S. 599.

Hofmeister oder Kastenvogt, hier wahrscheinlich soviel wie Verwalter.

Date et dabitur vobis: Gebet und es wird euch gegeben werden.

248 a) Johannes Herold in Sebastian Münsters Kosmographie 1561. Georg Boner a. a. O. S. 5.

b) Aus: E. L. Rochholz, Nachlass, Mappe I, Sagen, StAA. E: Seminarist Th. Bächli von Würenlingen, an Rochholz zugestellt zwischen 1856 und 1892.

249 BS 141, nach Pius Wenger, Arisdorf, Hk 3, 1000, gekürzt.

Geweihte Palmen; Am Palmsonntag in der katholischen Kirche geweihte Zweige, Sträusse vom Sevi-
baum (*Juniperus sabina*), Wacholder, Stechpalme u. a. Sie werden meist heimgenommen und sollen Haus und Stall vor Feuersbrunst, Krankheiten, Schadenzauber bewahren (BS, Anm. zu Nr. 141).

250 R. I/191 f. BS Nr. 136 a). FS 139.

Geisspitz, LK 1:25 000, Blatt 1068, Sissach, Geispitz. — *Kapelle*, Heuscheune mit hohen Rundbogenöffnungen. «Von der Überlieferung als Kapelle bezeichnet, vielleicht jene, die Arisdorf 1744 für die eidgenössischen Bewachungstruppen katholischen Glaubens erbaute» (Heyer, Kunstdenkmäler 2,24), *Bächhof* bei Arisdorf. — *Holzschoppen*, Holzschuppen; Heubücke, ma. Heubrugi, Heuboden. — *Wannenflicker*, Flicker von Kornwannen (Wanne: Getreideschwinge). BS, Anmerkungen zu Nr. 136 a).

Sennhof, liegt im Gemeindebann von Olsberg.

Über die *Grenzsteine* am obern Teil des Violenbaches: August Heitz, Grenzen und Grenzzeichen der Kantone Baselstadt und Baselland, 67. Liestal 1964.

251 BS 209.

Freistatt, Zufluchtsort, Asyl.

Nach Heyer, Kunstdenkmäler 2, 140 f.: *Olsbergerhof*, Wohnteil aus dem 15./16. Jh., Malereien (Wappen, Bilder und Sprüche) bis 1900. (BS, Anmerkung zu Nr. 209).

Am Fusse der Haglestä ist eine Höhle, in der vor Zeiten Erdmännchen hausten. Nachts kamen sie den Bach herunter und machten den Leuten in der alten Mühle ihre Besuche. Da brachten sie dann Kunkeln mit und spannen um die Wette. Wenn es Mitternacht wurde, hörten sie auf und gingen heim. Hatte man auch die Uhr gestellt, dass man den Schlag nicht hören sollte, so waren sie zur bestimmten Stunde doch verschwunden. Besonders gegen die Kinder taten sie freundlich und schenkten ihnen manchen Edelstein, den man noch lange nachher bewahrt oder um hohes Geld verkauft hat.

Ein armer Tagelöhner arbeitete einst noch spät abends auf dem Felde, wenige hundert Schritte vom Dorfe entfernt. Da sah er ein Erdmännchen, schwebend wie ein Sommervogel, über die Höhe herunterkommen und sich bei ihm niederlassen. Es grüsste artig und suchte ihm eine Schürze voll Kohlen aufzunötigen. Der Mann konnte nicht begreifen, was ihm das eitle Zeug nützen sollte, und war schon viel zu arbeitsmüde, um sich darüber in einen Disput einzulassen. Endlich, da das Erdmännchen mit Zureden nicht nachliess, nahm er ihm doch aus Gutmütigkeit ein Kohlenstück aus der Schürze und steckte es ein. Das Bergmännchen ging nun wieder weiter, aber es dünkte den Mann, es sehe nicht mehr so zufrieden aus wie vorher. Als der Tauner am folgenden Morgen sich ankleidete, fühlte er noch das Kohlenstück in seiner Tasche stecken und wollte es wegwerfen. Aber wie staunte er, als er statt dessen ein ebenso grosses Goldstück herauszog. Jetzt verstand er die gestrige Dringlichkeit des Wohltäters. Gleichwohl ist er nachher ein reicher Mann geworden.

Eine Frau aus Magden ging einst zu den Erdleuten auf Besuch. Sie wurde freundlich aufgenommen und bewirtet. Beim Abschied schenkten ihr die Männchen eine Schürze voll Laub. Erzürnt über die geringe Gabe warf sie diese ausserhalb des Waldes weg. Als sie nach Hause kam, bemerkte sie noch einige Blättchen am Schürzenrand hängen. Als sie diese mit der Hand auch noch abstreifen wollte, verwandelten sie sich in eitel Gold. Nun kehrte sie freilich schleunigst um, konnte aber die weggeworfenen Blätter nicht mehr finden. Aber auch die kleinen Wohltäter blieben seither verschwunden.

Die Männchen waren Meister im Backen von Kuchen und Torten, und oft fand der Bauer am Morgen auf seinem Acker die schönste Rahmtorte oder die grösste Zwiebelwähe herrlich duftend liegen. Ein vierzehnjähriger Knabe geriet einst beim Holzfällen durch Zufall in die Nähe jener Höhle und wurde dort mit Rahmwähen, Butterschnitten und Kuchen aufs allerbeste bewirtet. Einige Zeit später kam ein anderer Knabe in jenes Revier, und immer war ihm, als ob ihm da ein Geruch von Backwerk in die Nase stiege. Gleich fand er auch einen Eierkuchen, der so breit wie der ganze Baumstamm war, auf dem er wie auf einem Teller hergerichtet lag. Aus Hunger riss der Bube den Fladen in zwei Stücke, und in dem Augenblicke standen die Männchen vor ihm, nahmen ihn mit in ihre Höhle hinauf, zeigten ihm alle künstlichen Gewölbe und setzten ihm ganze Trachten der

allerbesten Speisen vor. Weil er sehr ermüdet war, schlief er schnell bei ihnen ein. Am Morgen lag er zu Hause in seinem Kämmerlein, seine Waldaxt aber neben ihm im Bette, in einen gewaltigen Laib Brot geschlagen. Als er den Laib anschnitt, fiel eine solche Zahl Goldstücke heraus, dass er einer der vermögichsten Männer in der Gemeinde wurde. So taten die Männchen mancherlei Gutes, bis die Neugier der Leute sie vertrieb. Denn die Müllerin wollte schon lange gern wissen, ob diese Männchen Füsse hätten oder nicht, und hatte ihnen in der Spinnstube Asche unter Tisch und Bank gestreut. Sie merkten den Verrat und verschwanden unter dem Rufe: «Lauf, Küngi, lauf, die Welt ist falsch und taub!»

253 VOM BAU DER KIRCHE

Die Magdener hatten vor Zeiten keine eigene Kirche. Als sie eine solche bauen wollten, hielten sie eine Gemeindeversammlung ab, um den Ort zu bestimmen, wo man sie zu errichten wünschte. Die Meinungen gingen aber stark auseinander. Die einen wollten sie auf den Berg hinauf bauen, andere hätten sie gerne dort gehabt, wo heute das Dreschhaus steht, dritte aber zogen den Sägeplatz vor. Schliesslich einigte man sich auf den letzteren Platz. Eines schönen Tages schlug man Holz und brachte es auf den Sägeplatz. Doch wie erstaunte man, als man am anderen Morgen alle Balken auf dem Berg droben schön aufgeschichtet vorfand. In der Nacht waren die Erdmännchen erschienen und hatten das Holz leise dorthin getragen. So baute man die Kirche auf dem Berg, wo sie heute noch steht.

254 DER DORFHUND ZU MAGDEN

Vom Dorfbrunnen, welcher Schwefelbrunnen heisst, lief früher das Abwasser einen Strassengraben hinab in den Dorfbach, welcher von Wintersingen kommt. Dieser offene Graben mit schwarzschlammigem Wasser hiess das Rossbächli, nunmehr ist es eingedolt. Hier zeigte sich an Fronfastentagen ein schwarzer Hund, der nachts den Leuten nachlief, zur Grösse eines Kalbes anschwell und jeden, der ihn von sich jagen wollte, mit Kopf- und Halsgeschwulst schlug. Gegen ein solches Übel halfen nur kirchlich geweihte Kräuter.

255 KLOPFGEISTER VERKÜNDEN EIN GUTES WEINJAHR

Als die Gemeinde Magden ihre Zehntsteuern loskaufte, wurde auch die Weinzehnt-Trotte mit verkauft. Hier in dieser Trotte hat man jedesmal, so oft es einen guten Weinherbst geben sollte, schon fünf Wochen vor der Lese nächtlicherweile geheimnisvoll geküfert; man hörte vornehmlich dann die grossen Mostkufen putzen und binden und den Trottbäum knarren. Alles freute sich dann, der Zehntgeist hatte sein gutes Zeichen getan.

In den langen Hungerjahren des Schwedenkrieges sass einmal ein Köhler vor seinem Meiler im Wald und überlegte, wohin er entlaufen solle. «Das Dörfchen Magden drunten brennt, wozu da noch Kohlen brennen», meinte er, «so wenig der Steinhügel da zu Gold wird, so wenig wird mich meine saure Arbeit vor dem Verhungern retten.»

Während er so redete, klangen auf einmal aus der Tiefe des Hügels, auf dem er sass, sonderbare Töne herauf, und noch hatte er sich nicht recht besonnen, als drei schneeweisse Jungfrauen vor ihm standen oder eigentlich um den Kohlenhaufen herumschwebten, ohne dass ein schwarzes Stäubchen an ihren prächtigen Mänteln hängen blieb. Sie hatten Blumen in den Haaren und goldene Stäbchen in der Hand. Die eine deutete damit auf die Spitze des Felsens, und sogleich öffnete sich dieser sanft zu einem grossen Gang. Da hinab führten sie den Kohlenbrenner in einen weiten Saal mit goldener Wand und boten ihm den Schlüssel an, mit dem er die Schatztruhen, die ringsumher standen, öffnen sollte. Der arme Mann wusste nicht, wie ihm geschah; halb aus herzlicher Verwunderung, halb aus christlicher Seelenangst fing er an zu schreien: «Alle guten Geister ...!» und im Hui fühlte er sich nach oben gewirbelt und in die Sonne hinausgeworfen, unter die alten Eichen des Hügels, während ein bitteres Jammern und Wehklagen aus dem Boden erscholl. Diese Waldgegend heisst noch heute der Jungferngraben, und noch hört man dort singende Mädchen, aber auch Hundegebell und Pferdegewieher.

Andere Erzähler versetzen den Schauplatz der Begebenheiten in die Gegend des Dorfbannes Magden, welche man Wachletä nennt. Auf der Hochebene gegenüber dem Steinbruch des Dorfes, welche sich bis nach Augst hinunter erstreckt, zieht sich eine muldenartige Vertiefung fort, wo früher zwischen Saarweiden die Wachteln gerne hausten. Hier lebten die singenden Wachletä-Jungfern, und auf dieser Höhe soll auch unser Kohlenbrenner gelebt haben. Eines Nachts lag er schlaflos auf seinem Laubsack. Eben hatte es vom Kirchturm eins geschlagen, da fing es draussen vor seinem Fenster zu niesen an. «Helf dir Gott», sprach er. «Helf dir Gott!» und so sagte er wohl dreissigmal, ohne dass das Niesen draussen aufhörte. «Hilft dir Gott nicht», rief er zuletzt unwillig, «so soll's der Teufel!» Da hörte es auf. Aber nun erfüllte Donnern und Krachen, Tosen und Schnauben den Wald bis am Morgen. Als sich nun der Mann in der Frühe schlaftrunken vor das Haus machte, staunte er nicht wenig, denn sein ganzer Meiler war bis auf einen Korb Kohlen in den Erdboden versunken. An der Stelle aber sprudelte munter eine reichliche Quelle hervor. Wäre er kein Narr gewesen, so hätte er den Korb Kohlen hübsch ins Haus hineingetragen; so aber warf er ihn voller Zorn ins Wasser. Die Quelle fliesst heute noch, aber kein Mensch würde davon trinken, denn der mächtigste Kropf würde alsbald seinen Hals schmücken. Die Kohlen stammten von den Jungfrauen und wären zu Gold geworden, wenn sie der Köhler behalten hätte. Seither verschwanden sie. Mit ihnen ist auch der Esel verschwunden, der nichts frass und doch alle Morgen einen Korb voll Goldstücke legte.



Später kam einmal ein junger Mann um Mitternacht durch diese Gegend. Er sollte in aller Eile den Arzt in Rheinfelden holen, denn sein Vater war schwer krank. Am grossen Steinbruch wünschten ihm drei Mädchen gute Nacht, und als er, trotz seiner Atemlosigkeit, freundlich darauf dankte, schwebten sie wie Vögel über den Talbach dem Waldberge zu. Der kranke Vater aber war bei seiner Heimkehr schon wieder gesund. Als einige Zeit später ein Bauer mit seinem vierjährigen Söhnlein hier vorbeiging, kam ihm beim Steinbruch plötzlich sein Kind aus den Augen. Auf sein wiederholtes Rufen gab es ihm endlich weit drüben vom Bach her Antwort, und als er dorthin eilte, sah er, wie sein Büblein bereits Schuhe und Strümpfe ausgezogen hatte, um durchs Wasser hinüberzuwaten. «Was machst du denn? Wohin denn?» fragte der Vater. «Ich kann nicht anders», erwiderte das Kind, «die weisse Frau hat mir gewunken, ich muss ihr nach». Jetzt erinnerte sich der Bauer wieder der unheimlichen Dinge, die er von dieser Gegend im Dorfe gehört hatte. Er fasste das Kind bei der Hand und eilte heimzu.

Vor vielen hundert Jahren stand in der Nähe des Talhofes ein Dörflein, genannt Däschlikon. Zu Zeiten der Not holzten die Bewohner einmal den ganzen Halmet ab und liessen nur eine grosse Eiche übrig. Im darauffolgenden Sommer hagelte und stürmte es wie noch nie. Eines Tages schwemmte ein starker Regenguss eine mächtige Erdschosse von der Höhe herunter. Diese bedeckte das ganze Dörflein. Alle Häuser und der Grossteil der Bewohner versanken in Schutt und Wasser. Heute findet man keine Spur mehr von der Ansiedlung. Damals stand ausserhalb der alten Mühle ein kleines Haus. Dort lag eine kranke Frau im Bett, und ihr kleines Mädchen sass gerade am Tisch, als das Unglück hereinbrach. Beide verschwanden mitsamt dem Häuschen.

Die Bewohner, die sich hatten retten können, siedelten sich später dort an, wo heute Magden liegt. Sie weihten die stehengebliebene Eiche, und der Pfarrer segnete sie. In die Rinde schnitt man drei Kreuze und eine Hostie und legte alles mit gesegneten Kräutern aus. Alle Jahre hielt man eine Prozession mit Kreuz und Fahne hinauf zu der g'segneten Eich. Seither ist Magden von schweren Gewittern verschont geblieben. Die Eiche aber steht heute noch als mächtiges Wahrzeichen droben auf dem Halmet.

258 DIE GLEICHAUFSHÖHLE

a) Zwischen Magden und Maisprach, an der Kantonsgrenze, liegt die sogenannte Gleichaufshöhle. Sie hat ihren Namen von einem ehemaligen Schaffner des Stiftes Olsberg. Dieser war ein Betrüger, und sein Geist spukt heute noch an dem verrufenen Ort. Vor Gericht erklärte er den Bauern von Magden: «Es geht alles gleich auf; was ihr da auf der einen Seite zu wenig habt, kommt uns auf der andern zu gut. Es geht alles gleich auf!» Seither heisst er der Gleichauf. Er bestach auch die Richter, bestritt die Aussagen der gegnerischen Zeugen, und so verloren die Magdener den ganzen Waldberg, der dann dem Kloster zugesprochen wurde. Es half ihm aber nicht lange. Das Stift wurde aufgehoben, und der Wald gehört heute zum Hofe Iglingen. Was aus dem Gleichauf geworden ist, hat ein Mähder einst gesehen, der nachts im hellen Mondschein von seiner Wiese nach Iglingen heimging. Oben vom Herrlichkeitssteine her kam unter starkem Lärm ein doppelter Fuchs den Wald herab. Mit feurigen Augen lief er heulend allen Marken und Rainen nach von einem Grenzstein zum andern und strich im Dampfe wieder seiner Höhle zu.

b) Am steilen südlichen Abhang des Oensberges, einer vornehmlich hügeligen Waldung im Gemeindebann von Magden, ist ein ins Berginnere führendes grosses Erdloch zu finden, das im Volksmund Gleichaufshöhle genannt wird. Noch soll der Geist einer sagenhaften Gestalt dort umgehen. Noch heute, nachdem sich bereits viel Schutt und Geröll im Erdloch angesammelt hat, ist durch einen etwa



zwei Meter langen Gang, der nur kriechend bewältigt werden kann, eine grössere Felskammer erreichbar, die in den Ausmassen etwas kleiner ist als der unmittelbar beim Eingang liegende Hauptraum.

Nach heute noch zugänglichen Quellen und nach Überlieferungen in Magden soll in längst verflossenen Tagen ein «grauer Mönch», zeitweise Bewohner von Iglingen, etliche Marchsteine auf den Feldern der Magdener Bauern zu seinen oder seines Auftraggebers Gunsten versetzt haben. Die solchermassen um einen Teil ihres Besitzes gebrachten Magdener klagten den Übeltäter ein. Vor Gericht gestellt, meinte der sonderbare Gottesdiener: «Es geht gleich auf; was der andere weniger hat, habe ich mehr.» Darauf habe der graue Mönch vor der erzürnten Bevölkerung fliehen müssen, wobei er sich in die abgelegene Höhle im Oensberg, unweit Iglingen, zurückgezogen habe. Nach seinem endlich erfolgten Tode habe er die Ruhe nicht gefunden; vielmehr sei er zum feurigen Doppelfuchs geworden, der, zwei Köpfe tragend, nächtlicherweise seinen Unterschlupf in der Höhle verlasse und dabei in östlicher Richtung auf den Herrlichkeitsstein zugehe.

Fährt der Sturmwind in die Höhlenöffnung am Oensberg, so ertönt ein eigenartiges Heulen, das von früheren Talbewohnern gern in Zusammenhang mit dem nicht zur Ruhe gekommenen «Gleichauf» gebracht wurde.

c) Vor langer, langer Zeit, als im idyllischen Tale des Violenbaches noch adelige Damen den Schleier trugen, lebte auf den zum Kloster Olsberg gehörenden Iglinger Höfen ein Verwalter, der die Nonnen stets mit den Worten «es geht gleich auf» arglistig zu täuschen wusste, bis er sie um einen grossen Teil des Klostervermögens gebracht hatte. Zu spät sahen die frommen Frauen ein, dass sie in diesen Mann ein viel zu grosses Vertrauen gesetzt hatten. Am Tage, da ihn die Äbtissin wegen seiner treulosen Verwaltung zur Rechenschaft ziehen wollte, war er verschwunden und mit ihm die lieblichste der Nonnen, die er in seinen Horst entführte, in die Höhle am hohen, steilen Abhang des Oensberges. Der Volksmund nannte ihn nur noch den Gleichauf.

Vor Eintritt von schlechtem Wetter hört man in der Gegend der Kreuzbrunnenhöfe langgezogene Jammertöne. Die mit der Sage und Gegend vertrauten Landleute glauben in dem sonderbaren Heulen die Wehklagen des Gleichaufs zu hören, dessen Geist wegen Veruntreuung von Klostergut und Nonnenraub nach ewiger Vergeltung umgehen müsse.

259 VOM OENSBERGJOGGELI

Der Oensbergjoggeli lebte lange Zeit in der Gleichaufshöhle im Gemeindebann Magden. Als er sich schliesslich erhängt hatte, wurde seine Leiche im Oensberg verscharrt. Nachher soll die Erscheinung des Selbstmörders oft vom Bickweg aus gesehen worden sein.

260 DER URSULAGRABEN

Am Oensberg folgt die Grenze gegen Magden dem tief eingeschnittenen Ursulagraben.

a) Der heute vergessene Flurname soll auf eine Jungfrau mit Namen Ursula zurückgehen, die dort vor alten Zeiten ihr uneheliches Kind umgebracht und begraben habe.

b) Andere erzählen, die Jungfrau habe sich in dieser abgelegenen Gegend vergiftet und erscheine zuweilen.

c) Der Ursulagraben gilt als «unghüürig». Es kommt eine Frauengestalt durch das Holz. Wenn man früher dort auf einem heute bewaldeten Landstück arbeitete, habe man sich manchmal gefürchtet. Heute hört man nichts mehr von diesem Spuk, die Zeit des Wandels dieses Geistes scheint vorbei zu sein.

261 DAS MARIENBILD AUF DER HOFMATT

Auf der Hofmatt standen einmal sieben Häuser, die ein kleines Dörflein bildeten. Sein Name ist heute vergessen. Dort brach einst eine Feuersbrunst aus, und sämtliche Häuser bis auf eines brannten nieder bis auf den Grund. Dieses Haus steht heute noch. Die Muttergottes hatte es nämlich beschützt. In der Folge brachte man an dem Haus ein Bild der beschützenden Maria an. Heute (1935) ist nur noch die leere Nische da, wo einst das Bild stand.

262 MAGDEN BEANSPRUCHT EINE RÜMLINGER GLOCKE

Von dem dreistimmigen Geläute in Rümlingen trägt die zweite Glocke die Inschrift: Osanna heiss ich. Hans Meier goss mich Ano MCCCCXX. Es besteht die Sage, die Bürger von Magden hätten einmal die zweite Glocke als ihr Eigentum mit Ross und Wagen abholen wollen, wären aber abgewiesen worden.

263 EINE SELTSAME NATURERSCHEINUNG

In der Nacht vom 30. Januar 1849 gewährte man um Nussdorf an der Aargauer-Basler-Grenze eine eigenartige Naturerscheinung, mit welcher sich der Aberglaube viel zu schaffen machte. Es war ein Mark und Bein durchdringendes Wimmern in den Lüften, gleich Angstgeschrei von Menschen und Tieren in Lebensgefahr, das hoch über alle Berge und Klüfte dahergefahren kam und sich dann tief in das Tal gegen das Dorf Magden hinabsenkte, wo es unter Blitz und Donnerschlägen endete.

Anmerkungen

252 FS 132 f., nach R. I/277 f., auch mündl. Überlieferung.

Haglestä, W des Iglingerhofes; Ort, Stelle, wo in der Regel die Hagelwetter niedergehen.

Alte Mühle, südl. des Dorfes (siehe Lk 1:25 000, Bl. 1068, Sissach).

Kunkel, der Stab am Spinnrad, der das Flachs Bündel trägt.

Kohlen werden zu Goldstücken, vgl. Nr. 8.

Tauner, Tagelöhner, von mhd. Tagewan, zusammengezogen: tauwen, «Tagwerk».

Zwiebelwähe, siehe Anm. zu Nr. 104.

253 FS 136. Mündliche Überlieferung, mitgeteilt von Pfarrer H. R. Burkart nach einem Schüleraufsatz.

Ähnliche Sagen werden in manchen Gemeinden erzählt, vgl. Nrn. 149, 155. Während sonst das Bauholz auf geheimnisvolle Weise an den Standort, wo die Kirche stehen soll, gebracht wird, befördern es hier ausnahmsweise die Erdmännchen.

254 E. L. Rochholz, Naturmythen, S. 89 f.

Die Sage wurde Rochholz mitgeteilt von Fürsprech P. Stäuble von Magden zwischen 1856 und 1862.

Schwefelbrunnen: Gemeint ist der schwefelhaltige Brunnen bei der Rôtisserie zur Post; heute sind alle Dorfbrunnen in Magden an die Schwefelquelle angeschlossen.

Fronfastentag, siehe Anm. zu Nr. 1.

Kirchlich geweihte Kräuter, vgl. Anmerkung zu Nr. 249.

255 E. L. Rochholz, Nachlass, Mappe I, Sagen, StAA.

Anmerkung von Rochholz: «Mehrerlei durch Küfergeklopfe die Weinjahre vorher verkündende Kellergeister verzeichnet örtlich Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, 1, Nr. 69.»

Aug. Schnetzler, Badisches Sagenbuch II, 637, Karlsruhe 1846: «Zu Waldenhausen bei Wertheim (am Eingang der Tauber in den Main) im Keller des Hauses Lindenbrunnen lässt sich, wenn der folgende Herbst gut ausfallen soll, ein Klopfen, wie das eines Küfers, nur schwächer und dumpfer, vernehmen. Dies geschieht in der Zeit vom ersten Advents- bis zum Dreikönigstag, und je besser die Weinlese, desto deutlicher und häufiger das Klopfen.»

256 FS 133, nach R. I/283 f., auch mündl. Überlieferung.

Wachletä: Lk 1:25 000, Bl. 1068, Sissach: Wachtlete.

Jungferngraben, der Name ist in Magden noch bekannt. Dieser Graben bildet die Grenze zwischen dem Böhlwald (Olsberg) und Magden.

Saarweiden, mundartl. Ausdruck für Pappeln.

257 FS 135, nach mündl. Überlieferung mitgeteilt von H. R. Burkart, Pfarrer, Wallbach.

Däschlikon, Teschlikon, westlich Iglingen, im «Tal», bei August Heitz, a. a. O. S. 157 (Kärtchen) als Wüstung eingetragen. «Schon im 14. Jh. mehrfach bezeugte Ortschaft, die ausdrücklich als Dorf bezeichnet ist, jedoch um das Ende des Mittelalters, wohl vor allem wegen verhältnismässig dichter Besiedlung der nähern Umgegend, vom Erdboden verschwand.» (Georg Boner, Iglingen im Fricktal, in: «Vom Jura zum Schwarzwald», Jg. 1983, S. 8).

G' segnete Eich, siehe Carl Disler, Objekte des Naturschutzes im Bezirk Rheinfelden und seiner engern Nachbarschaft, in: «Vom Jura zum Schwarzwald», Jg. 1938, Heft 1, S. 26 ff., wo ausführlich über diese Eiche berichtet wird.

Erdschosse, talwärts herabgeschossenes oder -gestürztes Erdreich.

258 a) FS 131 f., nach mündl. Überlieferung und R. II/101 f.

Gleichaufshöhle, am steilen südlichen Abhang des Önsberges.

Herrlichkeitsstein, Grenzstein zweier Hoheitsgebiete, seit 1832 der Kantone Aargau und Baselland.

b) Martin Holer, Laborant, Magden, in: Rheinfelder Volksstimme 1978, Nr. 77. Mit Abb. des Eingangs zur Gleichauf-Höhle.

«Grauer Mönch» in Iglingen, gemeint ist vielleicht ein Laienbruder des Bruderhauses Iglingen (1435–1465), die wegen ihrer grauen Tracht «graue Brüder» genannt wurden.

c) Seraphina Mahrer, Rheinfelden, in: Rhf. Njbl. 1965, S. 65 f.

Verwalter des Klosters Olsberg in Iglingen: Das Kloster besass in Iglingen grössern Grundbesitz, der urkundlich nachgewiesen ist. Siehe G. Boner, a. a. O. S. 6 ff.

259 BS 466, Maisprach.

260 BS 467, Maisprach.

Ursulagraben: Die Magdener nennen ihn Scheidgraben; zuhinterst im Graben entspringt eine Quelle, die Ursulabrunnen oder Hungerbrunnen genannt wird.

261 FS 1. Aufl. 1938. Nach Schüleraufsätzen mitgeteilt von H. R. Burkart, Pfarrer, Wallbach.

Hofmatt: Der Weiler lag südlich des Gasthofs zur Blume. Am Hause des Schuhladens Rui ist das Muttergottesbild wieder aufgefrischt worden; es hat grosse Ähnlichkeit mit dem Muttergottesbild am Hause der Bäckerei Rohrer in Rheinfelden.

262 BS 570, Rümlingen.

Nach Martin Birmann, Ges. Schriften 1, 327, Basel 1894, bezieht sich die Sage auf die erste Glocke, worauf die Bilder von St. Peter und St. Martin angebracht sind (St. Martin ist Schutzpatron der Kirche Magden).

263 R. I/192, nach Aarauer Tagblatt vom 30. Januar 1849.

Aberglaube: Es gab vermutlich Leute, welche in der Naturerscheinung den Durchzug des «Wüthen Heeres» sahen. Siehe Anm. zu Nr. 85.

Die heutige christkatholische Kirche sollte ursprünglich in der Nähe der Stelle, wo jetzt die Migros sich befindet, erbaut werden. Dort hatte man bereits die Steine zum Bau der Kirche deponiert. In der Nacht seien die Steine jedoch auf rätselhafte Weise in die Kirchhalde, also dorthin, wo nun heute die Kirche steht, befördert worden. Man habe dann angenommen, dies sei ein Fingerzeig Gottes, die Kirche dort zu bauen. Natürlich lasse sich nicht ergründen, auf welche Weise die Steine auf den Hügel gebracht worden seien. Aber das Gotteshaus ist dann wirklich dort gebaut worden. Im Jahre 794 wird die Kirche erstmals erwähnt in einer Urkunde.

265 DER WUCHERER FRITZ BÖNI

a) In Möhlin lebte vor über zweihundert Jahren ein reicher Bauer namens Fritz Böni. Das war der habgierigste, herzloseste und wüsteste Mensch weit im Lande herum. Nie schenkte er einem armen Menschen etwas, und wenn Bettler seinem Hause nahten, liess er sie mit den Hunden wegtreiben. Dabei besass er im Dorf fünf mächtige Scheunen mit breiten Dächern und weiten Kornschütten, die er alle von seiner Wohnstube aus überblicken konnte. Aber immer mehr Güter wollte er erwerben und immer reicher werden. Damals waren schlimme Zeiten im Fricktal, nasse Sommer brachten Missernten und lang andauernde Hungerjahre. Weit in der Runde war alles missraten und jede Frucht von Krankheiten verdorben, nur auf Bönis Äckern wogte die Frucht goldgelb, und seine Bäume hingen voll Obst, dass die Äste brachen. Mehr als zweihundert Malter trug man jährlich in seine Scheunen, und dort hatte es noch Vorräte von früher her. Wenn nun die Leute kamen mit Geld in den Händen und baten, er möge ihnen doch um Gottes willen ein wenig Korn verkaufen, um den Hunger zu stillen, wies er sie höhnisch von der Tür. Einen Viertel Land wollte er für einen Laib Brot, und unbarmherzig bestand er auf diesem Preis. Wollten nun die Leute nicht Hungers sterben, so mussten sie auf diesen Kauf eingehen. So besass Böni schliesslich alle Landstücke vom Dorf weg bis zum grossen Tannwald am linken Rheinufer. Sieben stattliche Häuser baute er aus diesem Gewinn. An ihren staffelförmig aufgebauten Feuergiebeln kann man sie heute noch erkennen. In dem schönsten zu Ryburg hielt er selber Haus, und von dort aus konnte er seinen grossen Tannenwald besuchen, ohne einen Fuss auf das Eigentum eines andern setzen zu müssen. In dieses Haus trat eines Tages beim Eindämmern ein unbekannter Mann in grüner Jägerkleidung, ohne dass man ihn wieder heraustreten sah. Am folgenden Morgen fand die Magd den geizigen Bauern tot; mit umgedrehtem Halse und schrecklich herausgerekter Zunge lag er hinter dem Ofen. An der Wand war ein grosser Blutfleck noch jahrelang sichtbar, der sich weder verweisseln noch vermauern liess. Jahrzehntelang blieb später diese Stube unbewohnt und verschlossen.

Nach drei Tagen führte man Böni zu Grabe. Anfänglich zogen die Rosse den Leichenwagen in ruhigem Schritte durch das Dorf. Wie sie aber an einem seiner Häuser vorbeikamen, kam aus der Scheune mit bösem Grunzen ein mächtiges Schwein dahergerannt und warf den Wagen über den Haufen, so dass der Sarg in den Strassenkot kollerte. Dazu stürmte und windete es, wie man es seit Menschengedenken noch nie erlebt hatte. Nur mit Mühe gelang es schliesslich, den Toten auf den Friedhof zu bringen und zu begraben. Nun wussten die Möhliner, mit wem sie es zu tun hatten.

Als die Leute von der Beerdigung heimkehrten, erschrakten sie nicht wenig, denn oben am Stubenfenster seines Hauses erblickten sie den Verstorbenen mit der roten Mütze auf dem Kopfe, wie er höhnisch heruntergrinste. Seither war es nicht mehr geheuer in Bönis Haus. Der Alte hatte keine Ruhe im Grabe. Man hörte Seufzen und Rascheln auf dem Estrich, Klirren von Ketten auf den Treppen, Stöhnen im Keller und Rumoren in der Stube. Es war nicht zum Aushalten, und Mägde und Knechte liefen davon. Schliesslich traf man Anstalten, den ungebetenen Gast loszuwerden. Es wurde ein Kapuziner aus dem Klösterlein zu Rheinfelden gerufen, und dieser bannte den Geist hinter dem Ofen mit vieler Mühe in eine Massflasche hinein. Diese trug man fort und versenkte sie in dem verrufenen Spitzengraben bei Zuzgen. Man musste aber dem Gespenst gestatten, sich alle hundert Jahre dem Dorfe Möhlin um einen Hahnenschritt zu nähern. Seither ist eine lange Zeit vergangen, und so hat sich das Gespenst immer wieder gezeigt, so dass man es in einigen seiner Wohnhäuser in jeglicher Tiergestalt wieder getroffen hat. Im Dorf selbst fürchtet man sich nicht vor ihm und glaubt, dass es noch hundert Jahre gehe, bis es seine Wohnung in Riburg wieder erreicht haben werde. Dagegen macht es auf der Strasse von der Möhliner Höhe bis gegen das Gasthaus zur Krone den Fuhrleuten oft die Pferde scheu. Sein erbärmliches Geschrei ist bis ins Dorf Wallbach hinüber zu hören. Kriegssereignisse sieht es genau voraus; so hat es sich in den Jahren 1847/48 ungewöhnlich oft blicken lassen. Nächtelang streift es draussen im Wald umher. Vom Spitzengraben bis an den Rhein hinunter schreckt es die Leute in der Nachtzeit als Hund, als Katze, als Kalb mit Glühaugen und als schwarzer Mann. Einen Grenzwächter, der nachts die Runde machte, hat es einmal rücklings zu Boden geworfen und so gewürgt, dass er noch viele Tage lang blutunterlaufene Augen hatte.

Wenn es einmal sein Haus in Riburg erreicht haben wird, werden alle seine früheren Häuser sich zur Erde neigen und zusammenfallen.

b) In Möhlin lebte einst ein reicher Mann, der war aber ein solcher Geizhals, dass ihn auch das geringste Almosen an Arme reute. Daher kam noch vor seinem Tode der Teufel zu ihm und schlug ihn so lange am Ofen herum, bis er den Geist aufgab. Der Ofen aber zeigte seitdem Blutspuren, die sich nicht abwischen liessen. Man riss ihn deshalb gleich nach dem Begräbnis des Geizhalses ab und setzte dafür einen andern hin. Aber auch der zeigte denselben Blutfleck. Nun nahmen die Hausbewohner ihre Zuflucht zu den Kapuzinern, und diese bannten den

unruhigen Geist unter eine kleine Brücke unterhalb Mumpf, mussten ihm jedoch gestatten, alle Jahr einen Hahnenschritt dem Dorfe sich wieder nähern zu dürfen. Bereits ist er auf der Möhlemer Höhe angekommen.

Einst fuhr ein Fuhrmann von Frick nach Basel, um Steinkohlen zu holen, und erblickte auf seiner Rückfahrt auf jener Höhe angelangt, einen Brand auf dem Schwarzwald und in dessen Lichtschimmer hinter sich eine grosse Gestalt mit Armen wie Ankenkübel. Die Rosse wurden scheu und waren im Begriff, über das Strassenbord hinunterzufahren. Mit Mühe hielt sie der unerschrockene Fuhrmann zurück und rief zornig: «Und wenn es jetzt der Teufel selber ist, so fahre ich doch vorwärts!» Jetzt schwand der Schwarze, und die Pferde gingen ruhig weiter. Aber wie der Fuhrmann in Möhlin ankam, musste man ihn ins Bett tragen, und er wurde gefährlich krank.

c) Ein kleines Mädchen von etwa sechs Jahren ging zu Fritz Böni und bat ihn um ein Stück Brot. Er aber sagte, er habe keines und wurde wütend. Wie das Mädchen weiter bat, schlug er es. Ja, er packte es schliesslich an den Beinen und schleuderte es gegen den Kachelofen, bis es tot war. Der Blutfleck ging aber nicht mehr aus. So riss Böni den Kachelofen ab und baute einen neuen auf. Doch der Blutfleck war noch da. Er liess den Ofen drei- bis viermal abreißen und neu aufbauen.

d) Der ehemalige Schiffwirt Ackermann machte sich im Dorf herum über den längst verstorbenen Fritz Böni lustig. Eines Abends musste Ackermann seine Frau, die zu einem Besuch in Wallbach war, abholen. Wie er auf dem Heimweg war, spottete er auf der Möhliner Höhe bei seiner Frau wiederum über Fritz Böni. In diesem Augenblick fiel er vom Pferd. Bis heute weiss noch niemand weshalb.

266 GRÜTGRABENGEIST

Unterhalb der Saline Riburg liegt ein kurzes, aber tiefes Tal, der Chleigrütgraben. Das Tal war früher mit dichtem, undurchdringlichem Gestrüpp bewachsen, in das niemand einzudringen wagte und das deshalb ein geeigneter Ort für die Verbannung von Geistern wurde. Heute ist der Grütgraben, mit schönem Buchenwald bewachsen, ein romantischer Ausflugsort.

Vor mehr als zweihundert Jahren war das ausgedehnte, ebene Mattengebiet in der Kellersmatt und den Rüttenen von zahlreichen Schwarzdornhecken durchzogen, von denen vielfach Überreste noch 1873 beim Bahnbau vorhanden waren. Viele Grundstücke waren bis auf einen kleinen Eingang mit einer solchen bis zu zwei Meter hohen Lebhecke abgegrenzt und bildeten so eine Art Hof, in dem das Vieh auf die Weide getrieben wurde. Die Matten bekamen weder Mist noch Gülle, dafür wurde aber fleissig gewässert. Sie waren von vielen Gräben durchzogen, die heute nicht mehr vorhanden sind.

Unsere Bahnhofstrasse hörte vor dem Bahnbau bei der heutigen «Argo» auf, und nur ein Fussweg führte längs des Bächleins in die Rüttenen. Die dortige Gegend war der vielen dichten Hecken wegen und weil dort die toten Tiere verscharrt wurden, unheimlich und besonders nachts gemieden. Holzhauer sagten, sie hätten nachts einen Geist gesehen, der beim Näherkommen plötzlich verschwand.

Vor zweihundert Jahren stand in der Gegend ein altes, gewaltiges Strohdachhaus; dieses war schon lange unbewohnt und leer, denn wegen der unheimlichen Gegend fand sich lange kein Käufer. Eines Tages erschienen zwei Brüder und erwarben das Haus um einen Spottpreis. Sie brachten eine taube Schwester mit, die ihnen den äusserst einfachen Haushalt besorgte. Nur zwei schwarze Milchziegen und das allernotwendigste Küchen- und Handwerksgeschirr führten sie mit sich. Am Haus nahmen sie keine Änderungen vor. Man mied diese Leute, wunderte sich aber, dass man sie nie eine Arbeit verrichten sah. Bald wurde gemunkelt, diese Leute müssten Geld haben. Die Neugier der Dorfbewohner wurde einigermaßen befriedigt, als im folgenden Heuet das Scheunentor sich öffnete und Wagen um Wagen neues Heu eingeführt wurde, das der ältere Bruder den Besitzern der umliegenden Matten billig abgekauft und bar bezahlt hatte. Als die Scheune ganz voll war, wurde das Tor wieder geschlossen, und um das Strohdachhaus herrschte wieder die unheimliche Stille wie zuvor.

Der nächste Winter brachte sehr wenig Niederschläge, und die Monate April und Mai waren ebenfalls trocken, so dass der Graswuchs spärlich war und ein starker Futtermangel sich bemerkbar machte. Da öffnete sich wieder das Scheunentor des grossen Strohdachhauses: Die Brüder verkauften ihre Heuvorräte zu hohen Preisen. Da nun die meisten Heukäufer arme Bauern waren, die kein Bargeld besaßen, verlangten die Brüder nahegelegene Matten als Preis.

So erwarben sich die Fremden schon im ersten Jahr einen ansehnlichen Grundbesitz. Nun hatten die Möhliner Mattenbesitzer schon früh eine Wasserordnung aufgestellt, nach der jedem Grundstück eine bestimmte Zeit zur Bewässerung zugeteilt war. Da sich nun aber die Leute fürchteten, zur Nachtzeit in jener verrufenen Gegend ihre Wassergräben zu beaufsichtigen, war es für die zwei Einsiedler, die den Teufel nicht fürchteten, ein leichtes, sich gegenseitig abzulösen und das Wasser auch des Nachts auf ihre eigenen Matten zu leiten. Diese zeigten denn auch im kommenden Jahr einen aussergewöhnlich starken Graswuchs, so dass das Strohdachhaus zum grössten Teil mit eigenem Heu gefüllt werden konnte. Auf diese Weise wurde es nun den beiden Fremden möglich, mit der Zeit die meisten der umliegenden Matten zu erwerben. Sie waren aber deshalb keineswegs beliebter. Im Gegenteil, niemand liebte diese unfreundlichen, geizigen und herzlosen Männer.

Als nun wieder einmal die ganze Scheune bis zuoberst mit neuem Heu angefüllt war, entzündete sich der ganze Stock mit grosser Schnelligkeit. Und da das Gewicht des Futtermaterials gewaltig war und das Strohdachhaus alt und gebrechlich, stürzte alles zusammen und verbrannte vollständig mitsamt den Insassen und ihren verborgenen Reichtümern zu einem Häuflein Asche.

Der Geist der zwei Brüder aber konnte von einem Kapuziner in zwei Steinkrüge eingefangen, versiegelt und in den Grütgraben verbannt werden, und zwar an jene Stelle, wo das Bächlein einen kleinen Wasserfall bildet. Die beiden Geizkragen, die ihrer Lebtag nie genug Wasser bekommen konnten und solches noch wegstahlen, müssen also in alle Ewigkeit im Nassen liegen, bis sie erlöst werden. Der Weg von der Brandstätte bis ins Dorf wurde von da an «Chaibegass» genannt. Seit jenem Ereignis aber soll kein Mattenbesitzer es mehr gewagt haben, einem andern widerrechtlich das Wasser wegzunehmen.

267 VOM ALTEN KYM

Die ehemalige Mühle beim heutigen Altersheim gehörte einst der Familie Kym. Als vor vielen Jahren in Möhlin eine Hungersnot herrschte, ging es den Mehrlern gar schlecht. Nur der alte Kym besass gefüllte Scheunen. Wer nicht verhungern wollte, brauchte von seinem Getreide. So kam dem alten Kym ein teuflischer Gedanke. Er verlangte für den Laib Brot eine Are Land. Dies führte dazu, dass er bald alle Grundstücke rund um Möhlin besass. So war er bald der reichste Möhliner.

268 DAS GESPENSTERHAUS

Im Haus von alt Friedensrichter Waldmeier an der Bahnhofstrasse soll es Poltergeister gegeben haben. Wenn man die Haustüre schloss, fingen sie an zu wirken; sie hätten gerumpelt und gepoltert. Öffnete man jedoch die Türe wieder, so hörte der Lärm sofort auf. Mein Grossvater mag sich noch gut daran erinnern, dass die Türe am Friedensrichter-Haus stets offen stand.

269 DAS KÖNIGSGRAB

Als die Schweden im Dreissigjährigen Krieg Rheinfelden belagerten, bestatteten sie ihre Toten in Massengräbern auf dem grossen Feld, das zwischen dem Sonnenberg und dem Möhliner Wald liegt. Dort ruhen sie noch heute. Unter ihnen befindet sich auch das Grab des Königs. Wer es findet, dem gehören alle Schätze aus Gold und Edelsteinen, die dem Toten beigegeben worden sind. Der Wert dieser Kleinode ist so gross, dass damit die Gemeinde Möhlin auf ewige Zeiten steuerfrei gemacht werden könnte. Schon oft wurde darnach gesucht, aber noch niemand hat es gefunden.

a) Es lebte einmal im Dorfe Riburg ein Mädchen, das mit einem jungen Burschen verlobt war. Doch eines schönen Tages verliebte sich der Bursche in ein anderes Mädchen. Ob der Untreue seines Geliebten wurde das Mädchen so traurig, dass es beschloss, das Dorf zu verlassen. Es wanderte in Richtung Wallbach. Doch in dem damals sehr dichten Walde verirrte es sich und wusste plötzlich nicht mehr, wo es sich befand. Es irrte immer im Kreise herum. Alle Hilferufe verhallten ungehört. Vor Angst und Herzeleid weinte das Mädchen gar bitterlich. Es weinte so sehr, dass ein kleiner See entstand, und schliesslich starb es. Noch heute, wenn



es stark regnet, bildet sich dort ein kleiner See, Breitsee genannt. Jedesmal, wenn der Seespiegel stieg, behaupteten die Leute, das Breitseemaitli habe wieder geweint.

b) In der Gegend, die heute Breitsee heisst, soll in früherer Zeit ein Schloss gestanden haben. In diesem Schlosse wohnte ein wilder, rauher Ritter mit seinem jungen und schönen Weibe. Eines Tages stritt sich der Ritter mit seiner Frau. Er geriet in solchen Zorn, dass er seine Frau erschlug. Seine Schwiegermutter, die ebenfalls im Schlosse wohnte, jagte er gleichzeitig in die rabenschwarze Gewitternacht hinaus. Die so schmäählich verstossene alte Frau verfluchte ihren Schwiegersohn samt dessen Schloss. Da tat sich die Erde auf, und das Schloss verschwand spurlos. An seiner Stelle aber entstand ein See, Breitsee genannt.

Der Geist der schönen Schlossherrin aber erscheint heute noch zu gewissen Zeiten im Forstzelgli den Leuten in der Nacht als Irrlicht. Es gibt Leute, die behaupten, der Schlossherrin — dem Breitseemaitli — begegnet zu sein.

c) Die sumpfige Waldgegend zwischen Wallbach und Möhlin, welche Breitsee heisst, war einst wirklich ein See. Rings um seine Ufer war futterreiches Land, und heiteres Laubgebüsch spiegelte sich in seinen klaren Fluten. Dort hielt sich das Breitseemaitli auf. In österreichischen Zeiten, als es noch üblich war, die Herden in die Wälder zu treiben, waren die Weidbuben ganz vertraut mit dieser Jungfrau. Oft, wenn sie aus einem Mittagsschlummer erwachten, lag das Mädchen arglos mitten unter ihnen. Am Abend begleitete sie die Herden auf dem Heimweg oft bis an den Rand des Forstes. Meist trug sie einen Schinhut, wie er vor Zeiten in dieser Gegend üblich war, und weisse oder grüne Schürzen. Manchmal aber sah man sie mit flatternden blonden Haaren, in denen ein Kranz von frischen Feldblumen lag. Geredet hat sie niemals.

Vor Jahren begegnete sie einmal einem Burschen von Möhlin, der im Forste Leseholz suchte. Sie trug ein Kleid mit Mieder und eine seidene Schlaufe im Haar, wie es die Fricktaler Mädchen früher trugen. Am Arm hing ihr ein verdeckter Armkorb. Sie winkte dem Burschen schweigend mit süssem Lächeln. Er folgte ihr, konnte sie aber nie ganz erreichen. Plötzlich war sie verschwunden. Ein Unwetter brach herein, und der Bursche konnte nur mit grösster Not den Heimweg finden. Hätte er ihr drei Brosamen, von denen er eine ganze Menge im Sack hatte, in das Körbchen geworfen, so wäre die Jungfrau erlöst gewesen, er selber aber ein reicher Mann geworden.

Das Breitseemaitli ist der Geist einer Braut, die vor Zeiten an dieser Stelle nach der Hochzeit ermordet und im See versenkt wurde.

Ein junges hübsches Mädchen mit langen braunen Zöpfen ging über das Feld. Es trug einen langen Rock mit einem Mieder, eine kurzärmelige weisse Bluse und eine weisse Schürze. In der Hand hielt es einen Strauss Margriten.

Wie es so über das weite Feld schlenderte, trat ihm plötzlich ein Bursche in den Weg. Er fragte das Mädchen, ob er es einmal treffen dürfe. Das Mädchen willigte ein, und ein paar Tage später kamen die beiden an einer Kreuzung im Oberdorf zusammen. Von nun an trafen sich die beiden immer wieder. Der Bursche schenkte dem Mädchen ein Kreuz. Doch eines Tages verlangte er es zurück. Das Mädchen jedoch weigerte sich, es herzugeben. In seinem Zorne drang der Bursche auf das Mädchen ein und erschlug es.

Noch heute steht an der Stelle dieser Untat ein Kreuz. Die Leute nennen es das Meidtligips-Chrüz.

272 DER SCHWARZE TOD IN RAPPERTSHÄUSERN

Vor langer Zeit wütete im Dörflein Rappertshäusern unterhalb Wallbach die Pest. Immer mehr Leute wurden vom Schwarzen Tod angesteckt, und zuletzt starb das kleine Dorf aus bis auf eine Mutter und ihre Tochter. Ihnen gehörte jetzt der ganze Bann, Wald, Feld und Wiesen. Aber sie hatten Angst, so allein im ausgestorbenen Dörflein zu bleiben. Sie suchten zuerst Schutz in einer Hütte am Breitsee. Dann wandten sich die beiden an die Möhliner Bevölkerung, um ins Bürgerrecht aufgenommen zu werden. Die Möhliner liessen sie jedoch nicht ins Dorf, weil sie befürchteten, die Fremden brächten die Pest mit, die man eben aus Möhlin glaubte vertrieben zu haben. In Rheinfelden hatten die beiden Glück und wurden aufgenommen. Darum gehört heute ein Teil des Forstes der Gemeinde Rheinfelden.

273 DER SEE IM SONNENBERG

Noch um die Mitte des letzten Jahrhunderts erzählten alte Leute von Möhlin und Umgebung viel von einem See, der sich im Innern des Sonnenberges befinde. Man befürchtete seinen plötzlichen Ausbruch mit seinen schlimmen Folgen. Zur Nachtzeit, wenn alles ruhig war, vernahmen sie aus diesem Berge her oft ein inneres Brausen und Tosen.

Als vor Jahren jüngere Leute aus dem Dorfe Zeiningen, welche Steinkohlen aufzufinden hofften, auch an diesem Berge eine Schürfung begannen, erwartete man davon im Tale die gefährlichste Katastrophe. Ja, im benachbarten Elsass sogar meinte man, der losbrechende See werde in den Rhein stürzen und diesen überfüllen und ihn mit seinen Fluten über die ganze Landschaft hintreiben. Zur Verhütung eines solchen Unglückes soll man damals einen eigenen Bettag gestiftet haben.

Anmerkungen

264 S: Heini Kunz, Bezirkslehrer, Möhlin, Volkssagen aus Möhlin und Umgebung (2), in: «Kontakte», Beilage zum «Anzeiger für das Möhlin- und untere Fricktal», 1972. E: Schüler der Bezirksschule Möhlin.

Vgl. Nr. 149 (Wittnau), Nr. 155 (Wölflinswil), Nr. 253 (Magden) und Nr. 302 (Hellikon).

265 a) FS 118 ff., nach R. II/137 ff. Auch mdl. Überlieferung. E: H. R. Burkart, Pfarrer, Wallbach. Malter, siehe Anm. zu Nr. 234.

1 Viertel Land = 9 a.

1 Mass, altes Getränkemass, ca. 1,5 l.

Verbannung in den Spitzengraben: Der Bönistein, ein mächtiger Felsklotz, bekannt als Magdalénien-Jägerrastplatz, liegt auf Zeininger Boden.

1847, Sonderbundskrieg, Badische Revolution 1848/49.

Fritz Böni erscheint den heimkehrenden Teilnehmern seiner Beerdigung am Fenster seines Hauses als höhrender Geist, wie der Kinzhaldenjoggeli in Kaisten (Nr. 35).

Zur Fritz-Böni-Sage schreibt Karl Schib in seiner Geschichte des Dorfes Möhlin, 141: «Die gotischen Steinhäuser des 16. und des beginnenden 17. Jahrhunderts sind der Ausdruck der Wohlhabenheit... Es mochte vorkommen, dass ein Strohhausbewohner angesichts der stolzen, mit Treppengiebeln gekrönten Steinbauten sich misshütende Gedanken über sein Dasein auf der Schattenseite des Lebens machte und sich fragte, ob es bei den reich gewordenen Mitbürgern immer mit rechten Dingen zugegangen sei. In dieser Stimmung wurzelt wohl die Fritz-Böni-Sage.»

b) S: Andreas Bircher, a. a. O. 60. Obwohl der Name des Mannes nicht genannt wird, handelt es sich um eine Variante der Böni-Sage (Geizhals, Ofen mit Blutleck).

c) E: Karl Wunderlin, geb. 1901, pens. Galvaniseur, Möhlin, 1977. S: Werner Brogli, Sekundarlehrer, Möhlin. Aufgeschrieben von Daniel Häsler und René Moosmann, Schüler der 4. Kl. Sekundarschule Möhlin.

d) E: Hans Herzog, geb. 1904, pens. Mechaniker, Möhlin, 1977. S: wie c. Aufgeschrieben von Andreas Mahrer und Daniel Walser, Schüler der 4. Kl. Sekundarschule Möhlin.

266 E: Schülerin der Sekundarschule Möhlin. S: Heini Kunz, a. a. O., 1970. «Die Beeinflussung durch die Böni-Sage ist unverkennbar» (Kunz, a. a. O.).

Chleigrütgraben, siehe LK 1048 (Rheinfelden) 1982.

Chaibegass, führte in den Chaibegrabe, wo verendete Tiere begraben wurden (Chaib = Tierleichenam). Der Tierfriedhof befand sich in der Umgebung der Flur Breite (Schib, a. a. O. 148).

267 E: Franz Gasser, geb. 1905, Möhlin. S: Werner Brogli, Sekundarlehrer, Möhlin. Aufgeschrieben von Dominik Jeisy und Markus Waldmeier, Schüler der 4. Kl. Sekundarschule Möhlin.

268 E: wie Nr. 265 d). S: wie Nr. 267. Aufgeschrieben von Andreas Mahrer, Schüler der 4. Kl. Sekundarschule Möhlin.

269 FS 114. Mdl. Überlieferung.

270 a) E: Schüler der Bezirksschule Möhlin. S: Heini Kunz, in: «Kontakte», Juli 1970.

Der Breitsee, ein stattlicher Weiher, liegt im westlichen Oberforst. Andere erzählen, «das Mädchen habe sich nach dem Tode seines Bräutigams aus Verzweiflung in die Fluten des Breitsees gestürzt. Seltsamerweise sei es aber nie gefunden worden. Der nicht zur Ruhe gekommene Geist des Mädchens habe sich dann jeweils am Weihnachtsabend bemerkbar gemacht, indem er den Weg vom Breitsee zum Friedhof Möhlin und wieder zurück habe gehen müssen» (H. Kunz).

b) E: Schüler der Bezirksschule Möhlin. S: wie a).

Forstzelgli, etwa 500 m südl. des Breitsees.

Irrlicht, auch Irrwisch, hüpfende Flammenerscheinungen, die besonders in sumpfigen Gegenden vorkommen, vom Volke früher als Geister gedeutet.

c) FS 120, nach R. I/149. Auch mdl. Überlieferung.

271 E: Schüler der Bezirksschule Möhlin. S: wie Nr. 270 a).

Heini Kunz bemerkt zu dieser Sage: «Das Meidtligipschrüz» ist kaum als echte Sage anzusprechen. Vielmehr vermutet man nun, dass die Sage aus einem durch Volksetymologie verstümmelten alten Flurnamen hervorgegangen ist. Karl Schib weist in seinem Möhlinbuch darauf hin, dass die Gegend des heutigen Meidtligipschrüz bereits 1562 als Meidtlin Gipf belegt ist (Gipf muss wohl im Sinne von Gipfel, Höhe verstanden werden). Nachdem in dieser Gegend ein Kreuz errichtet worden war, erhielt dieses den Namen Meidtligipschrüz. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass dieser vergewaltigte und nicht mehr in seinem ursprünglichen Sinne verstandene Name die Phantasie des Volkes zu allerhand wahrscheinlichen und unwahrscheinlichen Deutungsversuchen angeregt hat. Oder haben diejenigen recht, die die Errichtung eines Kreuzes an dieser Stelle als Mahnmal für eine tatsächlich da verübte Untat verstehen wollen?»

272 Mdl. Überlieferung. E: Schüler der Bezirksschule Möhlin.

S: H. Kunz, in «Kontakte», Januar 1972.

Zur *Lage des Bannes Rappertshäusern*, das in unbekannter Zeit abgegangen ist, schreibt August Heitz, a. a. O., S. 232: «In der Gemarkung Möhlin, nordöstlich des Dorfteiles Riburg, im Unterforst zwischen dem Rhein und dem Oberforst, war einst eine kleine Siedlung mit einem eigenen Bann, Rappertshäusern, in einem Gebiet, das heute von einem weiten Wald bedeckt ist. In der Lk. (Bl. 1048) liest man den Namen am Rheinufer. Der Bann lag aber im heutigen Forstgebiet Frauenhölzli-Vogelsang, vorwiegend links des Waldweges von Riburg nach Wallbach um den Oberforst herum. Noch sind (1939) rund 40 Bannsteine mit den Buchstaben RAP und teilweise mit dem Datum 1602 erhalten, die im dunklen Forst kaum auffindbar sind.»

Vgl. Nr. 277 (Wallbach).

273 Rochholz, Nachlass (StAA). E: Th. Studer aus dem Fricktal (Ort nicht genannt). Vgl. Nr. 41 (Ittenthal).

Im Gemeindebann Zeiningen wurde von 1850 bis 1889 nach *Steinkohle* geschürft. Siehe Carl Disler, Die Steinkohlenbohrversuche bei Zeiningen, in Wallbach und Mumpf im letzten Jahrhundert. In: «Vom Jura zum Schwarzwald» Jg. 26, 1951.

Sieben Jahre hintereinander hatte in Wallbach der Hagel geschlagen; man erinnerte sich noch, dass vor dieser Unglückszeit ein Specht mit scheckigen Füßen auf dem Kirchtürmlein gesehen worden war.

Jetzt kam wieder ein solcher Vogel; er hatte ein rotes und ein gelbes Bein. Der Odjokeb lud gleich sein Gewehr. Er war ein alter Quacksalber und verstand sich auf geheime Künste. Diesmal traf er nichts; aber in derselben Zeit fiel im entfernten Dorfe Zeiningen die Heuelschneiderin mitten in der Gasse um, und die Leute, die sie aufheben mussten, wunderten sich, dass sie an einem Bein einen roten Wälderstrumpf, am andern aber einen gelben trug. Man zog ihr die Strümpfe ab; da fand sich's, dass ihr das Bein entzweigeschossen war.

275 DER GRÜNE REITER

Alljährlich reitet ein grün gekleideter Mann mit rotem Federbusch auf einem schwarzen Pferde vom Kloster Olsberg her bis nach Wallbach und von da über die Furt nach Badisch-Wallbach bis zum Stechehörnli-See. Wer ihm begegnet, muss einen ganzen Korb voll Knochen aus dem Beinhaus in den Rossstall des eingegangenen Klosters werfen; am Morgen ist nichts mehr davon übrig. In Wallbach aber müssen zu gleicher Zeit alle Türen eines gewissen Hauses die Nacht durch offen stehen. Als sich einmal eine junge, von auswärts eingeeheiratete Bäuerin dem Gebrauche widersetzen wollte, hörte man zuerst den Ruf:

*«Flieh, flieh bhend,
ass dich niemer gschänd!»*

Da sie jedoch nicht aus dem Hausgang wich, wurde eine mächtige Dornenlast krachend über sie hinweggezogen, und die Narben davon blieben ihr zeitlebens im Gesicht. Im Hausgang aber lag frischer Rossmist.

276 FINSTERGÄSSCHEN

Von Wallbach nach Zeiningen geht ein einsamer Weg, das Finstergässchen. Dort ist es nicht geheuer. Wer zur Nachtzeit dort vorbeikommt, kann von Spukgestalten belästigt werden. Plötzlich versperrt ihm ein mächtiger Laubsack den Weg und wälzt sich vor den Füßen hin und her. Wer den Mut hat, stille zu stehen und ihn zu öffnen, der findet ebensoviele Taler als Blätter darinnen stecken. Einst schritt ein Wallbacher auf diesem Wege in später Stunde seinem Heimatdorfe zu, da kam ihm im Finstergässchen von ferne eine schöne Jungfrau entgegen und bot ihm ein Röschen an. Diese unerwartete Freundlichkeit aber brachte den guten

Mann in Angst. Er floh, wurde dann darüber ruhelos und erzählte das Erlebnis zuletzt seinem Pfarrer. Dieser tat recht ungehalten darüber, dass der Mann diese Blume verschmäht habe. Er hätte damit zu allen im Boden vergrabenen Schätzen gelangen können.

277 DAS AUSGESTORBENE DÖRFLEIN ABBIZÜS

Gegenüber der Einmündung der Wehra in den Rhein liegt, rings von Tannenwald umgeben, ein schöner Strich Laubholz. Hier lag das Dörfchen Abbizüs, das mit in die Fricktaler Landschaft gehörte, in der Pestzeit aber ausstarb und nun ganz vom Erdboden verschwunden ist. Von sämtlichen Einwohnern des Dörfchens hatten nur zwei ledige Weibsbilder die Seuche überlebt. Diese wendeten sich an das Nachbardorf Wallbach, um hier ins Bürgerrecht aufgenommen zu werden, und boten als Einkunftssumme den ganzen Gemeindebann an, der ihnen, als Überlebenden, anheimgefallen war. Aber die Wallbacher fürchteten sich nicht nur vor der Pest, welche mit den Fremden zu ihnen kommen möchte, sie wollten auch die Zahl ihrer eigenen unverheirateten Mädchen nicht noch um zwei vermehren und wiesen also die beiden ab. Diese begaben sich nun in das nächste Dorf Möhlin und drangen hier mit ihrem Begehren durch. Kaum waren sie eingebürgert, so brach auch in Wallbach die schreckliche Seuche aus und raffte die ganze Bevölkerung bis auf eine einzige Haushaltung hinweg. Auch nach Möhlin kam das Sterben, doch gelobten die Bewohner, eine Kapelle bauen zu lassen, und die Krankheit hörte auf. Seitdem ist der Waldbesitz des Dorfes Möhlin so ausgedehnt, dass er bis auf eine Viertelstunde ans Wallbacher Dorf reicht.

Mitten durch ihn zieht sich ein Fussweg, der sich nie bemoost oder übergrast. Er heisst das Totengässli. Auf ihm sind die zwei Jungfern von Abbizüs nach Wallbach und von dort nach Möhlin ausgewandert.

Anmerkungen

274 FS 121, nach R. II/165.

Heuel, Nachteule, dann Weib mit zerzausten Haaren.

Durch den Schuss wird die Frau als Hexe entlarvt; sie kann sich in Vögel verwandeln und Hagelwetter verursachen.

275 FS 121, nach R. I/193, stark gekürzt.

Über die Herkunft des Rosses mit dem grünen Reiter erzählt Rochholz: «Ein geringes Gewässer im badischen Wallbach nennt man Stechehörnlisee, ein Name, mit dem man auch die zahlreichen Belemniten, (Donnerkeile, Teufelsfinger, spitzkegelige, am stumpfen Ende hohle Hartteilreste ausgestorbener Tintenfische der Jura- und Kreidezeit) bezeichnet, die daselbst vorkommen und die in der Volksmeinung etwas Teuflisches an sich haben. Ein Bauer dieser Gegend hatte über Tag nicht genug geschafft und nahm mit einbrechender Nacht noch einmal die Schaufel zur Hand, um auf seine Wässermatten hinauszugehen und die Gräben zu reinigen. Dies verstösst gegen das Herkommen, denn man setzt sich mit nächtlichen Feldarbeiten dem Verdacht aus, man wolle seinen Matten auf Kosten der nachbarlichen einen Vorteil zuwenden, den man hinter dem Dunkel der Heimlichkeit verbergen müsse. Die Hausfrau warnte deswegen auch beim Fortgehen, und da es nichts half, so besprengte sie ihren Mann wenigstens noch mit Weihwasser. Er hatte draussen nicht lange gearbeitet, als er ein Ross weiden sah. Er ging darauf los, fasste es beim Mähnenhaar und schwang sich auf. Sogleich rannte es dem Stechehörnlisee zu. Beim letzten Absprung, den hier das Tier tat, fiel der Reiter am Ufer ab, während das Ross selbst in der Tiefe des Gewässers vor seinen Augen versank; aber eine gewaltige Mannsstimme rief ihm zu: «Da lägst du mit drinnen, hätte dir das Weib nicht ihr Chrüzischreiz vorgemacht.» Damit sollte des Weibes Bekreuzung und Besprengung mit Weihwasser verhöhnt sein. — Man sagt, dies sei jenes Ross gewesen mit dem grünen Reiter.»

276 FS 121 f., nach R. I/261.

277 FS 122, nach R. II/387.

Abbizüs, verstümmelte Form des Namens Rappertshüsern. Zur Lage des Dorfbannes, s. Anm. zu Nr. 272 (Möhlin).

Am Südabhang des Herrschaftsberges befand sich vor vielen Jahren eine grosse Höhle. Einmal, an einem düstern Tag, sah man daraus eine schwarze Rauchwolke aufsteigen, und bald darauf loderten mächtige Flammen gen Himmel, wie wenn der ganze Wald in Brand stünde. Erschreckt eilten die Leute herbei, um zu löschen, blieben aber plötzlich wie angewurzelt stehen. Unter dem Höhleneingang stand eine schwarze, fürchterliche Gestalt, eine mächtige Gabel schwingend. Aus Mund und Augen sprühte ihr das Feuer, und Funken stoben aus den zottigen Haaren. Als die Leute die Erscheinung betrachteten, fuhr vom Berg her ein tosender Erdrutsch herunter und deckte Mann und Feuer zu. Die Zuschauer bekreuzten sich und schlichen eilig davon. Das sei der Teufel selber gewesen, erzählte man nachher im Dorfe, denn dort sei das Tor zur Hölle. Seither nennt man die Flur dort allgemein d Hell.

279 DER GEIST IM EICHENHÖLZLI

Als in den neunziger Jahren des 18. Jh. die Franzosen das Fricktal besetzt hielten und dieselben von den Kaiserlichen bald darauf vertrieben wurden, blieb im Dorfe Zeiningen ein Franzose krank im Quartier zurück. Obgleich er in Feindesland war, wurde er dennoch von den Dorfbewohnern menschenfreundlich gepflegt. Da man sein Ende nahe glaubte, wurde der Ortspfarrer gerufen, um ihn mit den Tröstungen der Religion zu versehen. Der Pfarrer wollte auch sogleich bereitwillig dem Rufe folgen, was aber der Kranke lästernd von sich wies und alles, was die hl. Religion und deren Diener betraf, so beschimpfte, dass die Umstehenden sich entsetzten. Dabei rief er oft einen Namen aus, der ganz heidnisch wie «Waltörn» klang. Die Bemühungen des guten Pfarrers blieben erfolglos, der Kranke war so verstockten Herzens wie zuvor. Am folgenden Morgen starb derselbe und soll sehr ekelhaft ausgesehen haben, wie der Leichenbeschauer versicherte. Einige billig Denkende wollten ihm noch ein Plätzchen in einer Ecke des Friedhofes gönnen, aber die andern widersetzten sich, indem sie glaubten, es könne etwa ihrer Seligkeit zum Schaden gereichen, neben einem Heiden begraben zu liegen. So wurde die Leiche auf einem Karren nach dem Eichenhölzli, einem Vorsprung des Sonnenberges, gebracht. Der Ort war früher als Wasenplatz benutzt worden. Der Tote aber fand keine Ruhe im Grabe. Man sah ihn oft umherwandeln, besonders wenn Kriege oder Krankheiten im Anzuge waren. Seitdem aber dort die Eichen und das Gebüsch weggeräumt worden sind, ist er nie mehr gesehen worden.

280 DER SCHIMMELREITER

Vor Zeiten lebte in Zeiningen ein reicher, äusserst geiziger Mann. Täglich ritt er auf seinem Schimmel über seine Güter. Er liebte zu Zeiten der Not den bedrängten



Bauern Geld zu Wucherzinsen aus, und wehe ihnen, wenn sie nicht just auf den Tag zahlen konnten. Mit unbarmherziger Härte jagte er sie von Haus und Hof und nahm die Güter selber in Besitz. Fast der ganze Grundbesitz von Zeiningen war ihm so in die Klauen geraten. Als er sein Ende herannahen fühlte, packte ihn die Reue über sein ruchloses Leben. Es war zu spät. Er starb, und der Fluch der armen Leute folgte ihm übers Grab hinaus. Er wurde nicht wie ehrliche Leute auf dem Friedhof beerdigt, sondern man verscharrte ihn droben auf der Eggmatt, da, wo früher die vier Eichen standen. Seither reitet er jede Nacht auf einem Schimmel in der Geisterstunde rings um den Berg. Wenn die Glocke von Zeiningen ein Uhr schlägt, verschwindet er wieder.

281 WARUM DAS DORF SEINEN STANDORT GEWECHSELT HAT

Vor Zeiten lag Zeiningen da, wo sich heute der Scheibenstand befindet, in der sogenannten Bättelchuchi. Einmal herrschte im Dorfe die Pest. Ganze Familien fielen der schrecklichen Seuche zum Opfer. Überall in den Häusern und auf den Strassen lagen die schwarzen Leichen herum. Niemand war da, um sie zu beerdigen. Nur drei Personen blieben schliesslich von der Krankheit verschont, und diese zogen weg von der Stätte des Grauens und liessen sich dort nieder, wo heute das Dorf steht.

282 BÄTTELCHUCHI

In alten Zeiten kam einmal fremdes Volk in die Gegend. Dieses siedelte sich in der Nähe des heutigen Scheibenstandes beim Dorfe an. Von den Dorfbewohnern verlangten sie unter Drohungen Butter, Mehl und andere Lebensmittel. Dann buken sie und brieten, dass einem im Dorf drin der feine Duft in die Nase stieg. Wenn die Fremdlinge gesättigt waren, bogen sie die Äste der Haselbüsche nieder, tauchten die Blätter in den Teig und liessen diese wieder los, dann hing der ganze Strauch voll goldglänzender Küchlein. Als sie wieder fortzogen, kamen die Kinder und schnabulierten daran nach Herzenslust.

Andere Leute erzählen zwar, dies seien Bettler gewesen, die hätten mit den geschenkten Esswaren so sträflichen Übermut getrieben. Deshalb nannte man später den Ort Bättelchuchi.

283 NÄCHTLICHER FUHRMANN AUF DER MÖHLINER HÖHE

Auf der Möhlener Höhe, da wo das Strässchen nach Zeiningen abzweigt, ist es zu gewissen Zeiten nicht geheuer. Bald versperrt ein kohlschwarzer Hund den Weg, oder eine dunkle Gestalt, deren Umrisse man nur undeutlich erkennt, erschreckt

den nächtlichen Wanderer. Dann hört man wieder lästerliches Fluchen und Pferdegetrappel, obschon weit und breit kein Fuhrwerk zu sehen ist.

Das ist der ruhelose Geist eines Fuhrmannes, der für seine Untaten hier zu büßen hat. Vor Zeiten, als es weder Bahn noch Auto gab, fuhr ein Fuhrmann täglich mit Getreide über die Höhe nach Basel. Gewöhnlich hatte er für seine zwei Pferde zuviel geladen, und statt sich Vorspann zu nehmen, vertrank er lieber das Geld in einer Wirtschaft. So mochten seine zwei mageren Pferde die Last kaum auf der Ebene, geschweige denn bergauf zu ziehen. Da half denn unser Fuhrmann mit der Peitsche und seinem Fluchmaul wacker nach, bis einmal seine Pferde unter seinen Schlägen verendeten. Der Mann starb auch bald darauf und muss seither Busse tun für seine Untaten.

Vor Jahren war einmal in Möhlin eine Hochzeit. Am Nachmittag hatte man mit einem Wagen einen Ausflug rheinaufwärts gemacht und kehrte in später Nachtstunde über die Möhliner Höhe heim. Oben auf der Anhöhe bäumte sich das Pferd auf einmal kerzengerade auf und war nicht mehr vorwärts zu bringen. Vor ihm war eine nebelhafte Gestalt aufgetaucht und wieder verschwunden. Vergebens stieg der Bräutigam ab und fasste das Pferd am Zaum. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als über Zeiningen den Heimweg zu suchen.

284 DAS MÖHLINER LOCH

Vor vielen Jahren pflügte zwischen Möhlin und Rheinfelden ein Bauer seinen Acker. Vier Pferde zogen den Pflug. Nun wollte das Gespann auf einmal nicht mehr vorwärts. Da sagte der Fuhrmann freundlich zu ihnen: «In Gottes Namen geht!» Die Tiere aber gingen keinen Schritt vorwärts. Darüber wurde der Meister zornig und schlug sie mit der Peitsche; aber auch das nützte nichts. Da ergriff ihn der Jähzorn, und er rief: «So geht denn in Teufels Namen!» und in diesem Augenblick versank er mitsamt dem Pflug und den Pferden. An der Stelle blieb bis heute eine Vertiefung; obschon man sie schon manchmal ausfüllte, versank der Boden immer wieder. Diesen Ort nennt man seither «s Mehler Loch».

285 HILFE GEGEN SCHADENZAUBER

Über einen Versegner in Zeiningen berichtet der Pfarrer von Arisdorf (1602): «Etlich suchen bei demselben nit allein verlorener Sachen halber Rath, sondern auch, wenn sie nach gehaltener Hochzeit... bei ihnen selbe, wie sie es dofür halten, impotentiam befunden, wie verschiedene getan, die ihre ausgezauberte Mannheit ihres Erachtens in Zeiningen wieder geholt.»

Vor über zweihundert Jahren herrschte in Zeiningen unter dem Vieh eine schreckliche Seuche, die Pest; darunter litten die Bauern grossen Schaden, denn alle befallenen Tiere mussten abgetan werden. Ausserhalb des Dorfes wurden in der Eile Holzställe errichtet, wo man die noch gesunden Rinder unterbrachte. Dort blieben einige Männer zu ihrer Wartung. In der Kirche aber beteten die Leute inständig zum heiligen Antonius, und die Krankheit hörte auf. Sein Fest wird seither besonders gefeiert.

Das an der Seuche verendete Vieh wurde in eine besondere Grube geworfen, und man nennt den Ort heute noch Chüeloch.

287 SANKT AGATHA HILFT

Am 16. Februar 1739, als der damalige Pfarrer Ferdinand Kramer das heilige Messopfer darbrachte, rief plötzlich jemand: «Feuer! Feuer! Es brennt im Oberdorf!» Voll Schrecken und Angst lief alles aus der Kirche; aber von einem Feuer konnte man nichts wahrnehmen. Als man sich nach dem Urheber des Feueralarms umsah, fand man ihn schlafend in einem Kirchenstuhl. Er wurde geweckt und später vor Gericht einvernommen, um sich über sein merkwürdiges Verhalten zu rechtfertigen. Er erzählte: «Zu Anfang des Gottesdienstes wurde ich so sehr vom Schläfe übernommen, dass ich bald tief einschlief. Da träumte mir: In einem kleinen Hause brach Feuer aus, das sich, von einem heftigen Winde angefacht, so schnell verbreitete, dass die Leimgasse und das Oberdorf in einer Viertelstunde in Flammen standen. Gegen vierzig Firste verbrannten, bis dem Feuer Einhalt geboten wurde. Vier Personen, die der gleichen Familie angehörten, kamen in einem Keller um, die fünfte aber wurde gerettet.» Mit Staunen hatten die Chorrichter ihm zugehört, konnten aber dem Gesagten keinen Glauben schenken, und der Ruhestörer wurde um ein Pfund Wachs bestraft.

Der Vorfall wurde bald vergessen, bis das neue Jahr und mit ihm der 16. Februar angebrochen war. Es war ein stürmischer Tag, die Leute fast alle in der Kirche, als in einem kleinen Hause Feuer ausbrach, das so schnell um sich griff, dass in kurzer Zeit die Leimgasse und das Oberdorf ein Flammenmeer waren, welches ein heftiger Ostwind noch verstärkte, so dass glühende Strohbande bis in die Nähe von Magden getrieben wurden. Die Häuser waren der Reihe nach abgebrannt, wie es jener träumende Mann vorausgesagt hatte. Auch fanden vier Personen in den Flammen den Tod; sie hatten sich in den Keller geflüchtet, in dem sich ein Brunnen befand, nämlich ein greises Ehepaar nebst ihrem Sohn und dessen Frau. Sie hiessen Johann Jeck und Margaretha Wunderlin, Anton Jeck und dessen Frau Maria Urben, welche vor kurzem ins Wochenbett gekommen war. Ihr Kind aber wurde wie durch ein Wunder aus den Flammen gerettet und samt der Wiege bis in die Bachteln getragen.

Dieses Wunder wurde vom frommen Glauben der Leute der heiligen Agatha, der Kirchenpatronin von Zeiningen, zugeschrieben, welcher man es auch verdankte, dass das Feuer sich nicht mehr weiter ausbreitete. Jemand hatte im Vertrauen auf sie Agathabrot in die Flammen eines erst angegriffenen Hauses geworfen, worauf das Feuer plötzlich erlosch.

Anmerkungen

278 FS 116. Mdl. Überlieferung.

Herrschaftsberg nennen viele Zeiningen — vor allem ältere Leute — den Zeiningerberg östlich des Dorfes. Früher war der Wald auf der Hochfläche Säckinger Klosterbesitz, deshalb die Bezeichnung Herrschaftsberg. Heute ist das Gebiet Staatswald.

d' Hell heisst das Gebiet am untersten Südabhang des Zeinigerbergs östlich der Terrassensiedlung, also im Gebiet des Wäldchens bei Koord. 632'800/265'800.

279 FS 114 f. S: J. E. Stocker, Zeiningen, in Rauracia 1860, 35.

Besetzung des Fricktals durch die Franzosen: 17. Juli 1796, der Rückzug begann am 9. Oktober unter dem Drucke einer österreichischen Armee.

Waltörn, bei seiner heftigen und lästernden Ablehnung alles Religiösen berief sich der sterbende Franzose vielleicht auf den französischen Schriftsteller Voltaire.

Eichenhölzli, abgegangener Flurname.

Wasenplatz, Schindanger, Ort, wo man die durch Seuchen verendeten Tiere verscharfte.

280 FS 115. Mdl. Überlieferung.

Egg oder *Eggmatt* nennt man das Gebiet bei Punkt 508 auf der Grenze Zeiningen/Maisprach. Die Sage erinnert in einigen Zügen an die Böni-Sage, siehe Nr. 265 (Möhlin).

281 FS 113. Mdl. Überlieferung.

Bättelchuchi, der Flurname ist heute noch gebräuchlich. Siehe auch Anm. zu Nr. 282.

282 FS 113. Mdl. Überlieferung.

Fremdes Volk, fahrendes Volk, Zigeuner, Heimatlose, Bettler usw. Ähnliches wird erzählt vom Heimatlosenplatz bei Anwil/Kienberg/Wittnau, siehe Nr. 152 b).

283 FS 115 f. Mdl. Überlieferung.

284 FS 116 f. Mdl. Überlieferung. Fricker reihte diese Sage unter Zeiningen ein. Sie gehört aber zu Möhlin.

285 BS 131 (Arisdorf).

286 FS 117. Mdl. Überlieferung.

Der *heilige Antonius* (um 251—356), Vater des Mönchtums, wurde als Patron der Tiere verehrt und bei Viehseuchen um Hilfe angerufen.

287 Rauracia 1860, 39 f. E: J. S. tent, Zeiningen.

Bachteln, Bachtalen, Lk 1:25 000, Bl. 1068, der untere Teil des Taleinschnittes zwischen Buechholden und Pt. 432.

Agathabrot, siehe Anm. zu Nr. 145.

Heidenhäuslein nennt man eine Zelge im Gelände des Fricktaler Dorfes Zuzgen. Die Erdmännchen, die hier wohnten, pflegten den Bauern, die über Nacht den Pflug auf dem Felde stehen liessen, einen Kuchen samt einem Messer drauf zu legen. Den Kuchen konnte man essen, das Messer musste man liegen lassen. Nach einem solchen Frühstück ging das Tagewerk doppelt gut von statten, und der Segen ruhte sichtbarlich auf dem Acker. Als der Bauer Kaister sich den unglücklichen Spass machte und das Messer nicht mehr zurückgab, blieben die Erdmännchen aus, und die schöne Zeit der Kuchen war dahin.

Man hat seit einem Jahrzehnt auf dieser Zelge zu verschiedenen Malen Heidengräber ausgepflügt. Die vorgefundenen Gerippe waren gross, von gutem Zahnbau, mit kriegerischen Ehren bestattet, denn ein jeder hatte dreierlei Schwerter zur Seite liegen, und am Ellenbogen des einen fand sich ein sogenannter Nabel, eine eiserne schalenförmige Einfassung, die als Schildbuckel diente. Zweierlei Lanzenspitzen aus Bronze und aus Eisen, Schnallen von verfaultem Riemenwerk und ein an beiden Enden zugespitzter Nagel von sechs Zoll Länge, in der Mitte mit einer Messingzwinge versehen, lagen dabei.

289 DAS FLURKREUZ BEI DER ZUZGER MÜHLE

Siehe Nr. 330 (Wegenstetten), dazu die Anmerkungen zu Nr. 330.

290 DER CHINDLIGRABEN

Noch im vorigen Jahrhundert erzählten die Eltern ihren Kindern auf die Frage, woher die kleinen Kindlein kämen: «In einer Felsenschlucht in der Waldung Plowei, die zum Dorfe Zuzgen gehört, ist der Chindligraben; hier ist eine mit einem Decksteine verschlossene Höhle, aus der man die neuen Erdenbürger herausnimmt.»

291 GOLDBRÜNNELI

Das Goldbrünneli steht an der Grenze zwischen Hellikon und Zuzgen. Es soll seinen Namen einer recht aufregenden Entdeckung verdanken: Bei einem Ochsen, der oft in diesem Brunnen getrunken hatte und in der Folge geschlachtet werden musste, hätten sich Goldkörner im Magen gefunden. Der Volksglaube hält immer noch daran fest, der Berg, von dem das Wasser des Brünneleins stammt, sei goldhaltig. Im Jahre 1850 wurde ein Grabungsversuch unternommen — allein, die erhoffte Entdeckung blieb aus.

Der Hungerbrunnen spendet gewöhnlich kein Wasser. Wenn er aber hervortritt, so erwartet das Volk Teuerung und Hungersnot. Der Wasseraustritt geschieht nur in nassen Sommern und bei Überschwemmungen. Deshalb liess sich früher bei seinem Austritt auf teure Zeiten schliessen.

Anmerkungen

288 E: August Frisch, Lehrer, Zuzgen (vor 1862), S: E. L. Rochholz, Naturmythen 127 f.

Erdmännchen: vgl. Nr. 293 (Hellikon) und Nr. 307 (Wegenstetten).

Heidengräber: In Zuzgen sind zwei frühmittelalterliche Fundorte bezeugt. In der Flur Heidehüsli fand man einen eisernen Reitersporn d. 7. Jh. (Streufund), in Niederhofen ein Grab, das Eisenfragmente und ein Halsband aus Glasperlen enthielt. Die Funde befinden sich im Fricktaler Museum, Rheinfelden. Siehe W. Drack, Schlussbericht über die Bearbeitung der ur- und frühgeschichtlichen Abteilung des Fricktalischen Heimatmuseums, Rheinfelden, in: «Vom Jura zum Schwarzwald» 21. Jg. 1946. Über die weiteren Funde, die Frisch erwähnt, ist nichts Näheres bekannt.

289 FS 113. E: wie 306 a). Das Kreuz besteht heute noch.

290 S: E. L. Rochholz, Steinkultus 14.

Ploweiel, Ploweil, Wald südöstl. des Dornhofes; dort ist der Kindligraben.

291 E: Schüler der Bezirksschule Möhlin aus Zuzgen, S: Heini Kunz, a. a. O. (1972). Vgl. Nr. 303 (Hellikon).

292 E: Schüler der Bezirksschule Möhlin aus Zuzgen, S: Heini Kunz, a. a. O. (1972).

Vor über hundert Jahren pflügte einmal der Rächehansjörli auf dem Neulig und liess am Abend seinen Pflug auf dem Felde stehen. Als er am andern Morgen wiederkam, um seine Arbeit fortzusetzen, war das ganze Feld schon umgepflügt, und auf dem Pflugsterz lag eine «Wäie» und dabei ein schönes goldenes Messerlein. Der Bauer verzehrte die schmackhafte Speise und steckte das Messerlein in den Hosensack, weil es ihm gar wohl gefiel.

Als er aber mit seinem Pflug heimzufuhr, hörte er aus einem nahen Hügel ein feines Singen:

*Rächehansjörli
het s Wäieli grässe,
het s Mässerli gnoh,
het s nümme meh brocht.»*

Seither sah man keine Erdmännchen mehr in der Gegend.

294 DIE ERDMÄNNLEIN IM HELLIKONER FLACHSFELD

Erdmännlein gingen durch ein Flachsfeld im Hellikoner Bann und meinten, sie gingen durchs Meer. Als sie drüben waren, wollten sie zählen, ob sie noch alle hätten, aber es fehlte ihnen immer eins, weil das Zählende sich selbst nie zählte. Da kamen sie zu einem Kuhfladen und wurden rätig, dass jedes zur Kontrolle die Nase hineinstecken müsse, damit man die Abdrücke zählen könne. Siehe da, es waren alle.

295 DIE KATHARINENHÖHLE

Auf dem linken Ufer des Talbaches, zwischen Hellikon und Zuzgen, erhebt sich der Neulig, ein Berg, dessen obere Höhe ein hübsches Fruchtfeld ist. Sein nördlicher, oft sehr steiler Abhang ist ein Buchenwald von vielen Kalksteinklüften und Höhlen durchzogen, die man früher für Wohnungen der Erdmännchen hielt; die Sage weiss nichts als Gutes von diesen Dingerchen zu erzählen. Sie waren äusserst dienstfertig, treu, den Menschen sehr gewogen und hüteten in ihren Höhlen reiche Goldschätze. Diese Sage war so tief in viele Gemüter gedrungen, dass vor vielen Jahrzehnten eine wohlhabende Bauersfrau von Hellikon, namens Katharina, auf den Gedanken kam, in den Höhlen und unterirdischen Wohnungen der Erdmännlein müsse eine Art von Seligkeit und himmlischer Wonne herrschen. Eines Abends war die Frau verschwunden; niemand konnte sich ihr Ausbleiben erklären. Es wurden vergebens Boten nach allen Richtungen ausgeschickt. Des andern

Tages kam ein Bannwart oder Waldhüter und meldete, dass er in der Buchhalde in einer der Höhlen eine menschliche Stimme gehört zu haben glaube. Jetzt erinnerte man sich, dass die verschwundene Frau oft mit grosser Vorliebe von jenen Höhlen erzählt hatte und wie es dort wunderschön zu wohnen sein müsse. Auf jener Stelle angekommen, hörte man nach langem Rufen ein klägliches Stöhnen aus der Tiefe, und man erkannte die Stimme der Frau. Eine Menge herbeigeeilter Leute aus Hellikon und Zuzgen mit Schaufeln und Pickeln fingen nun mit grosser Vorsicht zu graben an, denn man konnte ihr nur mit Hinwegräumung des Schuttes von oben beikommen. Grosse Vorsicht war nötig, um die unten Harrende nicht durch hinabrollendes Gestein vollends zu töten. Ein grosser Stein hatte sich unmittelbar über ihrem Kopfe verkeilt. In einer Tiefe von dreissig Fuss traf man die Beklagenswerte; auf dem Schosse trug sie noch Feuerzeug und Lichtstock, die sie von zu Hause mitgenommen hatte. Sorgfältig wurde sie hinausgehoben. In der Dunkelheit der Nacht war sie hier durch eine Felsenspalte vorgedrungen, bis der Boden unter ihren Füssen wich und sie in die Schlucht hinunterrutschte. Sie war äusserst leidend und schwach und musste auf einer Bahre nach Hause getragen werden, wo sie fünf Tage nachher den Geist aufgab. Seither ist dieser Ort die Katharinenhöhle genannt worden.

296 DIE WABRIGHEXE

In Hellikon wohnte einst eine alte Zauberin und Wahrsagerin. Sie braute Tränklein und bereitete geheimnisvolle Salben, die sie in einem alten Kasten aufbewahrte. Einst zur Erntezeit war sie auf dem Wabrig mit Ernten beschäftigt. Die Garben lagen gebunden da. Der Knecht ging heim, um den Wagen zu holen. Vorerst wollte er ihn aber noch schmieren. Er holte aus dem alten Kasten einen Topf und strich die Salbe an die Achsen der Räder, in der Meinung, es sei Wagenschmiere. Dann ging er in den Stall, um das Vieh anzuschirren und anzuspannen. Als er aber mit den Kühen herauskam, war der Wagen fort. Er hatte sich von selbst fortbewegt, war auf den Berg hinaufgefahren und kam zum Erstaunen der alten Frau ohne Vieh auf dem Acker an. Der Knecht kam in Eile gelaufen. Bestürzt fragte ihn die Frau, was mit dem Wagen gegangen sei. Der Knecht erzählte, er habe bloss die Räder geschmiert. Da erkannte die Frau, dass er von ihrer Hexensalbe genommen, und machte ihm bittere Vorwürfe. Von da an war es vorbei mit der Hexerei, sie war verraten. Der Berg aber hiess von der Stunde an der Wagenberg oder Wabrig.

297 DAS DORFTIER

Alte Leute erzählten noch um die Mitte des letzten Jahrhunderts, dass die Wabrighexe nach ihrem Tode zur Strafe für ihre Übeltaten, die sie an Mensch und Tier verübt hatte, in ein nächtliches Untier verwandelt worden sei. Es liess sich zu spä-

ter Stunde bald hier, bald dort in mancherlei Gestalt im Dorfe Hellikon sehen und war unter dem Namen Dorftier bekannt. Es soll sich besonders nachts heimkehrenden Leuten quer über Brücken und Stege gelegt und sie mit feurigen Augen angeglotzt und erschreckt haben. Man musste über das Tier hinwegschreiten, dass einem nichts Übles geschah; dann plumpste es mit grossem Geräusch ins Wasser und war nicht mehr zu sehen.

Einst machte sich ein älterer Mann aus Hellikon zu nächtlicher Stunde auf den Heimweg. Als er einen schmalen Bachsteg überschritt, stolperte er ahnungslos über das Dorftier und fiel in den hochgehenden Bach, worauf das Untier selber in das Wasser plumpste und verschwand. Der Mann hatte Glück; ein junger Bursche kam gerade des Weges, zog den zitternden Mann aus dem Bache und brachte ihn wohlbehalten nach Hause.

298 DER ZAUBERER HANS KOSCHEWITZ

Das Wirtshausschild zum «Ochsen» befand sich vormals an einem grossen Bauernhofe auf der Anhöhe, eine Viertelstunde vom Dorfe, in der Fürstenzelg. Als man später das Haus abriess und den Platz säuberte, wurde der Dachstuhl ins Dorf hinab gebracht und soll heute noch stehen. Dort oben konnte man um geringen Preis essen und trinken und sich lustig machen. Und wollte zur Fasnacht oder Kirchweih ein Bursche sein Mädchen zum Tanze führen, so brachte er sie hinauf zu Hans, von dem man sich zwar allerlei Unheimliches erzählte, der aber stets die besten Musikanten und das schmackhafteste Wildbret hatte.

Eines Tages kehrte ein Korbmacher dort ein und setzte sich, während der Wirt in den Keller ging, den Schoppen zu holen, an ein offen daliegenes Buch. Zufällig traf er gerade auf die Stelle, welche die Formel des Festbannens beschrieb, und gleich flog ein grosser Vogel durchs Fenster und setzte sich auf die Ofenstange. Der Lesende war noch nicht zu Ende, als ein zweiter Vogel, ebenso weiss wie der andere kohlschwarz, hereinflatterte, und noch bevor das Blatt umgeschlagen war, rauschte ihm ein grüner über den Kopf weg und setzte sich zu den andern. Nun aber stürmte auch Koschewitz wütend zur Türe herein und rief: «Kein Wunder, dass es mich kratzt und hackt!» Er riss dem Gast das Buch aus den Händen, las die gleiche Stelle rückwärts, und gleich wie sie gekommen, schwirrten die Vögel nacheinander wieder zum Fenster hinaus.

Darin lag aber die ganze Kunst, wie es ihm möglich war, die berühmtesten Braten in der ganzen Umgegend zu haben. Er las nur ein Gesätzlein, und wie er es wünschte, kamen gleich Fasan und anderes Gewild ihm ins Haus; pirschten aber die Jäger in dieser Gegend, so kamen sie den ganzen Tag nie zum Schuss; denn aus der weitesten Ferne hatte Hans alles Gewild in einen engen Kreis zusammengetrieben, so dass im Walde kein Schwänzlein mehr zu finden war. Dafür hassten ihn aber die Jäger und Bannwarte nach Noten und verfolgten ihn an allen Ecken und Enden.

Er hatte sich einmal einem Kameraden zuliebe hinaus gemacht und deutete diesem just auf einen Rehbock, um ihm die Freude des Schusses zu lassen, da stand unversehens der Bannwart vor ihnen und wollte sie gefangennehmen. «Stell dich hinter mich!» rief Hans, und der Bannwart schritt an ihnen vorüber, ohne sie zu sehen.

Ein andermal stand er so dicht vor dem plötzlich aus dem Busch heraustretenden Jäger, dass ihm nichts übrig blieb, als sich in einen dünnen Stock zu verwandeln. Allein der Grünrock kannte die Schliche des schlaun Hexenmeisters, setzte sich gelassen auf den Stock nieder, putzte seine Tabakspfeife mit der Messerahle aus und liess diese beim Weitergehen wie aus Vergessenheit mit der Spitze tief im Stocke stecken. «Bald hätte ich den Flegel heruntergeschleudert», erzählte nachher Koschewitz, «als er mir seinen Pfeifenräumer zu tief in den Kopf stach.»

299 DIE WIDENEICHE BEI HELLIKON

a) Noch in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts stand beim Kohlplatz am Widenweg ein mächtig grosser Eichbaum. Alte Leute erzählten, dass dieser schon zur Heidenzeit gepflanzt worden sei. Mit Ehrfurcht betrachtete man den Riesen, da man glaubte, dass eine geheime, strafende Kraft in ihm wohne. Der Wanderer, der nachts zur Geisterstunde vom Baselbiet herkam, ging nur mit stillem Schauer an dem Baume vorüber, wusste er doch, wenn er den dreibeinigen Hasen um den Stamm herumhüpfen sah, dass ihm ein Unglück bevorstand. Wer den Hasen bemerkte und sich nicht bekreuzte, war wie gebannt und fiel nach einigen Augenblicken aufs Gesicht zu Boden. Bange Minuten blieb er liegen, bis er sich wieder aufraffen konnte. Hut und Stock im Stiche lassend, eilte er schweiss- triefend heim. Am Morgen erwachte er mit einem geschwollenen Kopf.

Im Sommer getraute sich niemand, bei einem Gewitter unter der Wideneiche Schutz zu suchen. Das Ächzen und Stöhnen in der Baumkrone liess nichts Gutes ahnen; denn wie ersichtlich hatte der Heidengott den Donnerkeil mit dem rächenden Strahl schon mehrmals in den Baum fahren lassen.

Unter der Heideneiche, wie sie auch genannt wurde, hatten früher Zigeuner und fahrendes Volk das Stelldichein. Da braute die braune Fee den Zaubersrank für ihre Hexenkünste. Da war auch der Ort, wo der alte Jägerhansjörli in der Christnacht seine treffsichern Kugeln goss.

So kam die heilige Nacht einst wieder. Alle Häuser im Dorf waren erhellt vom Glanze der Weihnachtskerzen. Gläubig zogen zur mitternächtlichen Stunde Väter und Mütter hinauf zur Kirche nach Wegenstetten. Unser Jägerhansjörli hatte andere Gedanken. Die Jägerei ging ihm über alles. Mit Jagdgerät, Giesszange und Blei zog er, als droben in der Kirche die Glocken zur Christmette riefen, hinaus zur Wideneiche. Da zündete er sein mitgebrachtes Osterscheit an und bereitete in einem Pfännchen flüssiges Blei, das er beim Unterschlagen der hl. Wandlungsglocke in die Formen goss. Aber! — Schauriges Geheul durchfuhr

plötzlich die Waldesstille, krächzend und wimmernd erschallte es durch die Baumkronen. Eine Meute wilder verstümmelter Tiere kam dahergerannt, ein halber Hirsch, blutende Füchse und Dachse, ein dreibeiniger Hase und zuletzt ein halbes Wildschwein, auf welchem der Tod in weissem Gewande mit der mähen-den Sense sass. «Hansjörli, was machst du?» erscholl eine Stimme. «Deine Kugeln treffen nicht mehr! Hier siehst du die armen Tiere, die du in deinem Leben gequält hast, nun fordere ich heute noch als Tribut deine Seele.» Der arme Mann war sprachlos. Nachdem er sich vom grössten Schrecken erholt hatte, schleppte er sich halb gelähmt in Furcht und Angst nach Hause, und als er daheim die Türschwelle überschritt, fiel er ohnmächtig nieder. Er phantasierte die ganze Nacht, und beim Morgengrauen des Christfestes schrie er auf einmal laut auf: «Der Sen-senmann holt mich!» Hansjörli's Augen erloschen für immer. Der dreibeinige Hase hütet aber seither nachts den Platz, wo der alte Jäger einst in der Christnacht seine Kugeln goss, und bereitet jedem Furcht, der sich ihm nähert.

Die Wideneiche ist alt und morsch geworden, aber niemand wollte sie fällen, denn man ahnte bei dieser Arbeit nichts Gutes. Beherzte Männer haben vor vielen Jah-ren den Riesenbaum aber doch zu Fall gebracht, sie sind seither gestorben, nur den dreibeinigen Hasen wollen Furchtsame auf ihrem Heimweg vom Baselbiet zeitweise noch gesehen haben.

b) Man sagt: Wenn einer in der Weihnachts- oder Silvesternacht Kugeln giesst, dann fehlt er kein Wild. So ging ein alter Jäger von Hellikon in einer solchen Nacht ins «Tal» hinaus und goss Kugeln um Mitternacht. Als er die Kugeln gegossen hatte, sah er einen auf einem halben Reh und einen auf einem halben Hirsch und einen dritten auf einer halben Sau und hinterdrein kam der, welcher links mäht, der Tod. Der Mann ging heim, legte sich ins Bett und starb morgens vor Schrecken.

300 DER HÜBELHANS AUF DEM NEULIG

a) Der prächtige Buchenwald auf dem Neulig hatte ehemals zum Dorfe Zuzgen gehört, und das seit undenklichen Zeiten, dass darüber keinerlei Urkunde mehr in der Gemeinde zu finden war. Nun geschah es aber schon frühzeitig, dass dieser Wald dem Nachbardorfe Hellikon in die Augen stach, denn der Holzmangel, an welchem es zu leiden hatte, und das bare Geld, das man für jeden Stamm Bauholz hingeben musste, war dort je länger je schwerer empfunden worden. Klagten nun die Hellikoner einander ihre Not, so gebärdete sich allemal der Hübelhans am ärgsten dabei. Das war ein Geizhals und Nimmersatt, und obschon er als ein acht-zigjähriger Mann bereits mit einem Fusse im Grabe stand, scheute er sich doch nicht der frechen Behauptung, wie er noch gar wohl der Zeit sich zu erinnern wisse, da der Neuligwald nach Hellikon gehört habe. Dieses lügnerische Wort pflegte er so oft im Munde zu führen, dass man ihm zuletzt ganze hundert Gulden zusagte, wenn er die Sache zum Rechtsstreite zu bringen vermöchte; und dagegen

verschwur er sich, die seinigen sollten den Wald haben, wenn er auch selber immer und ewig drinnen geistern müsste. Gleich im folgenden Spätherbst, da die Zuzger ihr Holz im Neulig schlagen wollten, legten die Hellikoner dagegen ein Verbot ein. Jetzt handelte es sich von beiden Seiten um Aufbringung rechtskräftiger Beweise. Allein Zuzgen hatte zu seinem Unglück kein anderes Beweismittel als die Aussagen seiner bestandenen Männer, und diesen konnte Hellikon seinen einen Hübelhans entgegenstellen, welcher der älteste Mann in beiden Gemeinden zugleich war. So blieb nichts anderes übrig, als sich gegenseitig den Eid zuzuschieben, und dies war es gerade, worauf man es in Hellikon abgesehen hatte. Beide Gemeinden zogen am Schwörtage aus und stunden sich in der Marke des strittigen Waldes gegenüber. Da trat der Hübelhans vor und sprach: «So wahr ich meinen Schöpfer und Richter hier in meinem Hute habe, so wahr gehört der Wald den Hellikonnern.» Hierunter konnten die Zuzger nichts anderes verstehen, als dass er bereit sei, beim höchsten Gotte zu schwören und dazu wohl ein Kruzifix im Hute mit hergebracht haben müsse. Einer solchen äussersten Sicherheit gegenüber meinten sie, ihr altes Recht doch nicht bekräftigen zu dürfen. Sie gaben also ihren Wald ver-



loren und begaben sich auf den Heimweg. Höhnisch nahm der Hübelhans seinen Hut ab und rief den Betrübnen ein Lebewohl nach; dann aber zog er daraus einen Milchlöffel und einen Haarkamm hervor und zeigte den Seinigen pfiffig, wie man mit solch billigen Dingen den einträglichsten Meineid schwören könne. Dafür ist ihm dann ganz nach seinem Wunsche geschehen. Der Übeltäter sitzt seit seinem Tode bis heute auf dem Neulig, überzählt mit glühenden Fingern seine hundert Gulden und ruft an jenem Tage, an welchem sich sein Verbrechen jährt, schauerlich von der Höhe herunter: «De Wald isch de Zuzgere!»

b) Vor Zeiten wohnte in Hellikon ein reicher Bauer, der den ganzen Neulig sein eigen nennen konnte. Der östliche Abhang des Neuligs heisst die Bueholde, ein schöner Buchenwald, der sich bis zum Reckental gegen Zuzgen hinzieht. Die Zuzger machten Anspruch auf diesen Wald. Der Neulighans aber behauptete, der Wald gehöre zum Neulig, also zur Gemarkung Hellikon, also ihm. Es gab einen Prozess. Der Neulighans musste einen Eid schwören. Die Zuzger behaupteten, auf diesen Eid hin habe der Neulighans Erde aus seinem Garten in die Schuhe gelegt und einen Löffel (Schöpfer) und einen Kamm (Haarrichter) in sein langes, buschiges Haar gesteckt, und so ausgerüstet habe er vor den Richtern seine Finger zum Schwure erhoben mit folgenden Worten: «So wahr ich auf meinem eigenen Grund und Boden stehe und meinen Schöpfer und Richter über mir habe, ist die Bueholde mein Eigentum und gehört zur Gemeinde Hellikon.»

c) Ein Bauer von Hellikon wohnte auf dem Neulig-Hügel. Man nannte ihn kurz Neulighans. Alles Land auf dem Hügel gehörte ihm. Doch hatte er immer noch nicht genug. Er behauptete, der schöne Buchenwald gegen Zuzgen zu gehöre ihm auch noch. Die Zuzger bestritten dies und zogen den Bauern vor Gericht. Als der Gerichtstag anrückte, plagte den Neulighans das Gewissen. Da schüttete er Erde aus seinen Äckern in die Schuhe, im Haar versteckte er einen Suppenschöpflöffel und einen Kamm. Dann tat er im Buchenwald einen Eid: «So wahr ich Schöpfer und Richter über mir habe, so wahr stehe ich auf meinem eigenen Grund und Boden. Die Buchenhalde gehört mir!» Er gewann den Prozess, wurde aber bald darauf von dunklen Todesvorahnungen befallen. Aus Reue über seinen Meineid schenkte er der Gemeinde Hellikon vor dem Tode viele seiner Güter. In Dankbarkeit sind in Hellikon viele Knaben auf den Namen Hans getauft worden.

301 ÜBER DIE STIFTUNG DER HELLIKONER KAPELLEN

a) *Sebastianskapelle*: In der sogenannten Weilismatt bei Hellikon soll vor Zeiten ein Hof gestanden haben. Er gehörte einem Bauern namens Waldmeier, der zwei Söhne hatte; der eine war Gerber und der andere Metzger. Nach ihrer Lehrzeit zogen beide in die Fremde, der eine nach Ungarn, der andere nach Polen. An beiden Orten brach die Pest aus. Ohne voneinander zu wissen, machten beide das gleiche Gelöbnis: Wenn sie gesund bei ihren Eltern in der Heimat ankommen, so wollen sie dem Schutzheiligen der Pest, St. Sebastian, eine Kapelle bauen. Beide sind heil in ihrer Heimat angekommen und haben 1696 die Sebastianskapelle in Hellikon erbaut.

b) *Wendelinskapelle*: Auch über die Stiftung der Wendelinskapelle, die unweit der Landstrasse nach Wegenstetten steht, erzählt man eine Geschichte. Danach soll in Hellikon einmal die Rinderpest gewütet haben. Schliesslich lebte nur noch ein einziges Rind. Da gelobte eine Familie Meier, zu Ehren des hl. Wendelins, des Patrons der Hirten und Herden, eine Kapelle zu bauen, wenn das Rind am Leben bleibe. Das Rind überlebte, die Familie hielt ihr Gelübde, und so entstand die Wendelinskapelle.

302 DIE KILCHSTIEGE IN HELLIKON

Zwischen Wegenstetten und Hellikon liegt zwischen der alten und neuen Strasse oberhalb Hellikon eine Wiese namens Kilchstiege. Vor einigen hundert Jahren hätte dort eine Kirche gebaut werden sollen; der Platz war dafür ausersehen, und die Steine hatte man teilweise schon hergeführt. Die Kirche wäre zwischen die beiden Dörfer gekommen, der Platz war sehr günstig.

Da erhoben die Wegenstetter Einspruch und verlangten, die Kirche müsse an den heutigen Platz. Aber sie fanden nirgends Anklang. Da führten eines Nachts Wegenstetter Burschen die auf der Kilchstiege schon bereitliegenden Steine nach Wegenstetten auf die Anhöhe, wo heute die alte Kirche steht, und gaben vor, es sei ein Wunder geschehen. Die Steine seien über Nacht durch übernatürliche Gewalt an den neuen Ort geführt worden, und der Himmel habe damit ein Zeichen gegeben, wo die Kirche gebaut werden müsse. Der Name Kilchstiege für eine Wiese bei Hellikon aber ist geblieben bis auf den heutigen Tag.

303 DER GOLDBRUNNEN IN HELLIKON

In der Zelg unterhalb Hellikon entspringt ein Brunnen, der Goldbrunnen heisst. Die Sage erzählt, dass dieser Brunnen vor Zeiten Goldsand geführt habe und dass daraus Gold gewaschen worden sei. Noch heutzutage nennen die Leute dort die Küchenschelle, die in der Nähe dieses Brunnens vorkommt, auch Goldblume, weil sie glauben, die Pflanze finde sich nur auf goldhaltigem Boden. Vor Zeiten gedieh dort ein guter Wein, der «Goldbrünnler». Die Reben sind heute verschwunden.

304 DER EGELSEE

Westlich von Wegenstetten in der Gemarkung Hellikon heisst ein Flurname Egelsee. Die Sage erzählt, dass vor Zeiten hier ein kleiner See gewesen sei, der verschwand zur Zeit des Erdbebens von Basel, 6. Oktober 1356.

305 DIE EINFÄLLIGEN HELLIKER

Von den Helli kern erzählen ihre lieben Nachbarn das folgende Stücklein: Einstmals, als der Sommer besonders herrlich gewesen war und alle Welt und Wiesen mit seinem Segen aufs üppigste begnadet hatte, hauste in den wogenden Kornfeldern der ehrsam en Gemeinde Hellikon ein gewaltiges Wildschwein, das mit Rüssel und Hauern in das Goldgeleucht der Kornfelder gar böse Schrammen riss. Das betrückte nun die braven Helli ker gar sehr; denn ihre verschiedenen

Gemeindeflegel standen schon bereit, das Korn von der Spreu zu scheiden, und die Helliker Weiber verspürten schon ein ziemliches Gelüstlein nach neuen, knusperigen Knieplätzen, das mit jedem Tage zunahm. Deshalb hatten die Frauen und Töchter denn auch Tag und Nacht ihre Backöfen gerüstet und gereinigt und waren nun tieftraurig über das unvernünftige Waldvieh, das also mit ihren Hoffnungen umging. Zuletzt beschloss man von Gemeinde wegen das ernteschlagende Unge-
tüm mit allen zu Gebot stehenden Mitteln aus den Fruchtäckern hinauszubringen.

Erst wollten es die Helliker in Güte versuchen. Sie begaben sich daher zu den Kornfeldern und riefen und lockten das Wildschwein so zärtlich, dass ein Brunnenstock hätte Füsse bekommen können. Zuletzt piffen sie ihm sogar. Sogar die Mädchen piffen, wobei sie aber die Buben nie anschauen durften, da sie sonst ihre roten Mündlein nicht genug hätten büscheln können. Aber das Wildschwein war gar nicht musikalisch. Sie mochten anfangen, was sie wollten, es spielte den Gehörübel, wie eine Gartentüre, an der «Warnung vor dem Hunde» steht, gegenüber armen Leuten. Je lauter sie's draussen trieben, desto wütender verheerte die rücksichtslose Sau die Kornfelder.



Jetzt waren die Helliker übel dran; denn rufen konnten sie nicht mehr, weil sie sich heiser geschrien hatten, und zu pfeifen vermochten die Mägdlein auch nicht mehr, weil sie nun alle Hängemäulchen machen mussten. Also umstanden sie alle ratlos die goldenen Felder und hörten mit Missvergnügen und tiefer Trauer das Wühlen dieses gemeingefährlichen Wildschweins.

Da, in höchster Not, als sie vom langen Herumstehen fast am Boden angewachsen waren, erhob sich der Gemeindeälteste, ein absonderlich anschickiger und einfälliger Greis, eine wahre Brunnenstube an Weisheit, und sagte zum versammelten Gemeinderat: «Getreue liebe Ratsherren von Hellikon! Ich weiss von meiner Grossmutter oder Urgrossmutter stiefmütterlicherseits, dass die Schweine eine grosse Vorliebe für Eier haben. Wenn es euch also wohlgefällt, so könnte man ins Korn hineingehen und dem Wildschwein die Eier zu fressen geben, wodurch es wohl gelänge, es aus der Frucht herauszubekommen.»

Die Gemeinderäte und das Volk sahen voll Hochachtung auf ihren Gemeindeältesten, und als sie seinen Ratschlag genugsam bewundert, erwogen und erdauert hatten, beschlossen sie, ihn zu befolgen. Jedoch sann sie noch lange dran herum, wie sie ihn ausführen sollten, ohne dass dabei das so prächtig stehende Getreide zertreten würde und also auch durch sie Schaden litte.

Jetzt erhob sich ein Gemeinderat, der nicht nur das Spinnlein sein Netz weben hörte, sondern der sogar hörte, wie sich der Nidel auf dem Milchkaffee bildete und wie dann die Fliegen drauf Schlittschuh liefen. Dieser aber hub zu reden an: «Hochgeachtete und insonderheit hochwohlweise Ratsherren von Hellikon! Wir werden, wenn ihr meinem Rate folgt, das gemeinschädliche, zur gefehlten Zeit pflügende Untier aus unsern Kornfeldern herausbringen, ohne selber der Frucht weh zu tun. Nämlich, ich beantrage, dass jeder Bürger von Hellikon einen Korb mit Eiern anfüllt, sich darnach selbst in den Korb setzt, damit er die Ähren nicht vernichtet, wenn er die Eier im Kornfeld verstreut. So werden wir das Wildschwein wohl heraustreiben.»

Wie der Blitz schlug dieser Rat ihres Kollegen in die Köpfe des Gemeinderates ein, und sie beschlossen mit Einhelligkeit, ihn unverzüglich ins Werk zu setzen. Also schickten sie andern Tages Mann für Mann ihre Gemeindeangehörigen, jeder in seinem Korb voll Eier, den jeweiligen vier Gemeindegossen zu tragen hatten, ins Kornfeld hinein, wobei der Korbinsasse allseitig die Eier verwerfen musste. Und siehe da, es gelang; denn als das Helliker Glöcklein den Abend einläutete, hatte das Wildschwein die Kornäcker schon verlassen, und alle konnten sehen, wie es sich, vollgeladen wie ein Heuwagen und vor Behagen und Satttheit grunzend, gegen den nahen Wald verzog.

Da erhoben die Helliker ein Freudengeschrei und ihre Buben ein Siegesgeheul. Sie hoben den Gemeindeältesten und den Gemeinderat, die ihnen so weise geraten, auf die Schultern und trugen sie im Triumphe dem Wildschwein nach, bis es im Holz verschwand.

Als sie jedoch, strahlend vor Wonne, wieder zu ihren Kornfeldern zurückkehrten, sahen sie, dass ihr Korn nun ganz in den Grunderdsboden hineingestampft war, was sie mit solchem Erstaunen erfüllte, dass sie Augen machten wie Kirchenuhren. Daher komme es auch, sagen ihre bösen Nachbarn, dass die Helliker heute noch so verwundert dreinschauen.

Anmerkungen

293 FS 112, nach Dr. Karl Fuchs (1880—1935), Wegenstetten, Wegenstetter und Hellikoner Sagen, gesammelt 1924, Nr. 3. Mündl. Überlieferung aus Hellikon. Vgl. Nr. 307 (Wegenstetten).

Neulig, eigentlich «neue Rodung», heute «neu angelegte Futterwiese», oft zu Flurnamen erstarrt.

Pflugsterz, siehe Anm. zu Nr. 306.

Rächehansjörli, Jörli ist verstümmelte Form von «Jörgli», Verkleinerungsform von «Jörg», Georg. Im Nebenberuf verfertigte der Mann hölzerne Rechen; solche Rechenmacher gab es früher fast in jedem Dorf.

Wäie, siehe Anm. zu Nr. 104.

294 S: Dr. Karl Fuchs, a. a. O. Nr. 4.

295 S: E. L. Rochholz, Naturmythen 130. Mitgeteilt von Ignaz Waldmeyer, Wallbach, 1861.

Katharinenhöhle, auch Katharinenloch.

296 Rauracia 1861, 203 f. E: Ignaz Waldmeyer, Rheinfelden, S: Dr. Karl Fuchs, a. a. O. Nr. 22, nach ihm FS 111.

297 Rauracia 1861, 203 ff. E: wie Nr. 296.

298 FS 110, nach R. II/146.

Koschewitz, eingewanderte Familie unbekannter Herkunft. In den Jahren 1746 und 1767 wird ein *Joseph Koschwitz* von Hellikon wegen «schwerer Wilddieberei» verhaftet und vom Oberamt Rheinfelden bestraft (Jagdakten der Herrschaft Rheinfelden, Nr. 6348, Staatsarchiv Aarau).

299 a) E: Josef Ackermann (1873—1959), Lehrer in Wegenstetten, in: Schweizer Volkskunde, 31. Jg. 1941, 105 f.

Widenweg, Weg nach dem Fürstenhof (LK 1068, Sissach, Pt. 554). Östl. vom Widenweg liegt die Flur Widenboden.

Heideneiche: Zigeunereiche.

Jägerhansjörli, siehe Anm. zu Nr. 293 (Rächehansjörli).

Kirchgang nach Wegenstetten, Wegenstetten und Hellikon bilden eine Kirchgemeinde; die gemeinsame Kirche (St. Michael) befindet sich in Wegenstetten.

Giesszange, Kugelgiesszange, mit der Gewehrkugeln gegossen wurden.

Christmette, hier feierlicher Mitternachtsgottesdienst zur Erinnerung an die Geburt Christi.

Osterscheit, angebranntes Holzstück vom Osterfeuer, das am Morgen des Karsamstags vor der Kirche entzündet wird (Weihe des neuen Feuers). Dem geweihten Holzscheit schrieb man Zauberkraft zu.

Unterschlagen der Wandlungsglocke: Während der Wandlung, dem Hauptteil der Messe, (Verwandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi) wird eine Kirchenglocke geläutet. Beim Emporheben der Hostie und des Kelches durch den Priester wird der Glockenschlag kurz unterbrochen, «unterschlagen», um die sowohl inner- als ausserhalb der Kirche sich befindenden Gläubigen zur Anbetung aufzufordern.

b) S: Dr. Karl Fuchs, a. a. O., Nr. 9.

300 a) FS 111 f. E: August Frisch, Lehrer, Zuzgen, in: Taschenbuch der historischen Gesellschaft des Kantons Aargau 1860, S. 139.

b) S: Dr. Karl Fuchs, a. a. O., Nr. 23.

Bueholde, LK 1068 (Sissach) 1982: Buechholden.

c) S: Heini Kunz, a. a. O. (1972). E: Schüler der Bezirksschule Möhlin aus Wegenstetten.

Eidschwur des Hübelhans: Den gleichartigen Meineid leistet der Stiefeliryer, der als Klosterschaffner von Muri den Büttiker Bauern auf diese Weise einen Wald ablistet. Siehe Hans Koch, Freiämter-

sagen, in: «Unsere Heimat», 52. Jg. 1980, S. 67 ff. In der Nähe von Schongau (Luzern) erwirbt der Stiefeliryer auf gleiche Weise ein Grundstück für das Kloster Muri (R. II/113). Der Vogt von Talheim bringt die Linner (Bözberg) durch einen solchen Meineid um einen Wald (R. II/116).

301 a) S: Dr. Karl Fuchs, a. a. O., Nr. 19, gekürzt.

Die Jahrzahl 1696 bezieht sich auf die Glocke: «Hans Heinrich Weitnauer goss mich 1696 in Basel» (Inscription auf der Glocke). Die Kapelle wurde im 17.—18. Jahrhundert erbaut.

b) Nach «Hellikon, Blick in ein Fricktaler Dorf» von Dieter Müller, Text, und Thomas Gerber, Illustrationen, Hellikon 1978.

Wendelinskapelle: erbaut im 16. Jh. (ausgezeichnete spätgotische Plastiken).

302 S: Dr. Karl Fuchs, a. a. O., Nr. 20. E: wie Nr. 299 a).

Kilchstiege, noch heutzutage gebräuchlicher Flurname; die Flur bei der christkatholischen Kirche. *Alte Kirche*, röm.-kath. Pfarrkirche St. Michael, Wegenstetten.

303 S: Dr. Karl Fuchs, a. a. O., Nr. 21. E: wie Nr. 299 a).

Goldbrunnen, vgl. Nr. 291 (Zuzgen).

Zelg, zur Zeit der Dreifelderwirtschaft der dritte Teil der Gesamtflur, später zum Flurnamen geworden.

304 S: Dr. Karl Fuchs, a. a. O., Nr. 18. E: wie Nr. 299 a).

305 FS 153 ff. E: Meinrad Lienert.

Die Geschichte stammt aus einem Nachbardorf von Hellikon. Mit solchen Schildbürgerstreichen neckten die Dörfer einander. Die meisten dieser Geschichten sind heute vergessen. Vgl. aber Nr. 208 (Hornussen). Siehe auch Andreas Birrcher, a. a. O., S. 11.

a) Gegen das Dorf hin fällt der Tiersteinberg in steiler Fluh ab. Dort fand man früher in der linken Fluhecke eine Höhle.

Hier hausten vor Zeiten Erdmännchen. Sie gingen in schwarze Hemdchen gekleidet einher, deren Säume den Boden streiften. Es waren friedliche, gute und dienstfertige Wesen, die den Bauern gern bei ihrer Feldarbeit halfen. Damals gab es nämlich oben auf dem Berg, wo heute ein Tannenwald sich ausdehnt, breite Äcker und saftige Wiesen. Wenn nun der Bauer am Abend den Pflug in der Furche stehen gelassen hatte, fand er am folgenden Morgen seine Arbeit schon getan. Schnurgerade und glänzend lagen die frischen Furchen da. Zudem lag auf dem Pflugsterz jedesmal eine fein duftende «Waie» oder ein blinkendes Geldstück. Das Backwerk der Erdleute war schwarz bestreut, und man behauptete, sie hätten ihre Kuchen mit schwarzen Waldameisen gezuckert. Oft konnte man den Zwergenältesten, der Lämmli hiess, beobachten, wie er den Hägen nachging und Pfannkuchlein an die Haselstauden hängte, die dann von den Kindern gesammelt und mit Vergnügen verspeist wurden. Dagegen hatten es auch die Erdmännlein gern, wenn man ihnen Äpfel, Birnen oder auch andere kleine Geschenke hinlegte. Am Abend kamen die Zwerge auch oft ins Dorf z Stubete. Sie halfen den Frauen spinnen oder räiten, und den Männern waren sie behilflich beim Viehfüttern. Dabei konnten sie mit ihren feinen Stimmlein gar wunderbare Geschichten erzählen, dass die Kinder fast nicht ins Bett zu bringen waren. Nur etwas dünkte die Leute seltsam: nie bekam man ihre sorgfältig verhüllten Füsse zu sehen. Kein Wunder, dass man sich da allerlei zuraunte. Eine Frau konnte eines Tages ihre Neugier nicht mehr bezähmen. Als alles in der Stube versammelt war, streute sie im Hausflur Asche. Als die Erdmännlein fortgegangen waren, entdeckte man darin die Abdrücke von kleinen, zierlichen Gänsefüssen. Nun war man aus dem Gwunder; die Erdmännlein aber blieben seither verschwunden.

Heute noch, wenn der Nebel an der Fluhecke hinaufklettert, sagen die Leute: «Lämmli backt, es gibt anderes Wetter!» Und wenn das Wasser im Winterhaldenbach trüb läuft, sagt man: «Lämmli hat Wäsche, es gibt schönes Wetter!»

b) Beim Dorfe Wegenstetten lag früher droben an der Fluh eine Höhle von geringer Höhe und Breite; aber sie hatte einen Ofen nebst Ofenbank und andern Ruhesitzen in Stein gehauen, und von dem durch den Fels gebrochenen Fenster konnte man von der Winterhalde aus noch Reste des steinernen Kreuzstockes wohl erkennen. Alles dieses haben die Zwerge gemacht, die hier ihre Wohnung genommen hatten, als sie in die Schweiz einwanderten. Unsere Voreltern behaupteten von ihnen, aus Asien her seien sie in unser Land gekommen, sie hätten dort die Sonnenhitze nicht mehr ertragen können, und daher erklärten sich's auch die Leute, dass die Gesichtsfarbe der Erdmännchen ganz schwarz und ihr Naturell ein äusserst träges war. Denn arbeiten mochten sie durchaus nichts.

307 ERDMÄNNCHEN AUF DEM BÜEL

Vor vielen Jahren mähten einmal im Heuet zwei Männer in einer Wiese vor dem Büel. Als sie Znüni nehmen wollten, merkten sie, dass sie den Imbisskorb zu Hause vergessen hatten. Schimpfend und wetternd wollten sie schon den Heimweg antreten, da bemerkten sie neben einer Mahd ein zierlich geflochtenes Körbchen, gar säuberlich mit einem weissen Tüchlein bedeckt. Hoherfreut machten sie sich über den Inhalt her, da sie genau wussten, dass ihnen die Erdmännchen die guten Sachen hingestellt hatten. Mit frischem Mute gingen sie dann wieder an ihre Arbeit. Der eine von ihnen hatte aber so grosse Freude an dem Messerchen, das die Zwerge dazugelegt hatten, dass er es im Hosensack verschwinden liess. Bald aber hörten sie unaufhörlich von allen Bäumen in der Nähe die jammernden Zurufe:

*«S Znünichrättli uspackt,
s Brötli und s Chesli gässe,
s Winli trunke und s Mässerli gnoh
und s Mässerli gnoh und s Mässerli gnoh!»*

Die Erdmännchen hörten nicht auf mit dem Rufen, bis der diebische Mann das Messerchen wieder ins Körbchen zurückgelegt hatte. Seither aber blieben die Zwerge verschwunden.

308 DER SINGENDE STEIN IM BÜEL

In den Feldern am Büelweg lag früher ein mächtiger Felsklotz. Von dort her hörte man nachts in den heiligen Zeiten oft einen wunderbar lieblichen Gesang. Kam man aber in die Nähe, verstummte er plötzlich. Fromme Gemüter glaubten, das sei die Stimme der Gottesmutter Maria, andere aber behaupteten, es sei der Klagelaut einer armen Seele, welche um Erlösung flehe. Der Stein ist heute verschwunden; wie er weggekommen ist, vermag niemand mehr zu sagen.

309 DIE HEILIGFÖHRE

Vor Zeiten stand oben auf dem Berg, hart am Weg, der von Wegenstetten nach Wittnau führt, eine alte, krumme Föhre, an deren Stamm ein kleines, verwetternes Muttergottesbild unter einem Dächlein hing, die Heiligföhre genannt. Ein Kind, das häufig des Weges kam, versäumte nie, vor dem Bilde niederzuknien und rasch ein Gebetlein zu murmeln. Und siehe, jedesmal lagen auf dem Rasen einige blinkende Geldstücke, von unsichtbarer Hand hingestreut. Kein Wunder, dass das Mädchen das Gebet nie vergass. Einmal, als es sich wieder dem Baum näherte,

stand beim Stamme eine Frau. Sie war alt und weisshaarig und gar seltsam gekleidet, fast wie eine Schwarzwälderin. Über das graue Haar trug sie eine blendend-weiße Haube, ein roter Heidenschoppen reichte ihr weit über die Hüfte hinab, und auch der Rock und die Strümpfe waren rötlich. In der Hand hielt sie ein altertümliches Marktsäcklein, viereckig geschnitten, ebenfalls von roter Farbe, und an den untern Zipfeln mit wollenen Troddeln geschmückt. Schweigend bot sie es dem Kinde an. Das Säcklein war schwer, und das Mädchen glaubte, dass es sicher mit Gold und Silber gefüllt sei, riss es hastig an sich und eilte davon. Als es nach einer Weile ausser Atem stehenblieb, schaute es scheu nach dem Baum zurück. Die Frau stand noch immer dort, doch kam sie ihm so merkwürdig alt vor, dass es furchtbar erschrak, mit einem Schrei das Säcklein von sich schleuderte und davonstürzte. Von da an hat es nie mehr Münzen gefunden, so oft es auch unter dem Bilde betete. Die Föhre wurde später umgehauen.

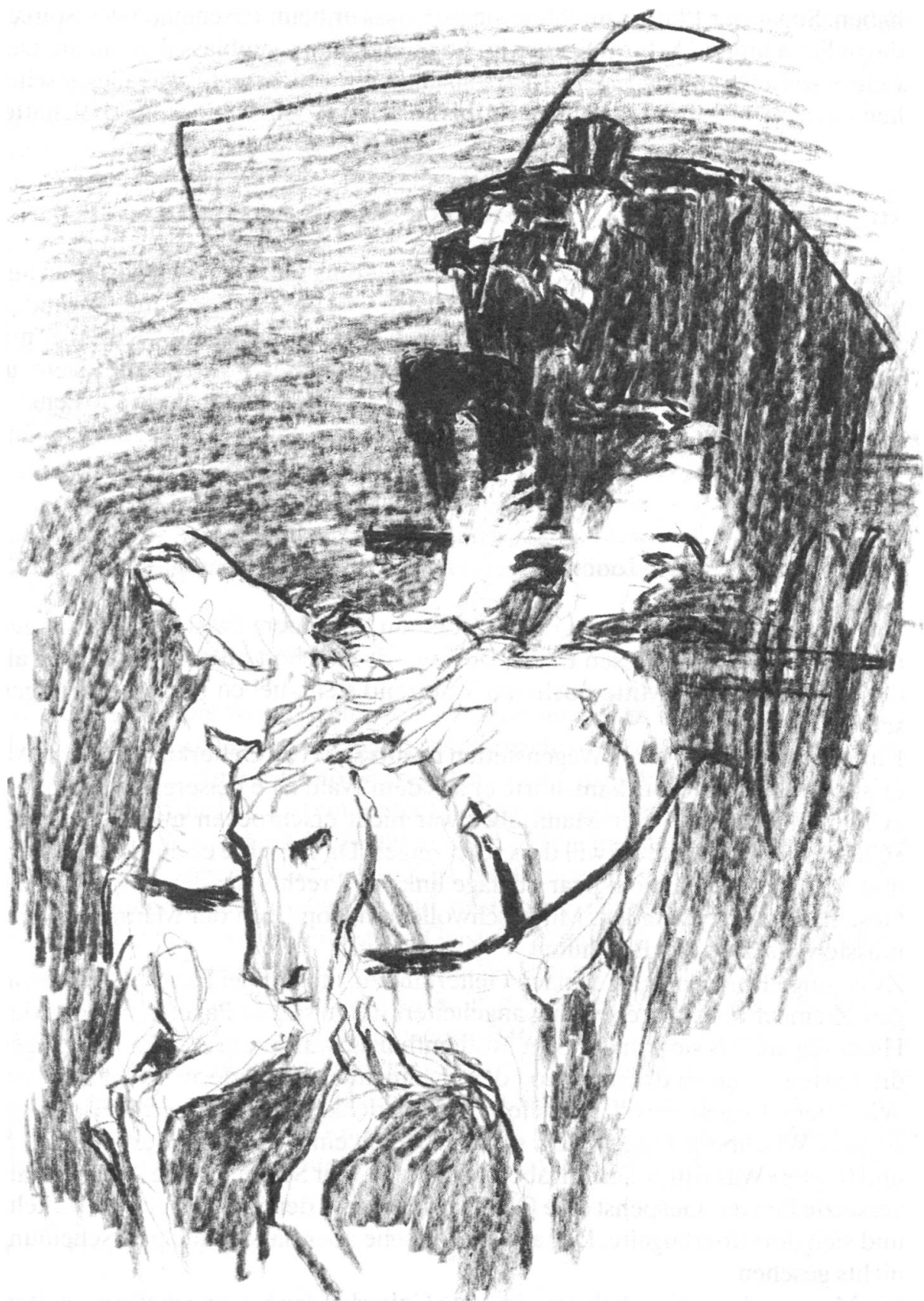
310 DER FEURIGE HUND IM HAU

Wer in später Nachtstunde beim Hau vorbeigeht, der erblickt plötzlich vor sich einen mächtigen schwarzen Hund mit grossen, feurigen Augen. Das ist der Geist eines längst vermoderten Bauern von Wegenstetten. Dieser war vor Zeiten ein steinreicher Mann, der viele Äcker und Wiesen und viele Truhen und Strümpfe voll Goldvögelein besass. Oft sah man ihn mit seiner weissen Zipfelkappe in der Stube bis tief in die Nacht hinein Taler und Dublonen zählen, dass den gwindrigen Burschen das Wasser im Munde zusammenlief. Daneben war er aber ein rechter Geizhals, der die Armen und Bettler fortjagte und sich selber kaum ein rechtes Essen gönnte. Als er sein Ende herannahen fühlte, mochte er keinem Menschen etwas von seinen Schätzen gönnen; deshalb schleppte er sie in dunkler Nacht hinaus ins Hau und vergrub sie dort. Bald darauf starb er. Seither sitzt er nun Nacht für Nacht draussen im Hau und hütet in Gestalt eines Hundes seine Schätze.

311 SPUK AM KEIBENGRABEN

Viele Leute fürchteten sich früher, wenn sie in rabenschwarzer Nacht von Helli-kon nach Wegenstetten mussten. Dort, bei der Abzweigung der alten Strasse, hörte man zuweilen in den Baumkronen der alten Nussbäume ein unheimliches Rauschen und Girren. Eine grosse menschliche Gestalt mit feurigen Augen und mit einem Gewehr am Rücken näherte sich dem Wanderer vom Keibengraben her. Ohne einem etwas anzutun, verschwand der Spuk wieder unter Stöhnen und Gerassel, und bald darauf knallte im nahen Wäldchen ein Schuss.

Vor vielen Jahren zogen einst nach einem Schulexamen in Helli-kon ein Pfarrer und ein Lehrer aus Wegenstetten zur mitternächtlichen Stunde bei den Nussbäu-



men vorbei. Unheimlich soll es in jener Frühlingsnacht geregnet und gestürmt haben. Sogar der Pfarrer fürchtete sich so, dass er beim Erscheinen des Spukes davonlief. Hut und Schirm liess er im Stich und kam totenblass daheim an. Der Lehrer soll auch ganz wirr geworden sein und wusste nicht mehr, was alles geschehen war. Zwei Tage war er bettlägerig, bis er sich von dem Schrecken erholt hatte.

312 SCHWARZE KUTSCHE ZWISCHEN WEGENSTETTEN UND HELLIKON

In den Tagen zwischen Weihnachten und Dreikönig fährt von Wegenstetten aus um Mitternacht eine schwarze Kutsche talabwärts. Weisse Pferde mit fliegenden Mähnen sind ihr vorgespannt. Auf dem Bock sitzt ein baumlanger Kutscher mit mächtigem Zylinder, der mit langer, weitausholender Peitsche die Tiere in gestrecktem Galopp hält. Wer im Innern sitzt, weiss man nicht, denn alle Fenster sind schwarz verhängt. Kein Geräusch ist zu hören. Lautlos schwebt das Gefährt über den Bach und verschwindet im weissen Nebel gegen die Talmatt.

313 VOM WISCHBERG-JOGGELI

Der Wischberg-Joggeli ist ein Unhold, der am Wischberg zwischen Ormalingen und Rothenfluh sein Wesen treibt. Dort wurde er schon oft gesehen, wie er als dunkle Gestalt nach Mitternacht am Waldrand steht, neben ihm ein mächtiger, schwarzer Hund.

Einmal ging ein Mann aus Wegenstetten nachts spät von Gelterkinden heim. Als er am Wischberg vorbei kam, hörte er aus dem Wald eine heisere Stimme rufen: «Chumm! Chumm!» Der Mann aber war nicht erschrocken und rief zurück: «Chumm umme dohare, i will ders scho zeige!» Da rauschte es durch den Wald, und der Mann bekam ein paar Schläge links und rechts um den Kopf, und die Gestalt war verschwunden. Mit geschwellenem Kopf kam der Mann heim und musste viele Tage das Bett hüten.

Zwei junge Burschen gingen nach Gelterkinden, um allerlei Einkäufe zu besorgen. Ziemlich spät und ein wenig angeheitert traten sie mit Paketen beladen den Heimweg an. Als sie von der Säge Rothenfluh aufwärts zum Asp kamen, fingen die Lasten sie an zu drücken, und der eine meinte zum andern: «Rüef doch em Wischberg-Joggeli, er söll der hälfe.» Ohne Bedenken schrie dieser: «Wischberg-Joggeli! Wischberg-Joggeli!» Da stand plötzlich eine schwarze Gestalt vor ihm und fragte: «Was witt?» Da ihm aber der Bursche vor Schreck keine Antwort gab, versetzte ihm das Gespenst eine Ohrfeige, dass er in den Strassengraben torkelte und sich dort überkugelte. Der andere Bursche aber hatte von der Erscheinung nichts gesehen.

Ein Mann und eine Frau kehrten einst von Gelterkinden heim nach Wegenstetten. Als sie neben dem Wischberg hinaufgingen, rief die Frau immer: «Wischberg-

Joggeli, chumm! Wischberg-Joggeli, chumm!» Plötzlich konnte sie nicht mehr gehen. Der Mann wollte schon um Hilfe rufen. Die Frau mahnte ab und bat um ein wenig Brot; sie wusste, dass sie ihm daheim Agathabrot in die Tasche gesteckt hatte. Sie ass davon, und siehe, sie konnte wieder gehen. Den Wischberg-Joggeli hat sie aber nicht mehr gerufen.

Im Winter fuhr einmal ein Mann aus Wegenstetten in die Rothenflüher Säge. Wie er nachts heimwärts lenkte, hatte er an der Wischbergstrasse plötzlich eine Erscheinung. Als er rückwärts sah, bemerkte er eine schwarze Kutsche in vollem Trab lautlos heranfahren. Darin sass ein vornehm gekleideter Herr. Rasch wich er mit seinem Wagen aus. Als er die Kutsche vorbei glaubte, war alles spurlos verschwunden.

Ein Mann, der in später Nachtzeit von Gelterkinden her kam, sah auf einmal eine weisse Kutsche mit zwei Schimmeln bespannt auf sich zukommen. Deutlich gewahrte er darin eine schwarze Gestalt; das war der Wischberg-Joggeli. Immer näher rollte das Fuhrwerk, bis auf etwa zwanzig Schritte. Dann hob es sich in die Luft und verschwand.

Die Bauern, welche in die Rothenflüher Mühle fuhren, wurden oft von dem Gespenst belästigt. Wippend und grinsend sass er hinten auf der Lankwyd. Und die, welche hinsahen, trugen immer einen geschwollenen Kopf davon.

314 DER BETBERGSCHIMMEL

Ältere Männer aus Wegenstetten reden immer noch vom Betbergschimmel, der den Leuten so fürchterlich erscheint, dass sie nachts um kein Geld von Wegenstetten nach Schupfart gingen. Das Gespenst erscheint als einbeiniges Pferd mit Menschenkopf. Auf diesem sitzt ein Reiter mit fliegendem roten Mantel; in der Linken hält er eine Fahne, und mit der Rechten schwenkt er eine Lanze. Das Pferd kommt von der Schupfarter Gasse her und ist ein Gespenst aus der Römerzeit. Die Römer hatten nämlich in der Gegend zwei Lager, eines auf dem Berg und das andere auf Dell, und das Pferd ist der Geist des Meldereiters, der täglich als Bote von einem Lager ins andere reiten musste. Wer um Mitternacht über den Betberg kommt, der hört vom Wald her ein Brausen, das immer mächtiger anschwillt, und bald erscheint ein Kriegermann auf weissem Ross. Der saust im Fluge an einem vorbei und eins, zwei, liegt man einige Meter neben der Strasse, und wie im Traum ist alles vorüber. Der stärkste Mann kann den Schimmelreiter nicht anhalten, und wenn man ihm etwas zuleide tun will, so schreit er einem etwas Schlimmes aus der Zukunft ins Gesicht und reitet hohnlachend davon.

315 DER BERGFRIEDLI

In stillen Nächten tönt zuzeiten aus den Waldungen des Tiersteinberges herunter ein hohles, eintöniges Rufen. Das ist der Bergfriedli, ein Kobold, der dort oben im

Geäst der finsternen Tannen haust. Noch nie hat ihn ein Mensch zu sehen bekommen, denn er flieht eilig weg, wenn sich ihm jemand zu nahen versucht. Er verkündet Unwetter und Hagelschlag und warnt die Leute vor Schaden. Von diesem wohlthätigen Berggeist wussten vorzeiten alte Wegenstetter manches zu erzählen, was heute vergessen ist.

316 DAS BÜNDELMAITLI

Am nordwestlichen Abhang des Tiersteinberges, nicht weit vom Binzrütikreuz, zieht sich das Langental hin mit der Klammern als Ausgang. Von diesem Gebiet weiss das Volk allerlei zu erzählen. Wer zu gewissen Zeiten um Mitternacht dorthin kommt, der findet die ganze Gegend völlig verändert. Vor seinen Füßen öffnet sich ein grünes, blumenreiches Tal, in dessen Mitte sich ein stolzes Schloss erhebt. Vor dem Tore steht ein liebliches Mädchen mit einem Bündeli unter dem Arm. Dieses sagt dem Besucher allerlei aus der Zukunft voraus und lockt ihn zu sich, indem es ihm Schätze von Gold und Silber zeigt und ihm diese verspricht. Doch nähert man sich dem Schlosse, so ist alles plötzlich verschwunden, dichtes Gestrüpp umgibt einen, und nur mit grösster Mühe findet man den Ausweg. Einmal ging ein Mann von Wegenstetten in den Langentalweg, um Wellen zu machen. Da begegnete ihm ein Mädchen mit einem Kissen auf dem Kopfe und bot dem Manne viel Gold und Silber an. Wie er danach langte, war das Mädchen verschwunden, und der erstaunte Holzer stand in einem grossen Busch, aus dem er fast nicht mehr heraus konnte. Als er am Abend nach Hause kam, erkannte ihn seine Frau nicht wieder, so dick und unförmig war sein Kopf angeschwollen. Das Bündelimitli ist vor Zeiten von daheim fortgelaufen, weil ihm der Bräutigam untreu geworden. Seitdem irrt es ruhelos im Walde umher.

317 DER SELTSAME FAHRGAST

Zwischen Wegenstetten und dem Nachbarort Schupfart liegt der sogenannte Betberg. Wiesen und Äcker ziehen sich über ihn hin, und auf seiner Höhe steht ein altes, aus Stein gehauenes Wegkreuz. Die alte Ortsverbindungsstrasse führt an diesem Kreuz vorbei. Die Alten sagten immer, zur Mitternachtsstunde geistere der Betbergschimmel auf der Höhe. Andere wollten sogar einen Reiter auf ihm gesehen haben.

Ein Mann aus Wegenstetten, der öfters zur Mitternachtsstunde diesen Weg zurücklegte und von Geistern nichts wissen wollte, kam einmal eigentümlich still zu Hause an. Gegen elf Uhr hatte sich der Alte frohgemut auf den beladenen Wagen geschwungen. Bald hatte er die Höhe erreicht, wo das Kreuz stand. Er wandte seinen Blick rückwärts, um sich zu versichern, ob er noch alles habe. Er

war überrascht, als er hinten auf dem Wagen einen seltsamen Mann sitzen sah. Den Alten fröstelte es doch ein wenig vor Grauen. Gesprochen hatte der Fremde nicht, und auch der Alte war stumm geblieben.

Als sie den Standort des Kreuzes erreicht hatten, machte der Alte ehrfürchtig ein Kreuzeszeichen. Wie er seinen Blick wieder nach dem fremden Mitfahrer werfen wollte, war dieser spurlos verschwunden.

318 DAS WANDERnde CHRISTUSBILD

In der Pfarrkirche zu Wegenstetten hängt ein altes, holzgeschnitztes Kruzifix. Dieses befand sich vor Zeiten in der Kirche der Nachbargemeinde Rothenfluh. Als während der Reformation das Baselbiet zur neuen Lehre übertrat, wurden auch in dieser Gemeinde die Heiligenbilder entfernt. Doch vergebens suchte man das Kruzifix über dem Hochaltar; es war über Nacht verschwunden.

An diesem Morgen fand man es vor der Kirche zu Wegenstetten, angelehnt an die Mauer. Ein Rothenfluhener Bürger schaffte es heimlich bei Nacht und Nebel auf den Wischberg und legte es dort ins Gras nieder. Engel trugen es vor das Kirchenportal. Man hängt das Kreuz ins Beinhaus hinter dem Pfarrspeicher. Später, als dieses abgetragen wurde, erhielt es seinen Ehrenplatz in der alten Kirche.

319 DAS SEELENLOCH

In einer ausgetretenen steinernen Treppenstufe vor einem alten Bauernhaus war früher noch ein kreisrundes, schwarzes Loch zu finden. Darüber weiss die Sage folgendes zu erzählen: Vor Zeiten befand sich an der Strasse nach Hemmiken das Hochgericht, und noch in unserer Zeit hat dort eine Wiese den Namen Galgenmatt. Hier wurden die Verbrecher verurteilt und sofort an den Galgen gehängt. Unzählige haben dort wohl einen letzten Blick geworfen über die schöne Landschaft. Unter dem Galgen befand sich jene Steinschwelle, und die Seele des Gehängten fuhr durch das Loch in den Boden hinein. Nun war sie gebannt und konnte nicht mehr zurückkehren, um die Lebenden zu belästigen. Das ist das Seelenloch.

320 DIE DREI LANDGRAFEN AUF DER ERFENMATT

a) Nachmals traten die Ritter von Arisdorf und Bärenfels mit dem Tiersteiner Landgrafen in ein Bündnis, und sie versammelten sich samt allen ihren Edelknechten und Reisigen auf einer Bergwiese in jenem Fricktalerwalde, den man seither das Junkernholz nennt. Als sie sich hier die Versöhnungshand boten, jauchzte das zahlreich zuschauende Landvolk. Dann setzten die drei Ritter einen

Stein an jener Stelle der Erfenmatte, welcher heute noch bekannt ist. Er bezeichnet auf der Spitze des Berges den Platz, welcher herrenloser Boden ist, weil da drei Grenzen in einem Dreieck zusammenstossen. Er gilt für eine Freiung und wird von den Heimatlosen oft aufgesucht, weil den Landjägern da keine Macht über sie gegeben ist.

b) Auf einer aussichtsreichen Anhöhe bei Hemmiken, Kästelen genannt, soll in alten Zeiten eine Burg gestanden haben unter dem Namen Junkerschloss. Auf dieser Anhöhe liegt die Erfenmatte, wo im Mittelalter das Landgericht gehalten wurde. Als noch auf dem Schlosse Farnsburg die Tiersteiner als Landgrafen saßen und die Burg stolz über die nahegelegenen Wälder und ärmlichen Strohhütten emporragte, traten einst drei Landgrafen aus der Umgebung auf der Erfenmatte zusammen. Jeder erschien mit seinem Hofstaate. Viele Edelknechte, Truchsessen und Reisige waren in ihrem ritterlichen Schmucke zugegen. Auch manch adeliges Fräulein zu Pferd fand sich dabei ein, und aus dem Siggau von nah und fern viel gemeines Volk. Schon lange hatten die drei Landgrafen miteinander im Unfrieden gelebt. Der Gegenstand ihres Streites war ein Stück Land, das jeder ansprach und keiner dem andern abtreten wollte. Noch einmal sollte ein Versuch zur Ausgleichung gemacht werden. Da standen die drei Ritter in schimmernden, von Gold und Silber übersäten Stahlrüstungen, die sie in manchem Turniere siegreich getragen. Aber auf ihren Gesichtern lag der Ausdruck des Ingrimms. Es wurde lange gezankt und manches drohende, bittere Wort gesprochen. Endlich glichen sie sich gütlich aus. Darauf reichten sie einander die Hand zum ewigen Friedensbunde dar, auch gab jeder sein Ritterwort, dem geschlossenen Bunde nie treulos zu werden. Und die Fräuleins und Edelknechte und die Mannen alle, die das mitangehört hatten, bildeten um die Landgrafen einen Kreis und sangen Lieder von Freundschaft und Treue. Und als die lieblichen Stimmen schwiegen, da spiegelte sich auf jedem Gesicht Heiterkeit und Zufriedenheit ab. Die Landgrafen drehten sich hierauf um, und jeder sah nach der Gegend hin, wo sein Schloss stand. Majestätisch schaute die gewaltige Feste Farnsburg hinüber, deren altertümliche Türme im Abendrot wie vergoldet schienen. Von ferne erhob sich über weit ausdehnende Tannenwälder die alte Burg Homberg mit ihren Türmen und Zinnen. Auch die Bergfeste Frohburg glänzte prächtig im Abendrot, und als die Sonne den Vorhang gezogen hatte und die Abenddämmerung eintrat, setzten die Grafen auf die Stelle, wo sie Friede geschlossen, einen Stein, der von den Umwohnern bis auf den heutigen Tag gezeigt wird.

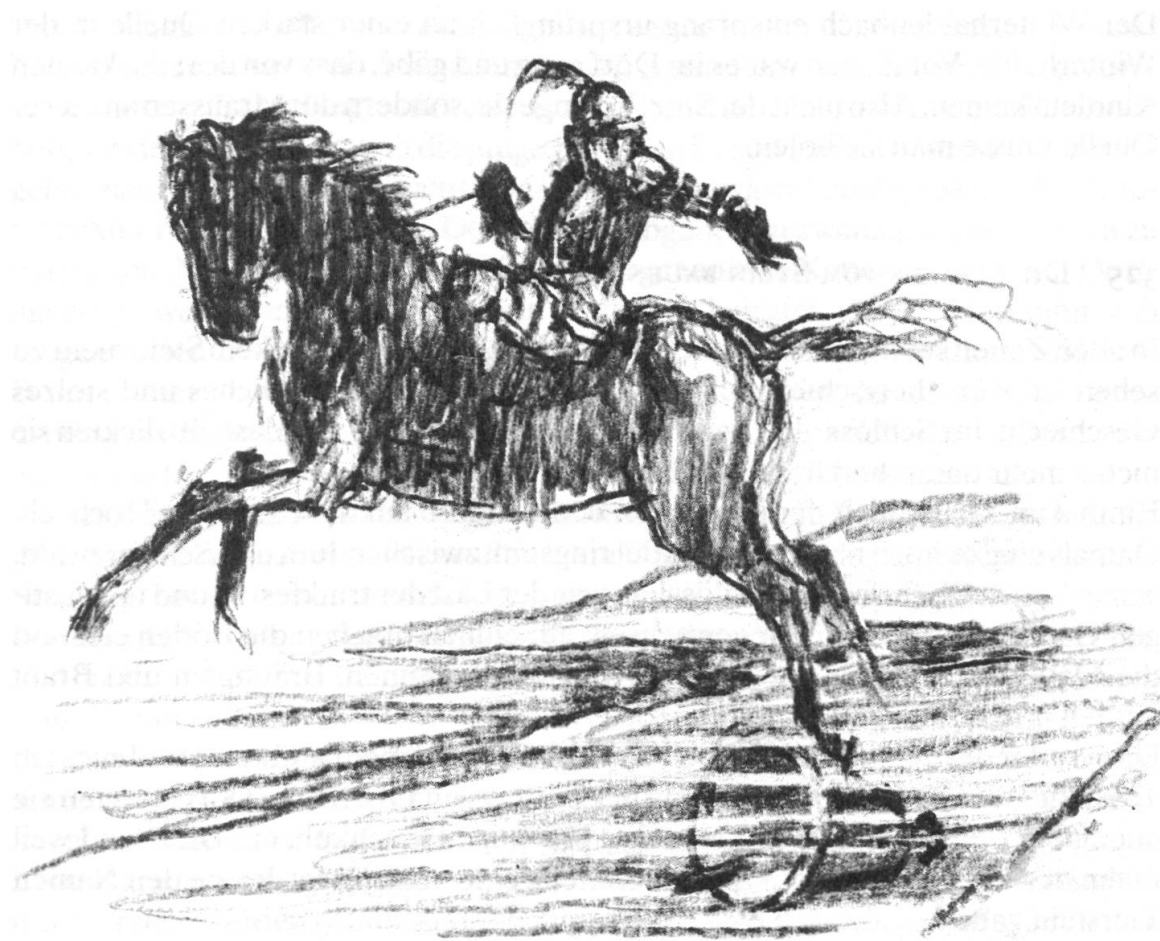
321 DIE DINGSTÄTTE AUF ERFENMATT

Auf der Erfenmatt bei Wegenstetten war vor Zeiten eine Ding- oder Richtstätte, wo die Ritter von Homberg, Farnsburg und Frohburg Recht sprachen unter freiem Himmel. Ein alter Galgen stand in der Nähe.

Einst verurteilten die Ritter einen Bösewicht zum Tode durch den Strang. Der Henker vollzog das Urteil. Kaum geschehen, stürzte der morsche Galgen zusammen. Aber das Urteil wurde dennoch vollzogen. Mit einem Strick wurde der Verurteilte an einem nächsten Baumast gehängt.

322 DIE GESTOHLENE GLOCKE

Als die Schweden im Lande waren, plünderten und raubten sie, was sie nur konnten. Selbst die Glocken in den Kirchtürmen waren nicht sicher; sie holten sie herunter und führten sie fort. Die Wegenstetter hatten beizeiten davon Kunde erhalten und sahen sich vor. Um ihr Geläut vor den Räubern zu retten, vergruben sie zwei Glocken in einer Wiese ausserhalb des Dorfes, und die dritte versenkten sie im Bach im Oberdorf. Kurz darauf ritt eine schwedische Stafette ins Dorf. Einige Reiter führten ihre Pferde zur Tränke. Ein Dragoner setzte über den Bach, und dabei schlug das Pferd mit einem Hufeisen an die versteckte Glocke, und es gab einen hellen Klang. Nun gruben sie den Fund lachend aus, nahmen die metallische Last auf ihre Pferde und machten sich eiligst davon. Noch am gleichen Tage verkauften sie die Glocke in Gelterkinden. Als die Gelterkinder ein neues Geläute



bekamen, verschenkten sie die Schwedenglocke der benachbarten Gemeinde Ormalingen. In Wegenstetten erzählen die Leute, sie läute immer noch: «I - bi - doch - vo - Wä - ge - stet - te!»

Die beiden andern Glocken hängte man wieder in den Kirchturm der alten Kirche; die Wiese aber wird heute noch Gloggematt genannt.

323 DAS SCHWYZERHÜSLI

Ein hübsches Haus in Hemmiken am Dorfausgang gegen Wegenstetten wird als Schwyzerhüsli bezeichnet. Woher dieser Name kommt, weiss man in Hemmiken selber nicht, doch geben die Wegenstetter folgende Erklärung: Dieses Haus war früher eine Gastwirtschaft. Leute aus Wegenstetten und Hellikon, die dort vorbeikamen, kehrten gerne ein, um sich für den letzten Teil ihres langen Rückweges noch zu stärken. Als diese aargauischen Grenzgebiete noch österreichisch waren, lag es nahe, das jenseits der Grenze liegende Wirtshaus Schwyzerhüsli zu nennen.

324 DER KLEINKINDLIBRUNNEN

Der Winterhaldenbach entsprang ursprünglich an einer starken Quelle in der Winterhalde. Vor Zeiten war es im Dorf gang und gäbe, dass von dort die kleinen Kindlein kämen. Also nicht der Storch bringe sie, sondern dort draussen an dieser Quelle müsse man sie holen.

325 DIE HERREN VOM STEIN BAUEN DAS SCHLOSS TIERSTEIN

In alten Zeiten stand bei Wegenstetten eine Burg, von der heute kein Stein mehr zu sehen ist. Einst herrschten dort die Herren vom Stein, ein reiches und stolzes Geschlecht. Ihr Schloss aber wurde ihnen mit der Zeit zu eng, deshalb flickten sie nichts mehr daran und liessen es langsam verfallen.

Einmal im Maien hielt der älteste von den Brüdern auf dem Schlosse Hochzeit. Damals ging es hoch her, und der Adel ringsum, zwischen Jura und Schwarzwald, war geladen. Doch das alte Schlösslein war der Last der trinkfesten und tanzlustigen Gesellschaft nicht mehr gewachsen; auf einmal brachen die Böden ein, und die Mauern stürzten mit dumpfem Krachen zusammen. Bräutigam und Braut fanden unter den Trümmern den Tod.

Die Brüder des Schlossherrn mochten die Burg nicht mehr aufbauen und suchten Trost im Waidwerk. Einst jagten sie am Berg gegen Oberfrick. Dort erlegten sie auf einem freistehenden Felsklotz eine prächtige Hirschkuh, ein Dier. Und weil ihnen der Ort gefiel, bauten sie an der Stelle eine neue Burg, der sie den Namen Tierstein gaben.

326 VON DEN HERREN VON SCHÖNAU

Als die Herren von Schönau Grossmeier des Klosters Säckingen waren, kamen sie häufig nach Wegenstetten auf die Jagd. Diese Jagden dauerten oft wochenlang, und viele vornehme Herren waren dazu geladen. In der Zwischenzeit nahmen die Herren ihre Hundekoppel nicht heim, sondern übergaben sie einem Wegenstetter zum Füttern. Als Entschädigung erhielt dieser den Ertrag einer Wiese, die deswegen heute noch die Hundsmatte heisst.

Die Schönauer suchten ihren Wildbestand nach Kräften zu schützen. Besonders wachten sie über die Rehe. Damals war es verboten, im Walde Wacholderstauden auszuroden, denn darunter fanden die Rehe im Winter Schutz vor Wind und Wetter, vor Eis und Schnee, und ausserdem fanden sie in Zeiten der Not ein willkommenes Futter. Damals nannte man den Rehbock Reck. Die Wacholderstauden nennt man heute noch Räckholdere. Noch heute heisst im Gemeindebann Wegenstetten eine Flur Räckholdere. Dort durften früher keine Rehe erlegt werden, erzählt das Volk.

327 SAGE VON WALLHÄUSERN

Auf Wallhäusern soll einst ein Schloss gestanden haben. Dessen letzter Besitzer hiess Hermann, mit dem Zunamen von Wegenstetten. Das soll ein böser Mann gewesen sein. Er verlangte nicht bloss Abgaben und Zinsen von seinen Untertanen, sondern verführte auch die jungen Frauen. Er soll auch ein Gesetz herausgegeben haben: Wenn eine Wegenstetter Tochter auswärts heirate, so habe ihr Bräutigam der Burschenschaft des Dorfes eine Abgabe von zwanzig alten Franken zu entrichten. Noch heute wird jeweils beim sogenannten Kettenspannen am Dorfausgang, wenn eine Wegenstetterin auswärts heiratet, dieser Hermann von Wegenstetten zitiert, und die Jünglinge des Dorfes verlangen für die scheidende Braut immer noch ihr Lösegeld, das sie dann vertrinken, heute im Mittel etwa dreissig bis vierzig Franken. Die Höhe wird nicht vorgeschrieben, aber das Lösegeld muss her, sonst wird die Braut zurückbehalten, bis das Geld erlegt ist.

Dieses Kettenspannen ist in Wegenstetten heute noch ein feierliches Ereignis. Es gibt jeweils einen ganzen Volksauflauf. Am Dorfausgang wird rechts und links der Strasse je ein Tännchen gestellt und daran eine Kette befestigt. Beide Ketten werden allenfalls noch mit Efeu umwickelt, gegeneinander über die Strasse gezogen und in der Mitte zusammengehalten durch eine Schnur, mit einem seidenen Bande umwickelt. Danebst steht der Polizist mit Säbel. Zwei Burschen sind zu Pferd in malerischer Kleidung. Wenn nun die Braut mit Gefolge aus der Kirche kommt, um das Dorf offiziell zu verlassen, muss der ganze Zug hinter der Kette anhalten. Einer der Burschen zu Pferd verliest jetzt die humorvoll gehaltene Lebensgeschichte der Braut, gespickt mit allerlei heitern Episoden. Besonders ihre Vorzüge werden gebührend hervorgehoben, denn nach dem Werte der Braut

richtet sich das Lösegeld. Die Abschiedsrede endet mit einem Glückwunsch an das junge Paar. Jetzt übergibt der Bräutigam das Lösegeld. Der Polizist durchhaut die seidene Schnur, die Ketten fallen, und die Braut kann passieren.

328 WARUM DIE WEGENSTETTER IN DER ENGSTIGEN EIN VATERUNSER BETEN

Die Fricktaler waren von jeher mit den Baselbietern gut befreundet. Ein besonders freundnachbarliches Verhältnis bestand zwischen den Wegenstettern und den Rothenflühern, wozu der gegenseitige Grenzschnuggel viel beigetragen haben mag. Einst forderte die Pest in beiden Dörfern zahlreiche Opfer. Man einigte sich — aus welchem Grunde weiss man heute nicht mehr — die Pestleichen in der Engstigen, unterhalb der Säge an der alten Strasse nach Ormalingen, zu bestatten. Dies geschah. Kam nun in früheren Jahren ein Wegenstetter an jenem Begräbnisplatz vorbei, entblösste er sein Haupt und sprach still für seine Vorfahren ein Vaterunser.

329 DIE ROTE FLUH

In österreichischen Zeiten lag einmal eine Reiterschwadron in Wegenstetten im Quartier. Eines Nachts sollte ein Reiter eine Meldung über den Berg ins Baselbiet bringen. Dabei verirrte er sich auf dem Berg in der Finsternis. Unterdessen kam ein schweres Gewitter herangezogen. Blitz auf Blitz zuckte hernieder, und der Donner krachte und rollte gewaltig. Durch die Nacht sah der Verirrte den Schimmer eines Lichts. In der Hoffnung, daselbst Obdach zu finden, ritt er schnurstracks darauf zu. Plötzlich befand er sich, ohne es zu merken, am Rande einer steilen Fluh. Das Pferd stutzte und wollte nicht weiter, sein Herr aber drückte ihm die Sporen in den Leib, und nun sauste es über die Felsen hinaus. Ross und Reiter nahmen ein schauerliches Ende; sie wurden beim Hinunterstürzen an den Felswänden grässlich zerschmettert. Vom Blute der beiden wurde die Wand rot gefärbt, wovon man heute noch die Spuren sehen kann. Seither nennt man die Fluh, die sich steil über dem Nachbardorfe erhebt, die rote Fluh, und das Dorf heisst seither Rothenfluh.

330 DER WEGENSTETTER STABHALTER UND DIE SCHWEDEN

Zur Schwedenzeit drang einst ein Haufe rauhbärtiger Soldaten bis in das entlegene Wegenstetten. Bei dem greisen Stabhalter des Dorfes vermuteten sie Geld. Sie hielten ihm die Pistolen vor den Mund und drohten ihm mit dem Tode, wenn er die schweren Talersäcke nicht hervormache. Als aber das nichts nützte, weil die Kroaten das Geld mitsamt dem Sack schon längst davongeschleppt hatten, ban-

den die wütenden Schweden den alten Mann an einen Pferdeschweif und schleppten ihn talabwärts. Bei der Zuzger Mühle lösten sie ihn wieder los und liessen ihn tot liegen. Zur Erinnerung an diese Tat wurde in späterer Zeit ein Flurkreuz errichtet.

331 DIE KETTEN DER FALLBRÜCKE DER FARNSBURG

Vor einigen Jahren ging mein Grossvater an eine Gant auf den Hof Eigenried bei Buus. Er kaufte dort eine sechs Meter lange starke Kette. Nach der Überlieferung war diese vor vielen Jahren mit einer andern, gleich grossen Kette auf der Farnsburg ausgegraben worden und nach Buus gekommen. Die beiden Ketten gehörten ursprünglich zur Fallbrücke der Burg. Während die eine Kette in Buus zerschnitten und für einen Heuaufzug gebraucht wurde, kam die andere auf den Hof Eigenried.

Als die Farnsburg in den Jahren nach 1931 restauriert wurde, forschte man den Ketten nach und wollte sie zurückkaufen. Mein Grossvater gab seine Kette aber nicht her. So blieb sie in Wegenstetten, wo sie jedermann besichtigen kann.

332 DER SCHUSTER AUF DEM BÄTTBERG

Einmal kehrten drei Wegenstetter Frauen von einer Wallfahrt nach Einsiedeln über den Bättberg nach Hause zurück. Auf der Höhe begegnete ihnen ein Schuster mit dem Schusterstuhl auf dem Kopf, die Beine gen Himmel gerichtet, weil es regnete. Die drei Frauen hielten ihn für einen Geist. Deshalb sagten sie zu ihm: «Alle guten Geister loben Gott den Herrn.» Der Schuster antwortete: «Und ich auch!» Dann zogen alle miteinander heim.

333 DER FRÜHERE GEMEINDEBANN VON HEMMIKEN

«Unter den Einwohnern von Hemmiken geht die Sage um, es sei ehemals der Bann grösser gewesen, aber einzelne Teile davon seien zu andern Bännen gekommen. So sei die Banngrenze von dem Bann- und Kantonsstein auf Erfenmatte dem Hag hinter den Albertenmatten entlang bis ins Wegenstettertal hinunter gegangen und von da das Tal aufwärts bis zur Galgenmatt.»

334 DER ÖRGELIACKER

Ein Acker auf der Obermatt erhielt diesen Namen, weil sie ein Bürger um ein Örgeli verkauft hat.

Anmerkungen

306 a) FS 102 f. E: Josef Ackermann (1873—1959), Lehrer, Wegenstetten, S: Dr. Karl Fuchs a. a. O., Nr. 1.

Lämmli Loch, die Höhle existiert nicht mehr; 1939/40 wurde an jener Stelle ein Bunker in den Fels eingebaut.

Pflugsterz, Gabel mit Handgriffen zur Führung des alten Pfluges; schweizerisch «Geize».

Waie, siehe Anm. zu Nr. 104.

z *Stubete*, Abendbesuch.

raiten, reiten, siehe Anm. zu Nr. 29.

b) E. L. Rochholz, Naturmythen 107. An Rochholz mitgeteilt von «Seminarist Moosmann von Wegenstetten.»

307 FS 102. E und S: wie Nr. 306 a). Vgl. Nr. 293 (Hellikon).

308 FS 101. E und S: wie Nr. 306 a).

Heilige Zeiten: hohe kirchliche Festtage und deren Vortage z. B. Heiliger Abend (Abend vor Weihnachten).

309 FS 101, nach R. I/85 f.

Heidentschopen, Joppe, Jacke, wie sie die Zigeuner trugen, die nach alter süddeutscher Bezeichnung «Heiden» genannt wurden.

310 FS 108. E: wie Nr. 306 a).

Hau: Flurname.

311 FS 109. E: wie Nr. 306 a).

Keibengraben, mhd. keibe, Leichnam, auch gefallenes Vieh, das in einem abgelegenen Graben verscharrt wurde. Der Keibengraben bildet die Grenze zwischen Wegenstetten und Hellikon.

312 FS 105. E: Elsi Müller-Moosmann (geb. 1908), Wegenstetten.

313 FS 104 f., nach Dr. Karl Fuchs a. a. O., Nr. 8. E: wie Nr. 306 a).

Agathabrot: siehe Anm. zu Nr. 145.

Lankwyd: Lange Stange, die das vordere Radgestell eines Leiter- oder eines Brückenwagens mit dem hinteren verbindet. Sie ragte hinten oft über den Wagen hinaus, so dass man sich daraufsetzen und mitfahren konnte.

Die Sagen vom Wischberg-Joggeli werden auch in Rothenfluh erzählt. Siehe BS Nr. 555, S. 223 f.

314 FS 105, nach Dr. Karl Fuchs a. a. O., Nr. 10. E: wie Nr. 306 a).

Auf dem Betberg (Schupfart) wurde eine römische villa rustica festgestellt und ausgegraben. Siehe Hans Erb, Ausgrabung einer römischen Villa auf Betberg, in: «Vom Jura zum Schwarzwald», 7/1932, auch Sonderdruck 1932.

Die *Schupfarter Gasse* führt auf den Tiersteinberg. Die Flur *Dell* liegt im Wegenstetter und Schupfarter Bann. Die Sage wird auch in Schupfart erzählt. Alte Leute aus der Umgebung nennen jene Äcker und Wiesen, wo dieser römische Gutshof freigelegt wurde, oft nicht nur einfach Betberg, sondern «Stadt Betberg». (Hans Erb, a. a. O., S. 24).

315 FS 103, nach R. I/150.

316 FS 105 f. E: wie Nr. 306 a), S: Dr. Karl Fuchs a. a. O., Nr. 12.

Klammern (Chlammere): Abgerutschte Felspartien am Westhang des Tiersteinberges, LK 1069 (Frick) 1982 Pt. 676 zwischen Schweikis und Langenthal.

Binzrütkreuz, Mitte der 50er Jahre durch ein neues ersetzt, gleicher Standort.

317 E: Schüler der Bezirksschule Möhlin aus Wegenstetten. S: H. Kunz a. a. O. (1972).

318 FS 102 S: Hans Georg Lenggenhager, Volkssagen aus dem Baselland, Basel 1874. Auch mdl. Überlieferung aus Wegenstetten. E: wie Nr. 306 a). Die Sage wird auch in Rothenfluh erzählt (BS Nr. 563). Das Kruzifix befindet sich immer noch in der röm.-kath. Pfarrkirche in Wegenstetten. Näheres dazu in: «Vom Jura zum Schwarzwald» 1986 S. 14 f.

319 FS 108 E: wie Nr. 306 a).

Die Treppenstufe mit dem «Seelenloch» befindet sich heute auf dem Wisler, Haus Nr. 215.

320 a) Rochholz II/88. Auf der Erfenmatt stossen die Grenzen der Gemeinden Hemmiken BL, Helikon AG und Wegenstetten AG zusammen. Das Grenzsteinverzeichnis von August Heitz a. a. O., S. 171 erwähnt einen Grenzstein auf der Erfenmatt, datiert 1534 (defekter Stein).

Freiung: Freistatt, Asyl.

b) FS 106 f., nach Lenggenhager a. a. O., 41 f.

321 Mdl. Überlieferung aus Wegenstetten. E: wie Nr. 306 a), S: Dr. Karl Fuchs a. a. O., Nr. 7.

322 FS 109 E: Martha Hürbin, Schülerin, Wegenstetten, S: wie 306 a), 1934. Die Kirche St. Michael erhielt 1948 und 1985 ein neues Geläute.

323 E: wie Nr. 306 a), S: Gustav Müller, 1897—1962, Lehrer, Lausen, 1933. Siehe BS, Anm. zu Nr. 421.

324 E: wie Nr. 306 a), S: Dr. Karl Fuchs a. a. O., Nr. 15.

325 E: FS 107 f. E: wie Nr. 306 a).

Die *Herren vom Stein* geboten als Grossmeier des Stiftes Säckingen über die Gerichtsbarkeit in Wegenstetten. Die ersten Vertreter des Geschlechts treten erst um 1280 auf, und das Geschlecht stirbt schon 1350 aus. Die Erbauer der Burg Tierstein werden schon 1082 erstmals urkundlich erwähnt (Rudolf von Tierstein).

Dier, im Mittelhochdeutschen bedeutet das Wort sowohl «Tier» als auch «Hirschkuh».

326 FS 150 f. E: wie Nr. 306 a).

Die *Schönauer* waren als Grossmeier des Stiftes Säckingen die Nachfolger der Herren vom Stein. *Räckholder*: Mundartlich für «Wacholder». (Die erste Silbe gehört zu «recken», die letzte ist die Baumnamenendsilbe -ter, -der [Holder, Massholder, Flieder]). Dem Genuss der Beeren und dem Rauch schreibt man heilende bzw. desinfizierende Kräfte und mancherlei Zaubewirkung zu.

327 E: wie Nr. 306 a), S: Dr. Karl Fuchs a. a. O., Nr. 6. Nach ihm FS 103 f., stark gekürzt.

Kettenspannen, der alte Brauch, dass Töchter, die auswärts heiraten, am Hochzeitstag durch eine über die Strasse gespannte Kette aufgehalten werden und sich durch eine Gabe loskaufen müssen, wird bis heute in Wegenstetten gepflegt.

328 BS 564 E: wie Nr. 306 a).

Engstigen: auf dem Top. Atlas 1:25 000, Bl. 31, Entschgen, auf der Landeskarte 1:25 000, Bl. 1068, Ängsten, in der mündlichen Überlieferung auch «uf em Chillhof»; Ort, wo die Kirche St. Georg von Niederrothenfluh oder Hendschikon (1534 abgebrochen) stand. (BS, Anm. zu Nr. 564).

329 FS 106, nach Lenggenhager, Volkssagen 64. E: wie 306 a).

«Nach anderen war der Reiter ein Fahnenflüchtiger. Als man den Ausreisser vermisste, wurde ihm nachgesetzt. Um sich den Verfolgern zu entziehen, soll er am Rand der Fluh seinem Ross die Sporen gegeben haben.» (BS 560).

330 FS 113. E: wie 306 a).

Stabhalter, Inhaber der richterlichen Gewalt; der Stab war Sinnbild derselben. Früher wurde über dem Haupt eines zum Tode Verurteilten vor der Hinrichtung der sog. Gerichtsstab zerbrochen und ihm vor die Füsse geworfen. Stabhalter hiess auch der oberste Gemeindebeamte und Vorsitzende des Dorfgerichts. Seine Stellung entsprach ungefähr der des heutigen Gemeindeammanns.

331 BS 537 E: Konrad Schreiber, Schüler, Wegenstetten, S: Josef Ackermann, Lehrer, Wegenstetten.

332 E: wie 306 a), S: Dr. Karl Fuchs, a. a. O., Nr. 11.

333 BS 419 Friedrich Mangold, Lehrer, Hemmiken, Hk 4, 334 f.

334 E: wie 306 a), S: Dr. Karl Fuchs, a. a. O., Nr. 17.

Als im Dreissigjährigen Kriege die Schweden nach der Belagerung von Rheinfelden rheinaufwärts zogen, fielen sie auch in das Dorf Mumpf ein. Sie hieben dort alles nieder, was ihnen begegnete, bis auf das letzte Kind in der Wiege. Ein einziger Mann hatte sich über den Berg ins Baselland gerettet und fand da bei einem Bauern Obdach und Nahrung. Als der Friede kam, sprach der Bauer zum Flüchtling: «Siehe, ich gebe dir einen Pflug, ein Joch Ochsen, einen Wagen und so viel Korn, als du für die erste Aussaat brauchst; gehe nun heim und bebaue dein Land aufs neue.» Der Mann tat, wie ihm sein Gastfreund geraten hatte, und wurde so der Gründer des neuen Dorfes Obermumpf.

336 DIE SIEBEN STUBEN

An der steilen Fluh bei Obermumpf öffnet sich ein enger Felsschlitz als Eingang zu einer Höhle. Zwängt man sich durch den schmalen Gang, kommt man zu einer kesselartigen Erweiterung, die das Volk «die sieben Stuben» nennt. Hier hausten vor Zeiten Erdmännlein. Die Leute rund um den Berg wissen heute noch von ihnen zu erzählen.

Vor vielen Jahren hütete eines Tages ein Mädchen von Obermumpf auf dem Berg seines Vaters Kühe. Während das Vieh ruhig graste, schlenderte es in der Nähe herum und kam auch zu jener Felsspalte. Neugierig guckte es in die Höhle hinab. Da stand plötzlich wie aus dem Boden gewachsen ein daumengrosses Kerlchen vor ihm und erklärte, jetzt müsse es seine Frau werden und lebenslang bei ihm wohnen. Das Mädchen sperrte sich, weinte und wollte ihm nicht in die Höhle folgen. Schliesslich erlaubte ihm der Zwerg, noch einmal nach Hause zu gehen. Aber morgen mittags müsse es wieder hier sein. Wenn es dann seinen Namen noch wisse, solle es frei sein, andernfalls müsse es seine Frau werden. Er heisse Senfkörnlein. Das erschrockene Mädchen eilte nach Hause und erzählte den Vorfall. Aber schon hatte es den Namen des Zwerges vergessen. Da schickten die Eltern das weinende Kind in den Pfarrhof, vielleicht dass der Pfarrer zu helfen wüsste. Dieser riet dem Mädchen, morgens in aller Frühe zum Höhleneingang zu schleichen; vielleicht, dass es etwas zu sehen oder zu hören bekäme, was ihm den vergessenen Namen wieder in Erinnerung rufen könnte. Das Mädchen tat so. In der Morgendämmerung sah es den Zwerg an einem Feuer eifrig hantieren, und während er fleissig mit dem Kochlöffel im Topfe rührte, sang er mit fröhlichem Gesicht:

*«Ich koch mir ein Kräutlein,
heut hol ich mein Bräutlein,
das nicht mehr weiss,
dass ich Senfkörnlein heiss.»*



Still eilte das Mädchen davon, kam aber zur festgesetzten Mittagsstunde wieder, nannte dem Zwerg seinen Namen und war damit aus seinem Banne erlöst. Das Männlein aber verschwand laut fluchend in den Felsen.

337 DER ANGERHUND

Zu gewissen Zeiten hörte man früher in Obermumpf ein heiseres Bellen, das das ganze Tal erfüllte. «Der Angerhund kommt, es gibt ander Wetter», murmelte dann die Grossmutter im Ofenwinkel. Dann vernahm man auf der Strasse die Sprünge eines rennenden Tieres und schliesslich ein fernes Plätschern im Bach. Wehe dem Mädchen, das neugierig den Kopf aus dem Läuferlein streckte! Sein Kopf schwoll kürbisgross an und wurde feuerrot wie ein gesottener Krebs. Das Bellen des Hundes hörte man bis nach Münchwilen hinüber. Es zeigte immer Unwetter an.

338 DIE UNVERSCHLIESSBARE TÜR IN OBERMUMPF

In Obermumpf fand sich ein altes Haus, dessen Türen sich an bestimmten Tagen des Jahres alle von selber öffneten und sich dann nicht mehr schliessen liessen bis am folgenden Morgen. Man sagte von Selbstmördern, dass jene Stubentüre, durch die man die Leiche aus dem Hause schaffte, ja sogar die Fenster einer solchen Stube zu gewissen Zeiten sich von selbst öffneten.

339 DAS HÖCHMATTUNGETÜM

a) Vor vielen Jahren einmal wollte der Obermumpfer Schmied in Mumpf Kohlen holen. Er spannte seine beiden Ochsen an den Wagen und machte sich auf den Weg. Nichts Böses denkend ging er neben seinen Ochsen einher. So kam er auch zur Höchmatt. Da blieben die Ochsen plötzlich stehen. Verwundert schaute der Schmied auf. Da erblickte er mitten im Weg eine mächtige, dunkle Gestalt. Der Mann erschrak ob der Grösse und den feurigen Augen des Ungeheuers. Er wusste nicht, was er nun tun sollte. Er schlug mit der Peitsche auf die Ochsen ein und knallte mit der Peitsche; doch das half nichts, breit und mächtig stand das finstere Wesen mitten im Weg. Schliesslich sagte der Schmied mit ruhiger Stimme: «Hü, in Gottes Namen!» Kaum hatte er das gesagt, verschwand die dunkle Gestalt lautlos, die Ochsen zogen wieder an, und der Schmied konnte seinen Weg fortsetzen.

b) Wer früher von Obermumpf nach Mumpf ging, konnte am Bächlein in der Höchmatt oft einen merkwürdigen Mann sehen. Man nannte ihn den Höchmattmann. Er trage einen grossen, breitrandigen Hut und stehe immer am gleichen Ort

und winke mit beiden Händen auf und ab. Man sagte, der Mann habe zu Lebzeiten dort eine Untat verübt und seine Seele hätte darauf im Grabe keine Ruhe gefunden.

340 DAS HÖCHMATTLICHT

Eines Tages ging ein Mann seinen gewohnten Weg zur Arbeit nach Stein. Er verliess Obermumpf bei der Vorstadt, schritt den Weg weiter durchs Laibich und erreichte schliesslich die Gegend, die man Obere Acher nennt. Da erblickte er am gegenüberliegenden Abhang, in der Höchmatt, ein helles, kugeliges Licht. Verwundert blieb der Mann stehen und betrachtete die sonderbare Erscheinung. Nun sah er, wie das Licht auf und ab, hin und her tanzte. Nun pfiiff der Mann ein paarmal durch die Finger. Jetzt sah er, wie das Licht in raschem Fluge das Tal überquerte und geradewegs auf ihn zuschoss. Als er noch einige Schritte von ihm entfernt war, ergriff heftige Angst den Mann, er wandte sich ab und lief in grossen Schritten davon, durch den Wald zu seinem Arbeitsplatz. Die folgenden Tage befürchtete er, auf seinem Wege nochmals dem Lichte zu begegnen, doch wie er sich auch umsah, er sah es nicht mehr.

341 DAS GESPENST IN DER SCHUPFARTER MÜHLE

In der Mühle von Schupfart lebte vor Zeiten ein habgieriger Müller. Er war ein böser Kerl und stahl den Bauern, die ihr Korn bei ihm mahlen liessen, einen Teil ihres Mehles. Auch machte er unten in seinem Keller falsches Geld. Als ihn der Tod erreichte, waren die Leute froh.

Mein Urgrossvater in Obermumpf arbeitete einmal in der Kiesgrube und kehrte spät am Abend heim. Als er auf die Mühle zukam, sah er darin ein grosses Feuer. Verwundert trat er näher und schaute hinein; da stand ein grosser feuriger Mann darin. Der Urgrossvater wurde totenbleich und lief heim. Als er nach Hause kam, erzählte er alles.

342 DER MARKSTEIN UND DER BAUER

Es war einmal ein Bauer in Obermumpf, der bei Nacht die Marksteine versetzte, dass er mehr Land bekäme. Als er starb, fand seine Seele keine Ruhe. Er musste jede Nacht von zwölf bis ein Uhr einen schweren Markstein umhertragen. Immer sprach er dabei: «Wo leg ich ihn hin?» Da sagten die Bauern zueinander: «Lasst ihn nur, es geschieht ihm recht!» Da kam in einer Nacht ein Handwerksbursche gegangen. Der Geist fragte wieder: «Wo leg ich ihn hin?» — «Leg ihn doch dorthin, wo du ihn genommen hast!» antwortete der Bursche. Der Geist dankte ihm und verschwand; seine Seele war nun erlöst.

a) Wenn vor Zeiten ein Bauer am Morgen in den Stall trat und seine Tiere alle im gleichen «Stoss» halb erwürgt vorfand, oder wenn seinen Pferden die Mähnen ineinander geflochten waren, dann wusste er schon, wem er das wieder zu verdanken hatte, dem Wanzenschneider. Das war ein Hexenmeister, den man nicht nur in Obermumpf und Schupfart kannte, sondern den die Bauern bis in den Schwarzwald hinein fürchteten. Durch blosses Anhauchen machte er den kleinen Kindern Gichter, durch blosses Beschauen geschwollene Köpfe. Als Doggeli und Schräteli beschlich er die Schlafenden im Bett und ritt sie halb zu Tode. Als rotes Mäuschen schlüpfte er jedem, der mit offenem Munde schlief, ins Herz hinunter. Wollte man die Magd früh wecken, so lag sie erstarrt da, und man musste sie allein liegen lassen, bis sie wieder erwachte und ihr der Teufel aus dem Hals gesprungen war. Freilich kreidete man ihm auch alles an, was andere verschuldet haben mochten. Das Volk glaubte allgemein, dass er einst nach dem Tode zur Strafe als böser Geist herumirren müsse.

Es mögen jetzt über zweihundert Jahre her sein, seit er gestorben ist. Als die Leute vom Begräbnis zurückkamen, sass er schon wieder hinter dem Ofen seines alten Wohnhauses und krächte die Bewohner aus ihrer Ruhe. Er lag als schwarzer Hund auf der Küchenstiege und vertrat den armen Weibern mit der Suppenschüssel am hellen Mittag den Weg, so dass sie diese vor Schreck fallen liessen. Endlich half ein Kapuziner. Er bannte ihn in einen Kratten und versenkte ihn in den Wanzengraben zwischen Obermumpf und Schupfart. Doch wehrte sich der Geist mit allen Listen, und der Mönch musste ihm das Zugeständnis machen, er dürfe sich alle Jahre um einen Hahnschritt seinem Hause nähern. Zwar ist sein wüstes, zerfallenes Haus längst niedergebrannt, er aber läuft gleichwohl wieder neben dem schmalen Weg, der über den Bach führt, und zieht dort die nächtlichen Trunkenbolde ins Wasser hinab. Ja, man hat ihn schon öfters auf dem Platze, wo sein Haus stand, umherirren sehen.

b) Vor langer Zeit lebte einmal ein böser Schneider in Obermumpf, welcher es mit der Gerechtigkeit nicht genau nahm. Er betrog seine Mitmenschen, wo er nur konnte. Beim Verkauf von Waren suchte er stets auf unehrliche Weise für sich einen Vorteil zu erwirken.

Als er auf dem Sterbebett lag, wollte er von allen Tröstungen nichts wissen. Er fluchte erbärmlich und lästerte Gott und alle heiligen Dinge. Am Begräbnistage versammelten sich die Leute vor seinem Hause. Der Pfarrer kam mit Kreuz und Fahne, um den Toten zu seinem letzten Gang abzuholen. Plötzlich öffneten sich von selbst die Fensterladen, und eine Stimme rief schauerlich: «Mass und Gewicht kommen vor Gottes Gericht, und drei Viertel sind kein Pfund!» Nicht alle Leute konnten dies hören; wer es aber vernahm, erschrak heftig. Nun wusste man, dass die Seele dieses Toten keine Ruhe finden konnte. Die irrende, suchende Seele trieb dann auch Nacht für Nacht ihr Unwesen in dem Hause; sie schleifte Ketten, klopfte an Türen und trappte mit schlurfendem Schritt durchs ganze Haus.

Alles Beten hatte keine Wirkung. Endlich hörte ein Kapuziner von dieser schlimmen Sache. Er betete und beschwor die ruhelose Seele. Schliesslich vermochte er sie in eine grosse Flasche zu bannen. Der Geistliche trug diese vom Hause fort, bis er sie nicht mehr tragen konnte, denn sie wurde immer schwerer. Als er die Flasche abstellen musste, befand er sich im Wanzengraben. Dort wurde sie eingegraben. Doch konnte er die Seele nicht ganz verbannen. Sie nähert sich jedes Jahr einen Hahnenschritt dem Dorf. Wenn sie es erreicht hat, so erlangt sie vielleicht ihre ewige Ruhe.

344 DAS SCHLOSS

Vor alter Zeit stand auf der Anhöhe, wo heute der Obermumpf Dorfteil «Schloss» liegt, eine stolze Burg. Die Ritterfamilie, die dort hauste, führte ein habgieriges und schandbeflecktes Leben. Ihre Untertanen wurden bis aufs Blut ausgesaugt und über alle menschlichen Rechte geknechtet.

Als das Mass der Leiden unerträglich wurde, rächten sich die Unterdrückten an der Ritterfamilie auf blutige Weise. Der Ritter wurde auf seiner Burg durch einen Knecht ermordet. Seine Gemahlin flüchtete in die Leuren, wo sie mit einer Axt erschlagen wurde. Die Tochter wurde von einem Knecht auf die Hochrüti entführt und dort aufgehängt. Die beiden Söhne flüchteten Richtung Rebberg-Fluh-Katzenfluh, dann in die Bubleten, wo sich ein Hof befand, der ihnen Unterschlupf bot. Auch sie wurden von der Mörderhand erreicht und umgebracht. Der Hof, wo sie Unterschlupf gefunden hatten, wurde eingäschert, und dessen Bewohner wurden verjagt.

Die Sage weiss zu berichten, dass alle Angehörigen der Burg im Jenseits keine Ruhe gefunden haben und bis in die jüngste Zeit ihr geisterhaftes Unwesen treiben.

Der Schlossritter erscheint alle fünfzig Jahre in der Christnacht und reitet auf seinem Apfelschimmel die Gasse aufwärts und soll noch zu Anfang dieses Jahrhunderts gesehen worden sein. Die Schlossherrin kann man in der vorösterlichen Zeit sehen; sie ist eine stattliche Frau mit wallendem Gewand angetan; ihr Gesicht sieht man nur zur Hälfte, die linke Gesichtseite ist abgeschlagen. Redet man sie im Namen Gottes an, so verschwindet sie sofort, ihre Ruhezeit ist noch nicht gekommen.

Die Tochter, das sogenannte Hochrütimeitli, hat ihre Ruhe auch noch nicht gefunden. Sie kann sehr schön singen, hat ein auffallend bleiches Gesicht mit edel geformten Zügen. Es ist mit blauschwarzem wundervollem Haar umrandet, das ihr über den Rücken bis an die Hüfte reicht. Das Hochrütimeitli geht nicht auf der Erde, es schwebt leicht gehoben über die Erde hinweg. Wer es nicht sehen und hören kann, spürt seine Gegenwart.

Die beiden Söhne kommen von Zeit zu Zeit über die Katzenfluh auf die Trommelsten und pfeifen dort aus Leibeskräften durch die Finger, dass es einem durch

Mark und Bein geht. Nach ihrem schaurigen Pfeifen überqueren sie in drei bis vier langen Schritten das Tal und verschwinden dort, wo ehemals die väterliche Burg gestanden hat.

345 WIE DER NAME «ORGELHOLZ» ENTSTAND

In alten Zeiten sollen die Zeininger eine Orgel angeschafft haben. Da sie zuwenig Geld zur Verfügung hatten, klopften sie bei der Nachbargemeinde Mumpf an und erhielten die nötige Summe.

Die Zeininger konnten aber das Darlehen nicht zurückzahlen, schenkten dafür der Gemeinde Mumpf den Tannenwald zwischen dem «Spitzengraben» und der heutigen Grenze.

Seither heisst die Gegend «Orgelholz».

346 WIE DER FLURNAME «KOCHLÖFFEL» ENTSTAND

Im 17. Jahrhundert wurde Mumpf wie viele Dörfer des Fricktals von den Schweden verwüstet. Als Mumpf von den Plünderern heimgesucht wurde, flohen die Bewohner in das Waldtälchen gegen Zuzgen. Dort wurde in Kochkessi Hirsebrei gekocht und daraus gelöffelt. Seither heisst die Waldflur «Kochlöffel».

Anmerkungen

335 FS 122 f., nach R. II/378.

Obermumpf ist natürlich lange vor dem Dreissigjährigen Krieg entstanden. Archäologische Untersuchungen 1956 zeigten, dass in Obermumpf schon im 9. Jh. eine Kirche gestanden hat. Siehe Reinhold Bosch und H. R. Burkard in: «Vom Jura zum Schwarzwald» 31/1956.

336 FS 123 f. E: H. R. Burkard, Pfarrer, Obermumpf.

Die Sage erinnert an das Märchen vom Rumpelstilzchen.

337 FS 124, nach R. II/36, auch mdl. Überlieferung.

Vgl. die Nrn. 33, 157, 254, 297 (Dorfhunde).

Anger, eingefriedigter Grasplatz im Dorf oder in dessen Nähe.

Läuftelein, Läuferli, Guckfenster.

338 FS 123, nach R. I/169.

Von einer unverschliessbaren Türe erzählt man auch in Veltheim. Siehe R. I/168.

339 a) Mdl. Überlieferung. Mitgeteilt von Otto Güntert, Mumpf. Die Sage wird auch erzählt in der Schülerzeitung der Oberschule Obermumpf, 1972. Ebenso von Maria Dietwyler, Schülerin, Obermumpf.

b) Mdl. Überlieferung. Mitgeteilt von Otto Güntert, Mumpf. Auch erzählt von Werner Stocker, Schüler der 5. Kl. Obermumpf, 1955.

340 Mdl. Überlieferung. Mitgeteilt von Otto Güntert, Mumpf. Auch erzählt von Trudi Dietwyler, Schülerin, Obermumpf.

Vorstadt, analog zu Vorstadt im üblichen Sinne: im NW vor der älteren Siedlung gelegen. Die Vorstadt muss zwischen 1774 und 1837 entstanden sein, da der Leimgruberplan (1774) sie nicht zeigt, die Michaeliskarte (1837—1843) sie aber aufführt. Siehe A. Heiz, a. a. O., S. 97.

341 Mdl. Überlieferung. E: Hanspeter Waldmeier, Schüler, Obermumpf, 1955.

342 Mdl. Überlieferung. E: Kurt Stocker, Schüler, Obermumpf, 1955.

343 a) FS 124, nach R. II/151 f. Auch mdl. Überlieferung.

Stoss, siehe Anm. zu Nr. 35.

Doggeli, siehe Anm. zu Nr. 55.

Schrätteli, rauhborstiger Waldgeist, aus schratt = rauh, rissig.

b) Mdl. Überlieferung. E: Jolanda, Schülerin, Obermumpf, 1954.

344 Diese Sage wurde im Auftrag von H. R. Burkard, Pfarrer, Obermumpf, aufgeschrieben. Der Verfasser wird nicht genannt. Vielleicht handelt es sich bei dieser «Sage» um eine in neuerer Zeit erfundene Geschichte in Anlehnung an den Flurnamen «Schloss». Der Dorfteil und die Flur «Schloss» befinden sich im Bereich der christkatholischen Kirche. Während der Renovation dieses Gotteshauses (1956) fand man Mauerzüge ausserhalb des Gebäudes, die zu einem römischen Gutshof gehört haben dürften. Als diese Fundamente vor Zeiten noch sichtbar waren oder angegraben wurden, deutete man sie vielleicht als Überreste einer mittelalterlichen Burg. Siehe A. Heiz, a. a. O., S. 91 f.

Über die *Flurnamen*, die in dieser Sage erwähnt werden, siehe A. Heiz, a. a. O., S. 63 ff.

Die Sagen, welche von Obermumpfer Schülern und Schülerinnen erzählt werden, wurden von H. R. Burkard, Pfarrer, Obermumpf, gesammelt und mir von Bruno Egloff, Lehrer, Obermumpf, gestellt, ebenso Nr. 344.

345 Mdl. Überlieferung. E: Otto Güntert, Mumpf.

346 Mdl. Überlieferung. E: Otto Güntert, Mumpf.

Auf dem Betberg zwischen Wegenstetten und Schupfart hatten nach der Sage die Römer vor Zeiten zwei Heerlager, eines auf dem Berg und eines im Dell. Später lag dort eine Stadt. Über ihre Trümmer läuft nachts ein Schimmel. Er ist einbeinig und trägt einen Menschenkopf. Ein hagerer Reiter in einem blutroten, wehenden Mantel und langen fliegenden Haaren sitzt auf ihm. Aus den Wäldern des Tiersteinberges braust die Erscheinung daher und fährt sausend und tosend vorüber. Wehe dem Menschen, der in die Bahn des Gespenstes hineingerät! Er wird erbarmungslos überkugelt und in den Strassengraben geworfen. Selbst der stärkste Mann kann ihm nichts anhaben, und will man es belästigen, so schleudert es einem allerlei Schlimmes und Wüstes aus der Zukunft ins Gesicht.

Das Gespenst ist der Geist eines Reiters, der allnächtlich Meldungen zwischen den beiden Römerlagern zu überbringen hatte und dabei den Tod fand.

Auch am Webrichgatter, in der Nähe, wird zu Zeiten ein reiterloser Schimmel gesehen, der lautlos über die Wiesen rennt.

348 DIE RÖMISCHE STADT AUF BETBERG

Auf dem Betberg lag früher eine römische Stadt. Ebenso war auf dem nahen Herrenrain bei Schupfart eine römische Anlage. Einst in Kriegszeiten, als der Herrenrain von Feinden belagert wurde, eilten die Bewohner von Betberg ihren bedrängten Nachbarn zu Hilfe. Kaum hatten sie ihre Stadt verlassen, so erstürmte eine weitere feindliche Abteilung mit wenig Mühe den Betberg, raubte und plünderte und steckte schliesslich die Häuser in Brand. Als aber die Krieger am Herrenrain das Feuer aus ihren Dächern lodern sahen, liessen sie entmutigt ihre Waffen sinken, die sie zur Befreiung ihrer Nachbarn so mächtig geschwungen hatten, und bald war auch Herrenrain im Besitze des Feindes. Das war das Ende der römischen Siedelung auf Betberg.

349 GRAF HIRMIGER BESIEGT DIE UNGARN

Im zehnten Jahrhundert überschwemmte das wilde Reitervolk der Ungarn fast Jahr für Jahr die deutschen Lande. So kamen sie auch an den Rhein. Nachdem sie St. Gallen und Reichenau geplündert, lagerten sie sich vor dem damals auf einer Rheininsel gelegenen Kloster Sädingen. Da sie keine Fahrzeuge hatten, gelang es ihnen vorderhand nicht, hinüberzukommen.

Damals herrschte im Fricktal Graf Hirmiger. Auf dem sogenannten Herrenrain gegenüber der heutigen Dorfkirche in Schupfart soll seine Burg gestanden haben. In aller Stille liess er die Fricktaler Bauern aufbieten. In der Gegend von Herrenstal war der Sammelpunkt, und von dort brach er mit den Seinigen durch das

Burstel hervor. Es war Nacht, und alles im feindlichen Lager schlief. Beim Vorrücken liess der Graf die brennenden Fackeln in irdenen Krügen und Töpfen verbergen und diese dann vor den ungarischen Zelten unter gewaltigem Kriegsgeschrei plötzlich zerschlagen. Das Geklirr und Gekessel der zersplitternden Gefässe, die plötzlich erleuchtete Nacht, das irre Fackellicht in aberhundert erhobenen Händen trieben den erschreckten Feind, der sich einem gewaltigen Heer gegenüber vermutete, in eilige Flucht. Von diesem Geräusche wurde die ganze Gegend später die Rüschen geheissen.

350 DER PUDELHUND

Von der Bühlmatt zu Schupfart kommt in gewissen Nächten ein gespenstisches schwarzes Tier dahergelaufen. Bald glaubt man, es sei ein Hund, dann scheint es wieder wie eine schwarze Katze. Immer auf dem gleichen Weg huscht es durchs Dorf und verschwindet beim letzten Haus plötzlich im Bache. Weithin hört man dann ein lautes Spritzen und Plätschern. Das ist der Pudelhund oder der Bachpflätschi, wie er von einigen genannt wird. Sein Erscheinen verkündet Unwetter.

351 DIE RINDELEMOOR

Vor vielen Jahren kehrten einmal zwei Schupfarter Bauern in später Nachtstunde von Obermumpf her heim. Auf einmal stiess der eine den andern in die Seite: «Hörst du die Sau, die hinter uns faucht und grunzt?» Doch der Befragte konnte mit bestem Willen nichts bemerken. Nun fing der andere an, aus Leibeskräften zu fluchen und stiess mit dem Schuh nach dem Untier. Es war alles vergebens, er konnte es nicht verscheuchen. Bei den ersten Häusern verschwand das Ungetüm. Der Mann aber fiel von der Stunde an in ein hitziges Fieber, und sein Körper schwoll an. Als er nach vielen Wochen wieder aufstehen konnte, war sein rechtes Bein steif und blieb es seiner Lebtag.

Das war die Rindele- oder Rochelenmoor, ein heiss hungriges, grunzendes Schwein, das zwischen Schupfart und Obermumpf sein Unwesen trieb.

352 DER MARCHER AM TIERSTEINBERG

Beim Marchen oder Marksteinsetzen sind immer beide Landeigentümer dabei, sonst geht es ungerecht zu. Wer im Wald oder Feld Grenzsteine eigenmächtig versetzt, begeht ein schweres Unrecht und findet nicht einmal im Grabe seine Ruhe. In Schupfart wird hierüber folgende Geschichte erzählt:

Einst im Herbst gingen zwei Burschen aus dem Dorf auf den Tiersteinberg, um Eibenstämmchen zu schneiden für Geisselstecken. Als sie die Berggasse herun-

terstiegen, zog von der Farnsburg her ein schweres Gewitter über das Tal. Blitze gleissten, und der Donner rollte. Da hörten die beiden plötzlich einen schaurigen Ruf, der oberhalb der Sandgrube aus dem Boden heraustönte: «Haue!». Beim erneuten Aufleuchten eines Blitzes gewahrten sie einen Markstein in der Nähe einer mächtigen Tanne, der unheimlich zu wackeln begann. «Haue!» brüllte es zum zweiten- und drittenmal aus der Tiefe hervor. Angsterfüllt rannten die beiden Burschen über Stock und Stein dem Dorfe zu. Daheim erzählten sie Vater und Mutter von ihrem gruseligen Erlebnis. Auch der Pfarrer wurde in Kenntnis gesetzt. Dieser riet den beiden, sie sollten abends zur Betzeit in den drei höchsten Namen eine Rüthau an den Ort legen, wo sie die Stimme gehört hätten. Dies geschah. Als sie sich am folgenden Abend wieder zur Stelle fanden, lag die Haue beim Markstein, dieser aber stand nun wohl zwei Meter seitlich vom alten Platz. Im Halm oder Hauenstiel aber waren zwei Handabdrücke schwarz eingebrannt. Der Markstein sass fest und wackelte nicht mehr, und die unheimliche Stimme liess sich nicht mehr vernehmen. Der Marcher hatte seine Ruhe gefunden.

Anmerkungen

347 FS 56, nach R. II/27, der noch berichtet, auf Betberg sei eine Stadt untergegangen, zu der eine lederne Brücke geführt habe; der Volksglaube sehe nachts ein Ross darüber weglaufen. Vgl. Nr. 314 (Wegenstetten) und die dazu gehörenden Anmerkungen, ebenso Nr. 348.

348 Mdl. Überlieferung aus Schupfart. Siehe Erb, Hans: Bericht über die Ausgrabungen vom Herbst 1932 im Bereich der römischen Villa auf Betberg, Gemeinde Schupfart. In: «Vom Jura zum Schwarzwald» 7/1932, S. 66.

349 FS 140, nach R. II/252. Siehe die Anmerkungen zu Nr. 228 (Rheinfelden).
Burstel, LK 1068 (Frick) 1982: Buchstel.

Neuerdings wird die Ansicht vertreten, dass auf Grund von Ekkehards Ortsbeschreibung sich Hirnigers Lauerstellung auf der Mumpferfluh befand, das Gefecht selbst im westlichen Sisslerfeld (Unterfeld/Breitenloo) stattfand. Siehe Jürg Schneider, Die Grafen von Homberg, in: Argovia, Bd. 89, 1977, S. 202, Anm. 3.

350 FS 56, nach R. II/37, auch mdl. Überlieferung. Vgl. Nr. 33 (Kaisten), Nr. 157 (Wölflinswil), Nr. 254 (Magden), Nr. 297 (Hellikon), Nr. 337 (Obermumpf).
Bachplätschi, siehe Anm. zu Nr. 33 (Kaisten).

351 FS 56 f., nach R. I/100.

Rindele, Flur zwischen Obermumpf und Schupfart.

Rochelenmoor, auch anderwärts in Sagen erwähntes gespenstiges Mutterschwein, das durch die Lüfte jagt, wobei man sein Grunzen oder «Rochelen» vernimmt. Da und dort übertragen auf die vor dem Herdfeuer stehende Kaffeekanne mit brodelndem Inhalt.

352 FS 57, mdl. Überlieferung aus Schupfart. Vgl. Nr. 75 (Oberhofen).
Haue: Hacke. — *Reuthau*: Hacke, die man zum Reuten (Roden) brauchte.

Als wirksames Mittel, eine Hexe zu vertreiben und unschädlich zu machen, erweist sich das sorgfältige Verschliessen und Verstopfen aller Spalten und Öffnungen desjenigen Zimmers, worin die Hexe ihr Unwesen treibt. Es wird sich dann irgendein auffallender, wenn auch unscheinbarer Gegenstand im Zimmer zeigen; vernichtet man diesen, so hat man die Hexe selbst getötet.

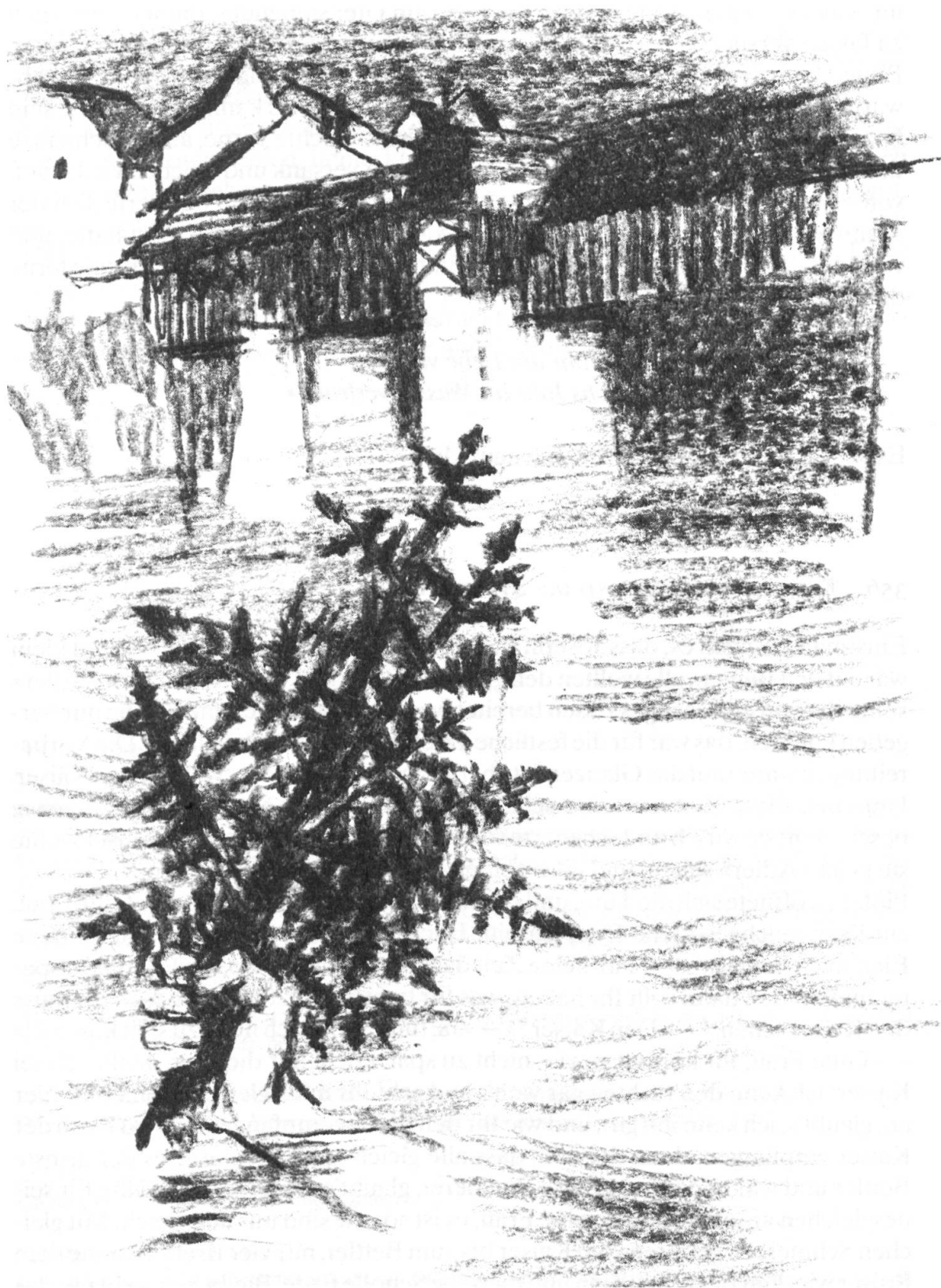
So wurde in Stein ein Mann immer vom Alp gedrückt. Einst als er es bemerkte, sprang er aus dem Bett, verstopfte alle Ritzen und Löcher und legte sich dann ruhig wieder nieder. Am Morgen, als er nach ruhigem Schlummer erwachte, bemerkte er auf dem Boden eine Flaumfeder, hob sie auf und verbrannte sie. Zur nämlichen Stunde verschied unter furchtbaren Schmerzen eine bekannte Nachbarin, die als Hexe verschrien war.

354 DER STICHHUND

In alter Zeit führte der Weg von Stein nach Mumpf hoch dem Hang entlang über den Steiner Stich. Von dieser steilen Anhöhe zog sich der Weg gleichmässig abfallend nach Mumpf hinunter. Nahe der Banngrenze befand sich am Waldrand ein Wegkreuz. Bei diesem Kreuz soll ehemals ein Gespenst, der Stichhund, sein Unwesen getrieben haben. Mit seinen feurigen Augen erschreckte er alle Wanderer, die dort zu mitternächtlicher Stunde vorbeikamen. Es lebte zu jener Zeit in Stein jedoch ein Mann, der die Existenz des Stichhundes in Abrede stellte und jeden auslachte, der das Untier gesehen haben wollte. Eines Nachts jedoch musste dieser Mann dringend nach Mumpf gehen, um die Hebamme zu rufen. Als der Mann nach einiger Zeit schreckensbleich zurückkam, wollte ihn anfänglich niemand mehr erkennen, denn seine Haare waren in der kurzen Zeitspanne schneeweiss geworden. Der Stichhund war ihm begegnet. In der Folge wurden Kapuzinermönche, von denen man wusste, dass sie über geheime Kräfte verfügten, gebeten, den Stichhund zu bannen. Seit jener Zeit wurde der Stichhund nie mehr gesehen.

355 RUHELOSER SELBSTMÖRDER BEI DER SÄCKINGER BRÜCKE

Zu Hornussen lebte einst ein Mann, der zwar fleissig zur Messe ging, täglich den Rosenkranz betete, dem Pfarrer und dem Kaplan in allem folgte, der weltlichen Obrigkeit aber wenig nachfragte. Wegen wiederholtem Ungehorsam liess ihn zuletzt das Amt vier Tage einsperren. Da man ihn wieder aus der Haft entliess, wandelte ihn eine solche Scham vor den Leuten an, dass er sogleich dem Rheine zulief und sich hineinstürzte. Ein Schiffer, der ihm auf dem Wege begegnet war, hatte aus seinem trüben Gesichtsausdruck nichts Gutes geschlossen und war ihm



nachgegangen; als er den Fluss erreichte, sah er eben noch, wie der Unglückliche im Wasser mit dem Tode rang; er hatte ein am Ufer stehendes Tannenbäumchen zu fassen versucht. Dieses riss aus und blieb ihm in der Hand; damit versank er. Einige Jahre später fuhr dieser Schiffer mit seinem Weidling von Sisseln rheinabwärts gegen Stein. Wie er auf die Höhe des Gallusturmes kam, fühlte er, wie sein Fahrzeug plötzlich emporgehoben wurde. Dann tauchte vorne, an der Schnauze des Schiffes, ein Tannenbüschel aus dem Wasser, versank und tauchte wieder auf, von einer Menschenhand krampfhaft umklammert. Sogleich erinnerte sich der Mann an den Unfall, der hier seinem Bekannten das Leben gekostet hatte, und voll Mitleid rief er: «Ach Gott, was muss man tun?» Da antwortete ihm eine ferne dunkle Stimme aus den Wellen:

*«Sechs Johr am Lebe verlore,
und sechs Johr im Wasser verfrore.»*

Es waren genau sechs Jahre seit jenem Unfall.

356 KAISER JOSEPH II. UND DIE STEINER BÜRGERSFRAU

Einstmals geschah es, dass Joseph II. nach Stein kommen sollte. Gross und klein war auf den Beinen, alle wollten den guten Kaiser sehen. Im Gasthof zum «Adler» sollte ihm ein grossartiges Essen bereitet werden. Was Keller und Küche nur hergeben konnten, das war für die festliche Tafel im Adlersaale bestimmt. Die Vorbereitungen waren auf das Glänzendste hergerichtet, und alles erwartete den Kaiser. Um eben diese Zeit war eine schlichte Bürgersfrau in ihrem Stübchen emsig beschäftigt; sie wusch und scheuerte so rasch wie sonst nie, denn den Kaiser wollte sie ja im «Adler» sehen, und alles sollte zuvor blank und sauber sein.

Plötzlich öffnete sich die Türe, und ein zerlumpter Bettler trat herein. «Gute Frau, ein Paar weichgesottene Eier, ich bitt' Euch, gebt mir ein Paar weichgesottene Eier, mich hungert's.» «Hab' keine Zeit dazu», antwortete die Frau, «kommt später mal wieder, dann sollt Ihr haben, was Ihr begehrt, jetzt muss ich fort, ich muss den Kaiser sehen.» — «Den Kaiser?» — «Ja, flink, damit ich nicht zu spät komme!» — «Gute Frau, Ihr kommt gewiss nicht zu spät, kocht mir die Eier, denkt, ich sei Kaiser; ich kenn den rechten gar wohl, und seht Ihr mich gleich für einen Bettler an, glaubt's, ich kenn ihn gut, und wie Ihr den Bettler empfanget, so wird Euch der Kaiser empfangen, denn der will, dass alle gleich seien! Und wär es der ärmste Bettler und wär es der hungrigste Wanderer, glaubt's, der Kaiser wird ihn für seinesgleichen ansehen, und gewiss, Frau, es ist so, wir sind uns alle gleich! Mit gleichen Schmerzen geboren vom Kaiser bis zum Bettler, nur vier Bretterwände dem Kaiser wie dem Bettler und ein und dieselbe Scholle Erde! Bleibt hier, gebt mir das Verlangte, Ihr sollt den Kaiser dennoch sehen!» Die Frau wusste nicht, wie ihr

geschah. Da stand der zerlumpfte Bettler vor ihr, so frei, so glorreich, ja, mit einem wahren Heiligenschein! «Und wenn ich den Kaiser gar nicht sehe, ich will Euch ein Paar Eier kochen.» Mit diesen Worten eilte die Frau zur Küche, und bald stand das Gewünschte da. Der Bettler liess sich's wohlschmecken, und gewiss hatte ihm nie eine Mahlzeit besser gemundet.

Währenddem er noch so sass und so recht über das Wohl und Wehe der Menschheit nachzusinnen schien, bemerkte die Frau: «Den Kaiser werd' ich nun doch wohl nicht mehr sehen.» — «Doch, doch, meine Beste, Ihr sollt ihn sehen, so gut, wie ihn irgendeiner sehen kann; merkt auf: Ich bin der Kaiser, ja, ich bin Joseph II.!» Die Frau war wie aus dem Himmel gefallen. Der menschenfreundliche Fürst übergab ihr ein ansehnliches Geldgeschenk und entfernte sich.

Drüben im «Adler» aber sassen die befrackten und bepuderten Herren und warteten schon lange auf den Kaiser; wer aber nicht kam, das war dieser.

Anmerkungen

353 Bi., a. a. O., S. 60.

A. Birrcher berichtet noch: «Das probateste Mittel, ein Schrätteli zu vertreiben, ist im Fricktal folgendes: Man legt irgendein Tüchlein in Form einer Halsbinde zusammen, die man anziehen will, legt ein Messer in die Mitte des Tuches, schlägt die beiden Zipfel gegeneinander, so dass das Messer unter dem obern Teile liegt. Hierauf wickelt man es auf, fährt dreimal um sich herum und spricht dabei die Worte: «Doggeli, geh heraus aus N. N.» (Name des Ortes). Ist dieser Plagegeist wirklich im genannten Dorfe, so wird beim Auseinanderlegen des Tüchleins das Messer auf dem obern Teile liegen.» Geschrieben 1859.

Schrätteli, *Doggeli*, siehe Anm. zu Nr. 55.

Alb, *Alp*, gespenstisches Wesen (*Schrätteli*, *Doggeli*), das sich einem Schlafenden auf die Brust setzt und damit das Alpdrücken bewirkt.

354 E: Emil Brutschi, geb. 1888, Stein. Mitgeteilt von Herbert Stehlin, Zugführer, Stein. Den heutigen Verlauf am Steiner Stich erhielt die Landstrasse hauptsächlich 1831.

355 FS 55 f., nach R. I/38 f.

Gallusturm, in Säkingen am Rhein gelegen.

356 Rauracia 1859, S. 15 f.

Ein Aufenthalt des Kaisers in Stein auf seinen Reisen durchs Fricktal ist nicht ausgeschlossen. Joseph II. besuchte die Stadt Rheinfelden in den Jahren 1777, 1779 und 1782.

Abkürzungen, Literatur

a.a.O.	am angeführten/angegebenen Ort
f.	folgend(e)
ff.	folgende Seiten oder Jahrgänge
Hk.	Heimatkunde
Lk.	Landeskarte der Schweiz 1:25 000
o.O.	ohne Ortsangabe
s.	siehe
StAA	Staatsarchiv Aargau, Aarau
vgl.	vergleiche
E.	Erzähler
S.	Sammler
Argovia	Argovia. Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau. Aarau 1860 ff.
Bi.	A. Birrcher: Das Frickthal in seinen historischen und sagenhaften Erinnerungen. Beitrag zu den Schweizernsagen aus dem Aargau von E.L. Rochholz. Aarau 1859.
BS	Baselbieter Sagen, herausgegeben von Paul Suter und Eduard Strübin. 2. Auflage, Liestal 1981. (Die Ziffer hinter BS gibt die Sagennummer an.)
Baselbieter Htbl.	Baselbieter Heimatblätter. Organ der Gesellschaft für Baselbieter Heimatforschung. Liestal 1936 ff.
Burkart	Sebastian Burkart: Geschichte der Stadt Rheinfelden. Aarau 1909.
FS	Traugott Fricker: Volkssagen aus dem Fricktal. 2. Auflage, Frick 1957. (Die Ziffer nach FS gibt die Seitenzahl an.)
FS 1. Aufl.	Traugott Fricker: Volkssagen aus dem Fricktal. 1. Auflage, Frick 1938.
PRO	PRO. Herausgegeben vom Schweizerischen Detaillistenverband. Luzern 1952 ff.
Rauracia	Rauracia. Blätter für das Volk. Herausgegeben von Fr. Aug. Stocker, Frick 1859 und 1860.
R. I, II	Ernst Ludwig Rochholz: Schweizernsagen aus dem Aargau. 2 Bände, Aarau 1856. Nachdruck Zürich 1980. (Die römische Ziffer gibt den Band, die arabische die Seitenzahl an.)

Rochholz, E.L. Rochholz: Der Steincultus in der Schweiz. In: Argovia 3/1862/63
Steinkultus

Rhf. Njbl. Rheinfelder Neujahrsblätter. Rheinfelden 1945 ff.

Schweizer Volkskunde. Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde.
Basel 1910 ff.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. Vierteljahresschrift der Schweiz. Gesellschaft für Volks-
kunde. Basel 1897 ff.

Taschenbuch der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau. Aarau 1860—1929.

Weitere Literaturangaben finden Sie in den Anmerkungen.